

### Die amtlichen Kriegsberichte.

Amtlich wird verlautbart: 3. Jänner.

**Westlicher Kriegsschauplatz.** Waffenstillstand.

**Italienischer Kriegsschauplatz.** Keine besonderen Ereignisse.

Der Chef des Generalstabes.

Großes Hauptquartier, 3. Jänner.

**Westlicher Kriegsschauplatz.** An verschiedenen Stellen der Front Artilleriekampf. Nahe an der Küste wurden bei gelungener Unternehmung Gefangene gemacht. Französische Vorstöße in der Champagne nördlich von Prosnès und nördlich von Le Mesnil scheiterten in unserem Feuer.

**Westlicher Kriegsschauplatz.** Nichts Neues.

An der mazedonischen und italienischen Front ist die Lage unverändert.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

A. Z. AM ABEND (Fünfuhrblatt)

Nr.: 1084.

TAG: 29.1.1918/2

### Der schönste Kreuzzug.

London, 27. April. (Telegraphenkompagnie.) Den Blättern wird aus Ottawa berichtet: Der Präsident des amerikanischen Fachvereinigungsverbandes Gompers hielt in einer gemeinschaftlichen Sitzung des kanadischen Parlaments eine Rede, in der er zu den Kriegs- und Friedenszielen Stellung nahm. Gompers bezeichnet den heutigen Krieg als den schönsten Kreuzzug, der in der ganzen Weltgeschichte je von Menschen unternommen worden sei. Die Selbstaufopferung des Menschen habe nie einen edleren und heiligeren Zweck zum Ziele gehabt. Als unsere Brüder, sagte Gompers, aus Australien, Afrika, Indien und Kanada in den Krieg gingen, gab es keine Dienstpflcht, aber als die Existenz und die Ehre des Mutterlandes auf dem Spiele standen, als Belgien überwältigt wurde und der Feind in Frankreich einbrang, haben in England und in seinen Kolonien die Männer und Frauen, die sich vergegenwärtigten, was britische Demokratie und britischer Idealismus bedeuteten, sofort dem Rufe der Freiheit gehorcht, welcher durch die Welt gegangen war. Gompers huldigte dann Belgien in seinem Totekampf, huldigte der Tapferkeit Frankreichs und huldigte auch England und Kanada, die erkannt hätten, daß die deutsche militärische Maschine nicht weiterkommen würde. Die Deutschen müßten zuerst aus Belgien und Frankreich vertrieben werden, ehe man vom Frieden sprechen könne. Gompers erklärte schließlich, daß auf der einen Seite Deutschland stehe als eine über alles herrschende militärische Organisation, auf der anderen Seite der Geist der Freiheit, die Demokratie und die Gerechtigkeit für die ganze Menschheit.

## Oderzo.

### Der wertlose Gasangriff. — Das Benzinlager in der Feuerlinie.

Schon am 14. Juni nachmittags war bei unserer gesamten Artillerie bekannt, daß wir nur mit ganz verdorbenen „Reizstoffen“ unser Gasschießen am 15. Juni, 3 Uhr morgens, zu beginnen haben würden. Dieser Mitteilung wurde jedesmal beigelegt, der Gasfachmann wäre da gewesen, um sein Urteil abzugeben, aber man würde sofort verhaftet, wollte man es wagen, dieses Urteil selbst weiterzugeben. So begann am nächsten Morgen die eigentliche Entscheidungsschlacht der Weltgeschichte. Seit dreiviertel Jahren hatten die Italiener, die Meister der Erd- und Befestigungsarbeiten, das Schlachtfeld am rechten Ufer der Piave hergerichtet. Die zahllosen Eisenbetonkonstruktionen, Hindernisse und gepanzerten Vergasungsanlagen waren natürlich nur durch Gasschießen zu überwinden. Nur dadurch, daß sich schweres Gas hineinlegte, waren die Verteidiger an ihrer Tätigkeit zu hindern. Andererseits muß bedacht werden, wieviel Munition dazu gehört hätte und wie oft die Rohre zu deren Verfeuerung hätten ausgewechselt werden müssen, hätte man Meter für Meter dieser furchtbaren Befestigungsanlagen durch Sprenggeschosse bewältigen wollen.

Um 3 Uhr morgens begann unser Gasschießen. Ich war bei der Einnahme der ersten italienischen Gefangenen dabei. Nicht nur, daß man auf italienischer Seite ganz genau die Stunde des Beginnes und Endes unseres Gasschießens wußte, man gab lachend zu, daß man weder Tote noch wirklich Kampfunfähige gehabt habe. Nur jene Leute, die durchaus während des ganzen dreiviertel Stunden dauernden Gasschießens nicht ihre Masken aufsetzen wollten, hätten schließlich niesen müssen. Nach derartiger Vorbereitung hatte man die Gewissenlosigkeit, unsere Truppen hinüberzuschicken. Bei keiner der Brücken war ein Fluggeschütz oder ein Maschinengewehr mit Flugzeugmunition aufgestellt. Daher konnten die unten leicht gepanzerten Flugzeuge des Gegners bis auf 20 Meter sich herablassen und so das von der Artillerie begonnene Zerstörungswerk vollenden.

Natürlich hatte die wieder ganz intakt in ihren Stellungen befindliche italienische Artillerie durch genauestes Punkttschießen die Brücken und Übergangsmittel im ihr passenden Augenblicke zerstört. Und nun waren unsere Truppen ohne Proviant-, Sanitäts- und Munitionsnachschub abgeschnitten auf der anderen Seite. Tausende von braven Offizieren und Mannschaftenseren haben damals ihr Leben umsonst lassen müssen.

Am folgenden Abend sandte unser Generalstab Proviant mit Flugzeugen hinüber. 600 Büchsen gelangten auf die andere Seite und das kostete vier Flugzeuge.

Zwischen dem Bahnhof und dem großen Feldspital von Oderzo befand sich ein mächtiges Benzinlager. Zwei Tage hindurch wurden vergeblich die maßgebenden Organe des betreffenden Korpskommandos gewarnt und gebeten, dieses Benzinlager etwas nach seitwärts zu verlegen, da das italienische Feuer jedenfalls zunächst auf den Bahnhof Oderzo zu erwarten sei. Der sogenannte militärische Anstand verbot, sich mit derartigen Angelegenheiten direkt an den Kommandanten, übrigens in diesem Falle an einen wirklichen deutschen Edelmann, zu wenden. Da der Warnende kein Angehöriger des Generalstabes war, wurde der Mahnruf ignoriert.

Am nächsten Abend geschah das Entsetzliche. Gegen 8 Uhr 30 Minuten abends schlug ein schwerer Schuß in der Richtung des Bahnhofes, aber um 400 Schritte zu kurz ein. Wir stürzten alle auf den Ballon, wußten wir doch, daß ein weitergehender Schuß das mit Tausenden von Verwundeten und Kranken erfüllte Spital treffen oder durch Entzündung der riesigen Benzinmassen den Verkehr mit dem Spital unmöglich machen mußte! Das Spital wurde zweimal getroffen. Ein Pilgerzug von halbnaekten Verstümmelten, die sich gegenseitig unterstützten, wälzte sich langsam durch die immer enger werdende Hauptstraße von Oderzo. Was halfen die zehn Sanitätsautos in diesem wahrhaft entsetzlichen Gedränge! Dabei konnten wir jeden Augenblick einen weiteren Schuß erwarten. Daß uns dies erspart blieb, war nur auf einen Zufall zurückzuführen. Die Italiener schossen überhaupt nicht mehr, denn zwei Tage vorher war der Kommandant eines schweren Artillerieregiments gesprächsweise und privat auf die furchtbare Lage des in der Bahnhofrichtung gelegenen Spitals und die dort aufgestapelten Benzinmassen aufmerksam geworden. Dieser Regimentskommandant hatte — ohne weitere Verbindung — in den entscheidenden Minuten die Sachlage richtig erkannt. Mit einer großen Anzahl schwerer Batterien hielt er die Italiener noch bis zum nächsten Tage derart nieder, daß keiner wagte, die Dedung zu verlassen und zu feuern. Es gelang bis 12 Uhr nachts die Verwundeten und Kranken, dann bis 8 Uhr früh das Benzin mit allen erdenklichen Transportmitteln abzuschleppen, ohne durch einen einzigen Schuß gestört zu werden.

Auch diesen Beitrag zur jüngsten Kriegsgeschichte wird man in das Gebiet der Untersuchungen einbeziehen müssen, die jetzt hinsichtlich der Schuldfrage durch grobe Verfehlungen verantwortlicher Kreise geführt werden.

**Schlagwortkritik.**

Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Lensch unterzieht in Heft 43 der „Glocke“ das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker einer vernichtenden Kritik. Er weist zunächst darauf hin, daß dieses Schlagwort schon seit jeher Mode gewesen ist, wenn es galt, in irgendwelcher versteckter Form Annexionen zu machen. Es sei höchst wunderbar, daß die Sozialdemokratie in dieses Modegeschrei einstimme, denn das Selbstbestimmungsrecht widerspreche den Grundgedanken der Partei, die auch im politischen Leben die Zusammenfassung kleiner Betriebe zu einem großen Betriebe befürworte. Bei Marx und Engels sei niemals davon die Rede. Lensch sucht dann zu erklären, warum die Sozialdemokratie auf das Schlagwort hereingefallen sei, und stellt fest, daß das Selbstbestimmungsrecht nicht etwa der Sieg irgend eines sozialistischen Prinzips sei, sondern daß es sich um ein „liberal-kleinbürgerliches“ Schlagwort handle, das von der Sozialdemokratie aufgenommen sei. Im Anschluß daran zitiert er aus dem sozialdemokratischen „Hamburger Echo“ die Aeußerung eines Soldaten, der seit Beginn des Krieges an der Front ist: „Wer hofft und wer glaubt denn, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker die friedebringende Erlösung vom völkermordenden Krieg sein wird? Wer ist davon überzeugt? Die lautesten Verfechter dieser Formel in London und Washington bürgen dafür, daß ihr gewiß etwas Unehrliches anhaften muß.“ Wörtlich fährt dann Lensch fort:

„Der Glaube, auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes mit unseren Gegnern, wie sie nun einmal sind, einen „Verständigungsfrieden“ abzuschließen zu können, ist und bleibt ein Traum. Das Wort „Verständigung“ hat ja wohl irgend etwas mit Verstand zu tun. Solange aber der Verstand im Ententelager noch so wenig, der Größenwahn und die Verhegung in den amtlichen Kreisen noch so viel zu sagen hat, ist an einen Verständigungsfrieden nach wie vor leider nicht zu denken. Wie der „Verständigungsfriede“ aussieht, den uns die Entente heute anbietet, das haben uns die Reden Pichons, Lloyd Georges und Wilsons deutlich genug gezeigt. Mitteleuropa würde danach wie ein am Querholz aufgehängtes Wildschwein aussehen, das die Entente mit einer Träne im Auge, aber im übrigen mit stillem Schmunzeln ausweiden könnte.“

DAS INTERESSANTE BLATT (Wien)

Nr.: 7

TAG: 14.2.1918, 11



Hinter der englischen Front in Flandern: Bauernfrau und Kind mit Gasmaske.  
Nach einer photographischen Aufnahme.

## Von der Front, die „handelt“, wenn sie stirbt.

Aus meinem Waffenstillstand-tagebuch.

Czer now is, Mitte Februar.

Es ist vielleicht ein Symbol: In dem Moment, da die russische Front im Osten zu sterben begann, eröffnete sie einen Handel. Zunächst einen Tauschhandel. Am ersten Tage der Waffenstillstandsverhandlungen am 27. November 1917 haben Handelsleute in der Nähe des Städtchens Sereth 500 Liter Rum gegen fast ebensoviel Kilogramm Mehl und Kaffee eingetauscht. Woher hatten die das so strenge verbotene Getränk? Woher jene so kostbaren Bohnen? Egal. Sie waren da. Der Handelsgeist brachte sie aus einem Versteck hervor. Seither bekommt man in der neutralen Zone die köstlichsten und kostbarsten Dinge, die man im Hinterlande schon lange nicht mehr kennt. Kaffee, Tee, sogar echter russischer Kaviar war neulich zu bekommen, wenn man dafür Schnaps, Wein, Schreibzeug oder eine Uhr hingab. Ja, wenn die Kanonen schweigen, leben die Kaufleute.

Auf einer Frontlinie von etwa zehn Kilometer Länge begegnete mir jenseits unserer Linie ein Russe. Maschinengewehre starren, von jeder Maskierung entblößt, verrostet, fallen auseinander. Etwas weiter sieht man Geschütze, ohne Bedienungsmannschaft, ohne Bespannung und ohne Wache. Mordwaffen, die vor kurzem Verderben spien, sind ganz ungefährliche Eisenkolosse, unbeweglich tief in die Erde versunken. Altes Eisen.

„Was machst du allein da?“ fragte ich den Russen.

„Es waren unserer acht Kameraden. Wir haben hier die Geschütze zu überwachen. Die anderen sind seit gestern fort, und kommen nicht zurück. Na, lange werde ich hier auch nicht warten. Ich allein kann die Front nicht bewachen. Herr, könntet Ihr nicht dort bei Euch schauen, daß man die Sachen hier (auf die Geschütze deutend) wegnimmt, es ist doch schade, daß

sie so zugrunde gehen. Man kann daraus noch, was Drahtliches herstellen.“

„Es ist nicht erlaubt. Da ist ja Eure Front und die internationalen Gesetze verbieten es, uns jetzt diese Dinge anzueignen,“ erwiderte ich.

„Ach, Eure Gesetze... und in seinem Blicke waren tausend Fragen und Empfindungen, die er mit einem Kopfschütteln in sich verschloß.“

„Wie ist es Ihnen in der letzten Zeit unter den Russen ergangen?“ fragte ich neulich einen Juden, der aus einem okkupierten Orte herüber kam.

„Wie ist es ergangen? A Bolschewik is a guter Mensch, aber a großer Ganess. Zuerst habe ich gehandelt mit allem, was nur da war. In der letzten Zeit hab ich schon gehandelt mit Kanonen.“

Vierzehn halbwüchsigc Burschen, sechs Stäbter und acht feste Bauernkinder, haben bei Sereth bei einer russischen Feldwache ein leichtes Geschütz um Schnaps und Zigaretten gekauft. Mit Hilfe der Russen gelang es den Rangen, das Geschütz aus der Stellung zu schaffen und in die Nähe des Ortes zu bringen, wo es aufgestellt wurde. Die Burschen wählten dann den ältesten, einen vierzehnjährigen Schwaben, zum „Kommandanten“ und beschlossen, den Kampf gegen die Rumänen aufzunehmen, wenn sie sich der Stadt nähern sollten. In dieser Episode vom Spiele der Frontkinder an der russischen Front ist so viel Ernst, daß sie verzeichnet zu werden verdient.

Russische Soldaten führten heute etwa 70 rumänische Soldaten durch die Stadt. Beide Parteien waren bewaffnet. Die Rumänen wurden in einem Kampfe zwischen Russen und Rumänen von jenen gefangen. Hier wurden beide Parteien entwaffnet und vereint. Sie sind jetzt unsere Kriegsgefangenen. Wer kennt sich in diesem Chaos noch aus? Die Rumänen schlagen sich mit ihren Gönnern und Bundesgenossen von gestern, werden von den Russen gefangen, beide Parteien kommen dann zu uns als Kriegsgefangene. Kann es nicht eines Tages geschehen,

WEBER, Julius

(Marsyball) (2002) TAGEBUCH

18.11.1917

14

daß die Russen und Rumänen uns anrufen, damit wir unter ihnen Ordnung machen?

Am 29. Jänner haben sich starke russische Formationen vor ihren rumänischen Freunden auf unser Gebiet herüber gerettet. Diese Russen sind Teile des 18. russischen Korps, das an der rumänischen Grenze stand und von den Rumänen arg bedrängt wurde. Den Russen blieb nichts anderes übrig, als zu uns zu flüchten. Mit den Truppen kam auch ihr Kommandant, der General Shtin. Ich sprach mit ihm. Bis zum Monat Oktober 1917 war er Erzellenz, Führer eines Korps. Jetzt ist er „Towaresch“ Shtin. Er trägt zwar noch einen Generalsmantel und ebensolche Kappe, aber sonst unterscheidet er sich durch nichts von seinem Adjutanten, der ein Bolschewik ist.

„Erzellenz,“ begann ich, um eine Frage zu stellen. Aber der General unterbrach mich schon beim ersten Wort: „Erzellenz? Bin ich es noch? Bin ich überhaupt noch eine konkrete Erscheinung? Ist es mein Vaterland? Können Sie die Situation erfassen, in der sich ein echter, wahrer Russe befindet? Aber, es tut nichts, die Zerfegung muß weiter gehen, bis zur Atomisierung. Dann bekommen wir wieder ein Kaiserreich...“

„Glauben Sie, Herr General,“ fragte ich, „vielleicht nicht an den Erfolg der Revolution?“

Darauf der General:

„Es ist sicher, daß das frühere System die Energien des Volkes zum Schaden unserer Entwicklung lähmte. Aber, wo ist der Mann, der die nunmehr entfesselten Energien zusammenfaßt zugunsten unserer Entwicklung? Trotzki ist es nicht. Trotzki leidet am gleichen Übel, an dem Kerenski zugrunde ging. Sie begannen mit Rußland und endeten mit der Internationale. Rußland aber kann nur durch Rußland gerettet werden. Rußland ist das nationalste Volk Europas. Das hat schon unser erster und größter Revolutionär Tolstoi gelehrt.“

Der General sprach noch lange, aber er sprach viel zu viel Wahres, als wir heute vertragen können. Deshalb will ich darüber lieber schweigen.

Julius Weber.

### Genugtuung über den Einmarsch im Osten.

Wir lesen:

Mit Eilfertiger Schnelligkeit bringen nach Wiederaufnahme der Feindschaften die deutschen Truppen im Osten vor. Die Vorherige, daß Rußlands Heere gänzlich widerstandsunfähig geworden seien, erfüllt sich im höchsten Maße. Fast ohne Kampf fallen Laufenbe von Geschützen und riesige Mengen anderen Kriegsmaterials, welches die Heeresleitung für die Westfront gut brauchen kann, in unsere Hände. Die Bolschewikregierung hat unzweifelhaft eine Mißgeburt begangen, als sie, getreu ihrem Standpunkt des Alles oder Nichts, die Verhandlungen in Brest abbrach. Jetzt will sie schleunigst wieder über den Frieden verhandeln, ohne einen neuen Waffenstillstand zu haben, während Tag für Tag die deutschen Truppen weiter vorrücken. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen, was nun kommen wird. Zweifellos wird die deutsche Regierung jetzt die Bedingungen neuer Handelsabstättungsgründung, die sie bisher für Finnland und Litauen stellte, auf Island und Ostland ausdehnen und die Zurückziehung aller großrussischen Truppen aus Finnland und der Ukraine zur Bedingung eines neuen Waffenstillstandes machen. Durch ihre intransigente Haltung in Brest-Litowsk und kindliche Revolutionsillusionen haben sich die Volkskommissäre den Frieden bloß teurer gemacht... Die Operationen sind im Gange, die Kugel im Laufe ist nicht aufzuhalten. Hoffentlich ersparen sich die Volkskommissäre jede überflüssige Geste nach dem Wiedereintritt und erfüllen sich mit dem Verständnis für das praktische Notwendige, das einmal nach Maß der Kräfteverhältnisse unvermeidliche und betätigen im raschen Friedensschluß jenen Wirklichkeitssinn, den sie in Brest leider haben vermissen lassen.

Wo lesen wir das? In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ oder in ähnlichen Blättern? Nein, wer so schreibt, ist die sogenannte „Internationale Korrespondenz“, die eine sozialdemokratische Korrespondenz sein will! Man begreift danach, daß sie mit Vorliebe von scharfmacherischen und pseudodemokratischen Blättern zitiert wird!

## Livland und Estland befreit.

Von unserem zum Offizier entlassenen Kriegsberichterstatler.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Walla, 25. Februar.

Gestern vormittags um 10 Uhr sind unsere vorgeschobenen Abteilungen auf Schlitten in Dorpat eingezogen. Auf dem Wege trafen sie auf den Rest einer russischen Division, die über Rügen nach Dorpat marschieren wollte; sie ergab sich. 3000 Mann und 2500 Fahrzeuge zogen darauf unter Bedeckung von ein paar Mann nach Walla, die bespannten Maschinengewehr-Abteilungen führen selbst ihre Gewehre zum deutschen Sammelplatz. Auf der verschneiten großen Straße hinter Walla hatte man den Eindruck, einen Heereszug Tschingis-Chans zu erleben: Kosaken auf den kleinen scharf trabenden Pferden, Infanterie, Schlitten über Schlitten, besetzt mit Mannschaften und Zivilisten, Frauen darunter, Privatwagen, — alles schob sich durcheinander; alle grüßten übrigens stramm die deutschen Offiziere. Die Sturmabteilungen waren inzwischen längst in Dorpat, das sie ruhig fanden, nur in der Umgebung machten sich noch Banden bemerkbar. Nahrungsmittel scheint es in der Stadt bis auf Brot noch zu geben.

Die rein militärischen Operationen sind ja wohl durch die Annahme unseres Ultimatums jetzt zu Ende, aber man hat den Eindruck, daß es doch noch einige Zeit halten wird, bis das Bandenwesen unterdrückt ist, denn bei dem rasend schnellen Vormarsch — doch etwa 60 Kilometer am Tage, vier Tage lang — gibt es natürlich abseits der Straßen noch viele Zonen, in die unser Arm noch nicht gedrungen hat. Die jungen Deutschen — 15jährige sind darunter — die monatelang nur von Raub und Plünderung lebten und die jeden anständigen Menschen, gleichgültig ob Letten, Esten oder Deutsche als vogelfrei ansehen, werden sich allerdings schnell an Ordnung gewöhnen müssen.

In den letzten Tagen vor unserem Einmarsch haben sie überall noch Schandtaten gehäuft. Es steht leider fest, daß von den fortgeschleppten Opfern eine größere Anzahl ermordet worden ist. In Walla sind neun Leichen von Ermordeten, die auf Gut Absel verhaftet worden sind, eingeliefert worden. Da man merkwürdigerweise in gewissen Kreisen in Deutschland — vom Ausland nicht zu reden — sich so stellt, als seien die Vorfälle aus den Ostsee-Provinzen übertrieben, gebe ich in dem einen Fall Namen: Pastor Wolphst und Frau, der lettische Oberförster Lusch, Dr. Elias, der lettische Förster Kildweil und Frau; die anderen Namen waren bei den verstümmelten Leichen nicht festzustellen. Die Frauen waren völlig entkleidet. Der Vorfall geschah von maximalistischen lettischen Soldaten sieben Werst von Walla bei einem alten Krug. Dies ist ja nur ein einzelner Fall aus dem System der Bolschawiki, und es muß selbst für den, der nicht sehen will, klar sein, wie dies Land den deutschen Einmarsch jubelnd begrüßt.

Ich sprach in Wenden mit Letten, einer Pastorsfrau, der Frau eines Rechtsanwalts, einem Schächtermeister,

einem Schneider, ein paar lettischen Soldaten, in Walla mit Esten, einem jüdischen Herrn, ihre Worte kommen immer auf das gleiche: es war die höchste Zeit, daß die Deutschen kamen! Gott sei Dank, daß sie kamen!, wobei die Esten vielleicht noch immer einen Grad wärmer in der Bekundung ihrer Meinungen sind. Die Freude der baltischen Deutschen ist herzergreifend, aber man hat aus ihren Worten auch noch den Eindruck, daß Scheidewänne, die Jahrhunderte lang im Baltikum bestanden, in der Not der Zeit gefallen sind, was sich schon darin zeigte, daß estnische Bataillone viele Deutsche zuletzt vor den Bolschewiki-Motien beschützt haben, indem sie angaben, es handle sich um Esten, über die sie allein zu richten hätten.

Ein weiteres Beispiel ist die Expedition nach Pernau, die gestern nacht glänzend durchgeführt wurde. Auf telephonischen Anruf — die Telefonleitungen sind in diesem Feldzug der sechs Tage fast alle unbeschädigt geblieben — hörte man in Walla, daß sich die dortigen estnischen Truppen unter deutschen Befehl stellen wollten. Da man in Walla neben einer vollständigen Eisenbahnwerkstätte, bei der Arbeiter und Ingenieure geblieben waren, auch eine Kleinbahnlokomotive und Wagenmaterial erbeutet hatte, wurde eine Sturmabteilung auf die Strecke Walla-Pernau in Zug angeheft. Nach siebenstündiger Bahnfahrt erreichte sie um 1 Uhr 30 Min. nachts Pernau, wo sich der Kommandant des dritten Bataillons des zweiten estnischen Regiments mit seinen 600 Mann sofort unter deutschen Befehl stellte.

Der außerordentliche Erfolg dieser militärischen Expedition, die ja außer der prompten politischen Wirkung ganz ungeheure Deuteergebnisse brachte, wurde vor allem auch durch die Schnelligkeit bedingt. Die vorgeschobenen Abteilungen erreichten Schnelligkeitsleistungen, die fast rein sportlich außerordentlich sind, und das Gewas der Infanterie marschierte, als ob es keine Ermüdung gäbe. Von zwei Regimentern z. B. ist nicht ein Mann an Marschverlust ausgefallen, alle wollten dabei sein, wenn ihre Blutsbrüder befreit würden, und so zogen sie in kaum glaublicher Schnelligkeit vorwärts, ihr Gepäck auf kleinen Handeschlitten mit sich schleifend. „Der deutsche Infanterist macht es immer wieder“, sagte gestern der General, und er zitierte das Bismarcksche Wort: „Unser Leute sind zum Rüssen!“

Rolf Brandt.

## Ein Gleichnis.

Es müßte kein Schelten und kein Drohen; damit wird die Mehrheit für die Kriegskredite weder zustande gebracht, noch die Mehrheit gegen sie verschreckt. Ungleich nützlicher wäre es, statt nur „das“ Parlament zu sehen und auf die Parteien zu schimpfen, sich den Staat zu beschauen und die Wahrheit zu erkennen, daß diese Nichtbewilligung nur ein Ausdruck einer großen und tiefreichenden Krise ist, die die österreichische Staatlichkeit befallen hat. Sie drohen nun ununterbrochen mit irgend etwas Schrecklichem — was es sein könne und solle, wissen sie freilich selbst nicht —, das dem Parlament drohe, wenn das Abgeordnetenhaus die notwendige Mehrheit für die Kriegskredite nicht beistelle. Aber würde die Tatsache, daß in Oesterreich, als dem einzigen der kriegsführenden Staaten, die Kriegsanleihe nicht bewilligt wird, durch welche Gewaltmaßregeln immer aus der Welt geschafft werden? Es handelt sich doch nicht bloß um die Anleihe, es handelt sich doch weit mehr um die Bewilligung, um jenen Beweis der Zustimmung zum Staate, der Bejahung des Staates, der in dem Akte der Bewilligung von Kriegskrediten liegt. Von der Gewalt kann ein Staat nicht leben, und wohin er gelangt, wenn er sein Sein ausschließlich auf die Gewalt stützt, hat der Nationalitätenstaat doch ausreichend erfahren. Er braucht ein Mehr und ein Höheres: er braucht, wenn er leben soll, das Vertrauen des Volkes, einen Hauch wärmeren Gefühls; aber das alles ist durch Gewalt nicht zu erreichen. Durch Gewalt erreicht man nur, daß sich Gleichgültigkeit zur Abneigung, Kühle zum Haß, Anmut zur Wut steigert. Ob es möglich ist, die schmachvollen Verfassungsbrüche der Vergangenheit im vierten Kriegsjahr zu wiederholen, kann beruhigt abgewartet werden; gewiß ist, daß eine neue Vergewaltigung des Parlaments die letzten Möglichkeiten verschütten würde, die vor Oesterreich überhaupt noch stehen. Sie vermeinen, sich am Parlament rächen zu können, wenn es ihrem Willen nicht untertänig wird; aber jeder Anschlag gegen das Parlament wäre in Wahrheit der stärkste Anschlag gegen den Staat selbst.

Ohne Zweifel befindet sich ein Staat in einer peinlichen Lage, der wahrnehmen muß, daß sich zahlreiche seiner Nationen in offenem Gegensatz zu ihm befinden, daß es ihnen an jenem Maße von Patriotismus gebricht, das sie anerkennen würde, für die Kriegskredite zu stimmen. Was sie allerdings dabei von uns Sozialdemokraten wollen, ist uns eigentlich unerfindlich. Denn daß eine Partei, die dieser ganzen Unrechtsordnung unwiderruflich Fehde angesagt hat und sich mit ihr in einem notwendigen und ausnahmslosen Gegenstand befindet; daß eine Partei, die in dem Kriege den denkbar stärksten Widerspruch wider ihre ganze Weltanschauung erkennt, daß die Sozialdemokratie gegen die Kriegskredite stimmt, ist doch nur ganz selbstverständlich, und daß von diesem Grundsatz im Weltkrieg von vielen sozialistischen Parteien abgewichen worden ist, beweist nichts gegen den Grundsatz, beweist nur viel gegen diese Parteien. Wenn sich aber so viele Nationen in ihrer Gesamtheit von den Verpflichtungen des Patriotismus entbunden fühlen, so beweist das nur, daß die gegenwärtige Ordnung des Nationalitätenstaates mit ihrem nationalen Ideal unvereinbar ist; daraus folgt nun keineswegs, daß die Nationen verpflichtet seien, ihre Ideale aufzugeben, daraus folgt im Gegenteil, daß der Nationalitätenstaat verpflichtet ist, sich

so einzurichten, daß er neben den nationalen Idealen noch bestehen kann. Völker lassen sich eben nicht so kaudernieren wie Rekruten und auf obrigkeitliche Befehle, oder etwa auf Anrufe der Herrenhäuser, Schwerten Völker nicht ein; Patriotismus kann man nicht erzwingen, muß man sich erwerben. Die Meinung aber, daß es nur die bösen Abgeordneten seien, die sich so verstockt zeigen, daß aber die Völker selbst ganz anders denken und des Patriotismus voll sind, die ist wohl das Törichteste, worauf die Scheu, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, verfallen konnte. Denn die Abgeordneten, als die in den parlamentarischen Betrieb unmittelbar Verflochtenen, sehen wohl eher das Mögliche und erkennen die Bedingtheit aller nationalen Ideale; die Völker aber befinden sich in jenem inneren Aufbruch, der die Abgeordneten, manche gegen ihren Willen, zwingt, unbeugsam zu verbleiben. In Wahrheit sind ietzt die Schleier gefallen

und man sieht Oesterreich, wie es eben ist. Wir begreifen, daß es den Herrschenden nicht gerade gefällt; aber wenn sie es anders erblicken wollen, so müssen sie es anders machen. Der Nationalitätenstaat in seiner gegenwärtigen Form, der alle Nationen zur Resignation zwingt, ist unmöglich geworden. Es geht eben nicht, bloß die Völker im Ausland zu „befreien“ und das Recht der Selbständigkeit nur etwa den Letten, den Esten, den Ukrainern, den Slaven zuzuerkennen, von den Nationen in Oesterreich aber zu gewärtigen, daß sie darauf, wohin jede Nation heute mit wahrer Inbrunst drängt, auf Selbständigkeit und Unabhängigkeit verzichten. Wir haben plötzlich erfahren, daß auch die Völker in Ardahan, Kars und Batum das unverbrüchliche Recht haben, „ihr künftiges staatliches Schicksal selbst zu bestimmen“. Es ist einigermäßen zu viel verlangt, daß die Völker in Oesterreich-Ungarn auf diese Selbstbestimmung verzichten sollen und für sich nicht dasselbe heischen sollten, was der Edelsinn der Mittelmächte der Bevölkerung von Ardahan, Kars und Batum verschafft hat.

So ist die Frage der Kriegskredite zu einem Gleichnis geworden. In ihr sind die ganzen Nöte des Nationalitätenstaates sichtbar geworden und Staatsnot wird weder beseitigt, indem man sie vertuscht, noch indem man den Ruf der Not unterdrückt. Hier muß der Chirurg tief greifen, wenn er den Organismus von dem fressenden Uebel scheiden soll.

REICHSPOST

Nr.: 117 TAG: 13. 3. 1918

**Die Angliederung der Ostländer  
an das Deutsche Reich.**

Berlin, 12. März.

Bei Nachricht, daß der Landesrat von Kurland einstimmig den Beschluß gefaßt habe, den deutschen Kaiser zu bitten, die Herzogskrone von Kurland anzunehmen und durch Abschluß von Konventionen, betreffend Militär, Zoll, Verkehr, Steuern, Münz- und Gewichtswesen und anderer Verträge Kurland möglichst eng an das Deutsche Reich anzuschließen, bemerkt die „V. Z. am Mittag“:

Als eines der besetzten Ostländer wünscht Kurland unumwunden den englischen Anschluß an Deutschland. Die Berechtigung des Landesrates, im Namen von ganz Kurland zu sprechen, ist nicht mehr anzuzweifeln. Sein Wille dürfte auch von der unbefangenen Volksmasse Kurlands geteilt werden. Trotzdem ist es fraglich, ob die Abordnung vom Reichs-Parlament schon jetzt eine bestimmte Antwort enthält. In der ganzen Frage muß der Reichstag und der Bundesrat Stellung nehmen. Selbst die donauische Frage ist nur im Einverständnis und durch Befragen aller Bundesfürsten zu erledigen. Endlich ist es wünschenswert, daß eine solche Staatsratsfrage dem kurländischen Volke auf breiter Grundlage vorgelegt wird. Daß jedoch die endgültige Regelung zum gewünschten Ziele führen wird, bezweifeln wir alle nicht.

Gewöhnlich klagt die Zuschrift eines Litauers an den sozialdemokratischen „Vorwärts“ über die Schwierigkeiten, welche dem Landesrat von Litauen von Berlin aus gemacht würden:

Der Landesrat hat danach bereits am 11. Dezember 1917 versucht, in Einvernehmen mit Deutschland die litauische Unabhängigkeit zu verkünden. Die gewünschte Einwilligung traf aber aus Berlin nicht ein. Am 26. Jänner 1918 wiederholte der Landesrat seine Bitte, jedoch wieder erfolglos. Die Wirkung war, daß der Landesrat sein Ansehen im Lande verlor und es zu einer Spaltung kam. Um die Ereignisse zu beschleunigen, hat der Landesrat am 26. Februar zum dritten Male seine Bitte nach Berlin geschickt, aber die Antwort Deutschlands steht auch jetzt noch aus.

Dem „Vorwärts“ zufolge wäre die deutsche Regierung bereit, die Selbstständigkeit Litauens anzuerkennen unter der Bedingung, daß der litauische Landesrat sich einstimmig durch Unterschrift auf Eingehung einer Militär-, Eisenbahn- und Münzkonvention verpflichtet. Der Landesrat ist bereit, auch diese Bedingungen anzunehmen.

**Ein Streichzug Livlands.**

Berlin, 12. März.

Dem Deutschen Kaiser sind aus Dorpat folgende Telegramme eingegangen:

„Eure Majestät bittet die livländische Ritterschaft, ihren unwandelbarsten Dank entgegenzunehmen für die Er-

rettung Livlands aus Drangsal und Not und für die Stellung dieser ältesten deutschen Kolonie unter dem Schutz des mächtigen Deutschen Reiches. Die livländische Ritterschaft knüpft daran das Gelübde unwandelbarer Treue und bittet Eure Majestät dessen gewiß zu sein, daß die Livländer mit Gut und Blut immerdar einzutreten bereit sein werden für die Größe des deutschen Vaterlandes. Im Namen der livländischen Ritterschaft der präsidierende Landesrat: Baron Stael v. Holstein, Ritterschaftssekretär von Samson-Himmelfjerna.“

„Eure Majestät bitten die in der alten deutschen Hochschule versammelten deutschen Professoren, Dozenten und Studenten, ihren tiefgefühlten Dank für die Befreiung deutschen Wortes und Wesens entgegennehmen zu wollen. Wir geloben Eurer Majestät unverbrüchliche Treue und Ergebenheit. Im Auftrage: Professor Dehio, Professor Gahn, Professor Joze v. Manteuffel.“

Kaiser Wilhelm hat mit folgendem Telegramm geantwortet: „Baron Stael v. Himmelfjerna, Dorpat. Herzlichen Dank für den Gruß, mit dem mich die livländische Ritterschaft erfreut hat. Das deutsche Volk freut sich mit mir, daß unsere Waffen das schöne, schwergeprüfte Land vor weiterer Drangsal haben bewahren können. Möge diese schwere Zeit die Auferstehung des baltischen Deutschtums zu freier, freudiger Entwicklung seiner Kraft zur Folge haben.“

„Prof. Dehio, Dorpat. Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Gruß. Es ist mir und dem ganzen akademischen Deutschland eine große Freude, daß die ehrwürdige Alma mater Dorpatensis dank dem Siege unserer Waffen in geistiger Freiheit ihren geschichtlichen Beruf als Heimstätte deutschen Geisteslebens wieder aufnehmen kann. Große Erinnerungen der Vergangenheit werden damit zu neuem Leben erweckt. Möchte wieder, wie in alten Tagen, reicher Segen für die schwergeprüften Ordenslande und für die deutsche Wissenschaft von ihr ausgehen.“

NEUE FREIE PRESSE

Nr.:

TAG: 17. 3. 1918

**Gegen die Kriegspolitik der Entente.  
Scharfste Anklagen gegen Lloyd-George  
und Northcliffe.**

Bern, 15. März.

Gardiner führt in einem, die bedeutsame Ueberschrift „Am Vorabend eines Wechsels“ tragenden Aufsatz in den „Daily News“ aus: Der Weltkrieg, wo beide Seiten einen baldigen entscheidenden Sieg erwarteten, ist vorüber. Weder mit militärischen noch mit wirtschaftlichen Waffen ist ein Ende abzusehen. Die Spekulation, daß Amerika 1919 und 1920 die militärische Wagschale entscheidend beeinflussen könnte, ist ein zu lustiges Gespinnst für ein sicheres Dach in einer Welt unberechenbarer katastrophaler Geschehnisse. Die Hoffnung, daß Deutschland dem wirtschaftlichen Druck erliegen werde, ist jetzt ebenso töricht, wie es unwahrscheinlich ist, daß der Feind uns aushungert. Wenn die Nachrichtenlage allein den Krieg entscheiden soll, kann er noch sehr lange dauern. Aber gibt es keinen anderen Weg zum Frieden, den heute außer einigen witschlägerischen Dichtern alle Welt herbeischaut? Freilich, wenn wir den Frieden erhalten könnten, den wir wollen, würde der Krieg morgen enden. Aber was für einen Frieden wollen wir? Allervorwärts existieren zwei Parteien, deren eine den Schwertsfrieden, die andere den Vernunftfrieden will. Wie bei dem alten holländischen Wetterhäuschen der Mann darin ist, wenn die Frau draußen ist, und umgekehrt, macht sich, wenn die Kriegslage ungünstig ist, die Vernunft geltend, aber wenn die Sache hoffnungsvoller steht, gewinnen die tanzenden Dervische die Oberhand. Wir können uns mit den Feinden nicht einigen, weil nie derselbe Geist auf beiden Seiten vorherrschend ist. Ende 1916 war Deutschland in Verhandlungsstimmung. Lansdowne hätte sie benützt, aber sie traf mit der Ausbrütung des Lloyd-George-Carson-Northcliffe-Sieg zusammen. Der Schrei „Friedenskomplott“ erschallte. Lloyd-George gab das bekannte Interview „Der Feind winselt nach Frieden“ und die neutralen Uebereifrigen wurden verwahrt, die Hände vom Krieg zu lassen. Das ist typisch dafür, wie es auf beiden Seiten zugeht. Bekommen die Deutschen eine Schlappe, so erhalten die Sozialisten Gehör. Wenn aber, wie jetzt, ein Machtfrieden aussichtsvoll erscheint, hat Hindenburg freie Hand. Der Pendel der Vernunft kommt nie zur Ruhe. Dank dieser tragischen Ironie der Ereignisse arbeitet die fürchtbare Kriegsmaschine unerbittlich weiter. Wir können ihr nur enttrinnen, wenn wir uns von der Idee der Gleitskala des Friedens, namentlich eines Friedens, dessen Bedingungen je nach der Kriegslage variieren, losmachen. Der gemeine Mann will nur einen Frieden, der die Welt gegen die Wiederkehr der Kriegskatastrophe sichert. Der Sieg des Schwertes über das Schwert kann einen solchen Frieden nicht bringen. Es muß nach Wilsons berühmten Worten ein „Frieden ohne Sieg“ sein, ein Friede, der der Menschheit eine neue Orientierung gibt und die Welt nicht für den Krieg, sondern für den Frieden organisiert, dessen Prüfstein die Völkerliga ist. Unter den alliierten Staatsmännern hat sich nur Wilson zu der Bölkerliga bekannt. Lloyd-George hat sie sich nicht an-

eigen gemacht. Carson hat sie verachtet. Clemenceau hat sie verächtlich zurückgewiesen, ebenso wie der Wilsonsche Gedanke eines wirtschaftlichen Friedens nach dem Kriege durch die Pariser Beschlüsse bloßgestellt wurde. Der logische Schluß ist, daß die Alliierten zwei widersprechende Arten von Friedenspolitik verfolgen. Wilson erklärt sich für eine demokratische Politik, die Entente-Staatsmänner dagegen haben überhaupt keine einheitliche Politik. Sie befürworten bald einen Gewaltfrieden, bald einen lauwarmen Verständigungsfrieden, ohne sich über die Zurücknahme der Geheimverträge und der Pariser Beschlüsse auszusprechen. Während also das Volk mit überwältigender Einstimmigkeit die eine Politik fordert, verfolgen die Regierungen eine andere. Dieses Radikalübel muß beseitigt, die Situation und die amtliche Politik der Alliierten dem Willen der alliierten Völker konform gemacht werden.

Hierin muß England die Führerschaft übernehmen und wird jetzt darauf nicht mehr lange warten lassen. Die Lloyd-George-Northcliffe-Allianz hat ihren verderblichen Weg beinahe vollendet. Die Regierung, welche eine Kreatur dieser unheiligen Allianz ist, wandt dem Falle zu, beladen mit einem solchen Berge von Odium, Fiesco und Korruption, wie kein Ministerium seit dem achtzehnten Jahrhundert. Das Kabinett muß gehen. Die Sache duldet keinen Aufschub, da, wie ich Grund zu befürchten habe, dieselben Methoden, welche den Fall Fellicoes und Robertson herbeiführten, jetzt andere Departements mit ähnlichen Verlasten bedrohen. Wenn ein Wechsel kommt, laßt uns Sorge tragen, daß wir eine Regierung ehrenhafter Männer erhalten, eine saubere Regierung für einen sauberen Frieden, eine Regierung, die mit den Forderungen des Volkes und dem Geiste der Demokratie harmoniert. Ihre Grundsätze müssen bestehen in der vollen ausdrücklichen Annahme der Politik Wilsons, in der Ablehnung aller Amerikaner und der Anerkennung des Prinzips der nationalen Selbstbestimmung, das auf unseren Fall ebenso wie auf den Fall des Feindes anzuwenden ist, ferner in der Verwendung von wirtschaftlichen Waffen lediglich als Mittel zur gerechten Verrückung des Krieges, aber nicht zu dessen Fortsetzung in verschleiierter Form, und insbesondere in einer Politik der Liga der Nationen als Hauptmittel, um die Welt zu einem sicheren Platz für die Demokratie zu machen.

**Eine Meinungsäußerung Lloyd-Georges über den  
Ernst der Lage.**

Zürich, 16. März. (Z.-A.)

Die Blätter melden: Lloyd-George erklärte im Verlaufe eines Gesprächs mit Sir Josef Kochert: „Würde man den großen Ernst unserer Lage erkennen, so würde man verstehen, daß ich die Unterstützung der ganzen Nation brauche.“

**Asquith über Frauenwahlrecht und Friedens-  
sehnsucht.**

London, 16. März.

Reuter meldet: Asquith sagte in einer Ansprache im Liberalen Frauenverein: Wir haben es eben erlebt, daß die größte Erweiterung des Wahlrechtes in unserer politischen Geschichte jetzt erst eingetreten ist. Von den acht Millionen neuen Wahlberechtigten werden wohl etwa sechs Millionen Frauen sein. Ich vermute, daß die Frauen ebenso den Frieden herbeiwünschen wie die Männer, aber niemand unter uns denkt auch nur einen Augenblick daran, den Frieden mit Verlust zu erkaufen. Wir sind im Herzen und Gewissen überzeugt, daß die Hilfe für die in den Krieg gegangenen sind, selbstlos und eines großen Volkes würdig waren.

### Enorme Beute in Odessa.

Petersburg, 18. März.

Der Agence Havas zufolge melden die Blätter aus Moskau: Odessa ist von vier feindlichen Regimentern genommen worden, die dort eine enorme Beute vorfanden, da die rechtzeitige Räumung der Stadt infolge der Raschheit der österreichisch-ungarisch-deutschen Offensive unmöglich war. Auf dem Rückzug versuchten die Russen, die Stadt in Brand zu stecken, wurden aber durch die Deutschen daran gehindert.

**Der Vormarsch unserer Truppen in der  
Ukraine.**

**Besetzung wichtiger Punkte auf der Linie  
Charkow - Kursk.**

Petersburg, 18. März.

Die Agence Havas meldet: Im Laufe des gestrigen Tages haben österreichisch-ungarisch-deutsche Streitkräfte mehrere wichtige Punkte auf der Linie Charkow-Kursk besetzt, die ihnen den freien Zugang zu diesen Städten öffnen. Charkow ist in aller Eile geräumt worden.

### Neuerliche Drohung der Entente mit Requirierung der holländischen Schiffe.

London, 19. März.

Das Reutersche Bureau meldet: Die Regierung hat noch keine Antwort der holländischen Regierung auf die Note der Verbündeten erhalten. Die Nachricht, daß die holländische Regierung ihre Zustimmung zu den Vorschlägen der Alliierten erklärt habe, ist nicht bestätigt. Infolgedessen wurde im Haag neuerdings mitgeteilt, daß die Alliierten, falls nicht eine unzweideutige Annahme der Note erfolgen sollte, ohne weiteres die Requirierung der Schiffe vornehmen würden. Die nachträgliche Annahme des Modus vivendi vom letzten Januar kann gegenwärtig nicht genügen, da sich inzwischen die Lage gründlich geändert hat.

## Die Beschießung von Paris.

**P. B. Paris, 23. März.** (Agence Havas.) Amtlich wird verlautbart: Der Feind beschoss Paris von 8 Uhr morgens ab jede Viertelstunde aus einem Geschütz von großer Tragweite. 240-Millimeter-Geschosse trafen die Hauptstadt und ihre Umgebung. Etwa 10 Personen wurden getötet und gegen 15 verwundet. Maßnahmen zur Bekämpfung des Geschützes sind im Zuge.

Den letzten Nachrichten zufolge hat das Geschütz von großer Tragweite, das Paris beschossen hat, aus einer Entfernung von etwa 120 Kilometer geschossen. Es war etwa 12 Kilometer hinter der französischen Front aufgestellt.

**P. B. Paris, 24. März, 10 $\frac{1}{2}$  Uhr vormittags.** (Agence Havas.) Die Beschießung von Paris durch ein Geschütz von großer Tragweite, das aus einer Entfernung von mehr als 100 Kilometer auf die Hauptstadt feuert, hat um 7 Uhr morgens wieder be-

gonnen. Die Einschläge folgten einander in gleichen Zeitabständen wie gestern. Bis zur Stunde sind nur einige Opfer zu beklagen.

**P. B. Paris, 25. März.** (Agence Havas.) Die Beschießung von Paris durch ein weittragendes Geschütz hat heute um 6 Uhr 50 früh wieder begonnen.

**P. B. Paris, 24. März.** (Agence Havas.) Nach der „Liberté“ meint man in militärischen Kreisen, daß man es mit zwei weittragenden Geschützen gleichen Kalibers zu tun habe, die Paris beschossen. Das letzte Geschöß fiel um 11 Uhr 52 Min. nachts in die Stadt ein.

**P. B. Paris, 25. März.** (Agence Havas.) Die letzten Marmssignale wurden um die Mittagshunde gegeben.

### Einzelheiten. — Der verkannte Fliegerangriff.

**P. B. Bern, 25. März.** Ein einziges französisches Blatt „Le Journal“ veröffentlicht über das Bombardement von Paris Einzelheiten, woraus hervorgeht, daß man es anfangs für einen Fliegerraid hielt. Die erste Detonation erfolgte um  $\frac{1}{8}$  Uhr früh. Sie war weitaus heftiger, als die der Fliegerbomben, wenn auch nicht so furchtbar wie jene bei der Explosion von Courneuve. Man dachte zunächst an die Möglichkeit einer neuerlichen Explosion in Munitionsvorräten. Die Einschläge erfolgten in genauen Abständen von 15 zu 15 Minuten. Französische Abwehrflieger stiegen auf und suchten vergebens die feindlichen Flugzeuge in den Lüften. Um 11 Uhr vormittags erschien die

erste amtliche Mitteilung. Die Mitteilung sprach von Bombeneinschlägen, von Toten usw. und besagte ferner, daß französische Jagdflugzeuge die Verfolgung aufgenommen hätten. Die Bevölkerung flüchtete wie sonst in die Keller. Inzwischen wiederholten sich die Detonationen in regelmäßigen Abständen, bis schließlich dieser Umstand sowie die konsequente Unsichtbarkeit der feindlichen Flugzeuge Verdacht aufkommen ließen. Als bald verbreitete sich das Gerücht, daß an einigen Einschlagstellen metallische Hülsen-Sprengstücke gefunden worden seien, deren Durchmesser von denen der üblichen Fliegerbomben ganz verschieden war. So entstand zuerst das Gerücht von einem Monster-Geschütz. Um 2 Uhr nachmittags teilte man von informierter Stelle mit, daß das Riesengeschütz durch französische Artillerie in einem Versteck entdeckt wurde und daß es sich in Walde von Chaunh, 110 Kilometer von Paris, versteckt befände. Um 3 Uhr nachmittags erschien bereits die amtliche Mitteilung, daß die Beschießung durch 240 Millimeter-Granaten erfolgt sei. Kurz nachdem der Bevölkerung Gewißheit geworden war, wurde die Beschießung ruhiger und hörte um 4 Uhr nachmittags ganz auf.

### Die Wirkung in der Hauptstadt.

**P. B. Bern, 24. März.** Die gestrigen Pariser Abendzeitungen enthalten bereits die amtlichen Meldungen über die Beschießung von Paris durch weittragende Geschütze. Einzelheiten über den angerichteten Sachschaden dürfen nicht bekanntgegeben werden. Die Blätter weisen sehr viele Zensurlücken auf. Yhoner Blätter berichten, während der Beschießung seien alle Geschäfte, Gastwirtschaften usw. geschlossen gewesen. Der Pariser Stadtrat habe eine Sitzung im Kellergeschoß des Rathauses abgehalten. Das Bild, das die Hauptstadt bot, sei das der Schreckenstage vom August 1914 gewesen. Der Kongreß, der heute in der Sorbonne zur Erörterung der Eisenbahn-, Transportmittel- und Schiffahrtsfragen zusammentreten sollte, sei verschoben worden. Die Pariser Zeitungen teilen mit, ihr Erscheinen sei durch das Ereignis verzögert worden. Die Nachrichtenagenturen haben teilweise ihren Dienst eingestellt. Die Ausführungen der Presse gipfeln in der Ermahnung an die Bevölkerung, Vertrauen und Kaltblütigkeit zu bewahren.

**P. B. Bern, 26. März.** Die Pariser Bevölkerung flüchtet scharenweise aus der Stadt.

**P. B. Bern, 25. März.** Das „Berner Tagblatt“ meldet aus Genf: Hier eingetroffene Reisende berichten von einer ungeheuren Aufregung, die ganz Paris ergriffen habe. Die wenigen abgehendenzüge würden von Flüchtlingen bestärmt. Die Panik sei allgemein. Wilde Gerüchte schwirren durch die Stadt und steigern die Unruhe. Man spreche bereits wieder von der Wegschaffung der staatlichen Archive und von der Verlegung der Behörden. Die französische Grenze soll abends wieder gesperrt werden.

**P. B. Paris, 25. März.** (Agence Havas.) Die Regierung hat angeordnet, daß im Falle der Beschießung von Paris durch weittragende Geschütze die



### Die Beschießung von Paris.

r. Haag, 27. März. „Daily Mail“ meldet aus Paris: Der vierte Beschießungstag von Paris brachte eine Neuerung. Die Intervalle des Bombardements wurden kürzer und unregelmäßig, so daß die Annahme nahe liegt, die Stadt werde jetzt durch zwei Geschütze beschossen. Geschütz waren fünfzig französische Flieger mit der Auffindung des Geschützes beauftragt, doch waren ihre Bemühungen bisher vergeblich. Die Stadt weist bereits mehr als 300 Einschlagstellen auf.

r. Genf, 27. März. Die Flüge nach Vorbeaug sind mit aber Tausenden von Flüchtlingen überfüllt.

r. Zürich, 27. März. Nach Berichten der Westschweizer Blätter verlassen viele Schweizer Paris und das Seine-Departement. In den als Kriegsgefahrenzone erklärten Departements östlich von Paris werden die Ausländer zwangsweise entfernt. Der Militärgouverneur von Paris hat für die Ostertage ein allgemeines Versammlungsverbot erlassen.

#### Ein Krupp-Geschütz.

R.-W. Offen a. d. Ruhr, 27. März. (Wolff-bureau.) Herr Krupp erhielt von Kaiser Wilhelm nachstehendes Telegramm: Ihr neues Geschütz hat mit der Beschießung von Paris auf weit über 100 Kilometer Entfernung seine Probe glänzend bestanden. Sie haben mit der Fertigstellung des Geschützes der Geschichte des Hauses Krupp ein neues Ruhmesblatt hinzugefügt. Ich spreche daher Ihnen und allen Mitarbeitern meinen kaiserlichen Dank für diese Leistung deutschen Wissens und deutscher Arbeit aus.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 86

TAG: 29.3.1918, 2

### Das Riesengeschütz.

r. Berlin, 28. März. Kriegsberichterflatter Scheuermann meldet: Vorgestern vernahm man auf dem Schlachtfelde in regelmäßigen Abständen sehr schwere Abschüsse, die von so besonderer Art waren, daß sie sich trotz der weiten Entfernung deutlich von dem übrigen Geschüßlärm abhoben. Auch alte Kanoniere merkten auf und hatten das Bewußtsein, daß hier während der großen Schlacht sich etwas Außerordentliches ankündigt.

Unsere Vermutung, daß die großen Paris-Kanonen zu schießen begonnen hatten, wurde schon am Abend durch französische Funkprüche bestätigt. Damit ist eine weitere Überraschung für den Feind zur Tatsache geworden, die seit langem vorbereitet war. Sie ist vollkommen geglättet, daß man in Paris bei den ersten Einschlägen betänzlich an Fliegertomben gedacht hat, denn der Gedanke, daß deutsche Batterien über 100 Kilometer weit über die französische Front hinaus die Festung Paris unter Zielfeuer nehmen könnten, schien so unerhört, daß man daran nicht glauben konnte. Damit hat Deutschland, das nach dem Glauben seiner Feinde am Ende seiner Kriegszustöße ist, eine technische Leistung vollbracht, die ihm niemand nachahmt. Der Bau und der Einschub dieses Geschützes hat gewaltige Vorarbeiten verursacht, ist aber in erstaunlich kurzer Zeit vollbracht worden. Genau Einzelheiten können selbstverständlich nicht mitgeteilt werden, doch kann sich auch der Laie sagen, daß bei der Länge der Flugbahn der Kulminationspunkt sich in Höhen erheben muß, die bisher mit Menschenkraft niemals erreicht werden konnten, daß die Hitze des Mündungsfeuers einen Grad hat, bei dem gewöhnliche Geschosse verbrennen würden und daß die Endgeschwindigkeit so groß ist, daß Hartstahle durch die Reibung der Luft glühend wie Meteorite werden müssen. Mehr als der Lösung dieses Rätsels Jules Verne'scher Phantasie nachzuträbeln, die einem Deutschen gelungen ist, wird die Pariser die Sorge bewegen, wie sie diese Strafheimsuchung ihrer sich weit vom Schuß wählenden Festung von sich abwehren können. Doch ist auch in dieser Beziehung jeder mögliche Gedanke vorausgedacht.

### Französische Phantasien.

r. Genf, 28. März. Über Art und Ort der deutschen Wunderkanonen vor Paris zerbricht man sich in Paris ohne wesentlichen Erfolg den Kopf. Manche Sachverständigen glauben an die Erfindung eines Geschützes ohne Rücklauf, mit dem man in den Wolken von einem Bepfeller aus auf Paris schießen könne.

Anderer vermuten, es handle sich um eine unmittelbar in einer Stahlhülle ohne Kupferring beförderte Granate. Dieser Meinung ist zum Beispiel der frühere Ministerpräsident Painlevé, bekanntlich von Deutsch Sachverständiger im Artilleriewesen. Wieder andere neigen zu dem Glauben, aus den Geschossen löse sich unterwegs nach etwa 36 Kilometern ein zweites Projektil los. Besonders tief sinnige Sachverständige erklären, möglicherweise bewege sich die deutsche Granate irgendwie durch ihre eigene Zentrifugalkraft.

Der „Newyork Herald“ entscheidet sich für ein Lufttorpedo. Obwohl noch niemand das Wundergeschütz gesehen hat, beschreiben es einige Zeitungen. Nach der „Action Française“ steht es genau auf dem Plateau von St. Gobain. Es ist ein riesiges Ding, genau 700 Meter lang, und kann nur alle zwanzig Minuten schießen. Nach einer anderen Zeitung sieht es aber gar nicht außerordentlich aus; es ist ein normales 240-Millimeter-Geschütz und wiegt etwa 83.000 Kg.

TAGESPOST (Graz) (Abendblatt)

Nr.: 87

TAG: 30.3.1918, 1f.

### Die Beschießung von Paris.

A.-B. Paris, 30. März. (Agence Havas.) Gestern nachmittag schlug ein von dem deutschen weitragenden Geschütz abgefeuertes Geschöß in eine Kirche des Pariser Stadtgebietes während des Karfreitag-Gottesdienstes ein und forderte 75 Opfer an Toten und 90 an Verletzten, darunter eine große Anzahl Frauen und Kinder. Unter den Toten soll sich der Legationsrat Stroehlin von der schweizerischen Gesandtschaft befinden. Die Kirche war bereits am vergangenen Sonntag während des Hochamtes getroffen worden. Damals gab es mehrere Verwundete. Präsident Poincaré und Ministerpräsident Clemenceau sowie der Erzbischof von Paris Amette haben die Unglücksstätte sowie die Verwundeten aufgesucht.

A.-B. Paris, 29. März. (Agence Havas.) Während die Kammer über das Finanzgesetz beriet, traf die Nachricht vom Einschlagen des deutschen Geschößes in die Kirche ein. Ein Deputierter erhob sich sofort, um den Opfern seinen Gruß zu entbieten. Er rief die himmlische und menschliche Gerechtigkeit sowie die Gerechtigkeit des Schwertes an. Präsident Deschanel schloß sich im Namen der Kammer der Kundgebung an, ebenso ein sozialistischer Abgeordneter namens seiner Parteigänger von der äußersten Linken. Finanzminister Klotz dankte im Namen der Regierung und erklärte, sie schließe sich dem Protest an, den die Kulturwelt würdigen werde.

A.-B. Paris, 29. März. (Agence Havas.) Am Schluß der heutigen Kammer Sitzung protestierte Deputierter Barres gegen die in einem deutschen Radiogramm enthaltene Behauptung, wonach Barres aus Anlaß der Beschießung von Paris nach Nizza geflohen wäre und erklärte, er sei die ganze Zeit über in Paris geblieben.

## Die Weltkriegslage.

Äußerungen des Generalobersten Freih. v. Arz.  
S. Wien, 30. März.

Das heutige „Neue Wiener Abendblatt“ bringt eine Unterredung mit dem Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes Generalobersten Freih. Arz von Straußenburg über die Weltkriegslage:

Sie ist für uns so gut wie noch nie, erklärte der Chef des Generalstabes u. a. Im Osten ist der Friede hergestellt. Rußland ist zerrissen und wehrlos. Dem nie erlahmenden Angriffsgeliste unserer Truppen und ihrem zähen Standhalten in der Abwehr gegen den vielfach

überlegenen Feind ist es zu danken, daß es zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere keinen Schützengraben mehr gibt. Die ersten militärischen Früchte aus dieser starken Verschiebung der Lage zu Gunsten der Mittelmächte werden bereits im Westen geerntet. Wir werden siegen, wenn wir wollen und wir müssen wollen, weil sonst der Krieg nie oder doch schlecht ausfällt.

„Ihre Excellenz erörtern im Ostfrieden eine beträchtliche Entlastung der Monarchie. Wird es möglich sein, diese Entlastung in der Form auszunützen, daß etwa einzelne Teile der Wehrmacht auf Friedensfuß gesetzt oder weitere Jahrgänge der ältesten Mannschaften entlassen werden können?“

Die Antwort lautete: Der Krieg ist für uns noch nicht zum größten Teil erledigt. Wir haben zunächst noch in Italien einen Gegner vor uns, der wohl in der 12. Sionzschlacht einen namhaften Teil seiner 70 Divisionen verloren hat, inzwischen aber mit Hilfe der Verbündeten an Streitern und Kriegsmaterial zu ersetzen wußte, was überhaupt zu ersetzen war. Eine ganz gewaltige Kraftprobe mit diesem ländergierigen Feind wird nicht ausbleiben können. Außerdem sind weite Gebiete im Osten und Nordosten von uns besetzt, die viel Besatzungstruppen brauchen. Dazu die albanische Front, die Intervention in der besetzten Ukraine, der militär-wirtschaftliche Ausbau der Ostfront und schließlich die selbstverständliche Tatsache, daß Franzosen, Engländer und Amerikaner ebenso unsere Feinde sind wie die der Deutschen und daß das Wort des Grafen Czernin „Straußenburg gleich Trieste“ dauernd werktätigste Geltung behalten muß!

Also der Krieg dauert für uns fort und fordert nach wie vor Anspannung aller Kräfte, weshalb keine Heeresleitung die Verantwortung übernehmen wird, in der entscheidenden Kriegssphase mit der Ausnützung der Volkskräfte herabzugehen und so

den ganzen Erfolg mehr oder minder aufs Spiel zu setzen. Aber den Forderungen nach Beurlaubungen zum Anbau und zur Ernte, nach vorübergehender Überlassung von Arbeitskräften u. d. l. wollen wir uns nicht verschließen, im Gegenteil, das Durchhalten im Hinterland ist gerade angesichts unserer glänzenden militärischen Lage von größter Wichtigkeit. Der Heimat muß geholfen werden. Auch die Heimat muß siegen wollen. Dann wird es bald ein glückliches, unserer schweren Opfer würdiges und der künftigen Entwicklung gedeihliches Ende geben.

### Die Offensive im Westen.

Einem Redakteur des „Fremdenblattes“ erwiderte der Chef des Generalstabes auf die Frage, wie er die gegenwärtige Gesamtlage im Westen beurteile: „Drei Jahre lang richteten die Staatsmänner in Paris, London und Washington ihr rednerisches Trommelfeuer gegen die Mittelmächte. Nun ist ihnen durch das deutsche Schwert Antwort geworden. Unanfechtbar dringen die deutschen Heere, geführt vom Kaiser, über den blutgetränkten Boden des Sommeschlachtfeldes hinaus. Ein 50 Kilometer tiefer, raffiniert ausgebauter Verteidigungsgürtel ist unter den deutschen Händen geborsten. Die Wunde unserer Feinde im Westen sitzt schon heute so gewaltig, daß sie nie und nimmer vernarben kann. Ein Schicksal sondergleichen erfüllt sich an der Neige des vierten Kriegsjahres. Jene Engländer, die zur Sicherung ihrer vielfachen Überlegenheit an Zahl und an Material allmählich die ganze Welt gegen den Vierbund aufrufen, haben eine Niederlage erlitten, wie sie größer kaum zu denken ist. Ich möchte sagen, wenn ich sagen würde, daß mich die jüngsten deutschen Erfolge sonderlich überrascht haben. Von diesem Siege war ich überzeugt! Die glänzende, zielbewusste Führerschaft der großen Kriegsmänner Hindenburg und Ludendorff, die tiefe Gründlichkeit des deutschen Geistes, die Kriegstüchtigkeit und der hohe sittliche Wert des deutschen Soldaten bürgten im voraus für das Gelingen.

„Wird nach Ansicht Ihrer Excellenz der Übergang zum Bewegungskrieg, wie er jetzt bereits zeitweilig eingetreten ist, einen günstigen Einfluß auf die weitere Entwicklung der militärischen Lage nehmen?“

Die Antwort lautete: „Der Sprung aus dem Schützengraben, der Übergang zum Bewegungskrieg läßt die Überlegenheit des deutschen Heeres noch stärker in die Erscheinung treten. Wohl vermochte England seit Kriegsbeginn die Zahl seiner Divisionen zu verzehnfachen, wohl vermochte der englische Soldat, der englische Kompaniekommandant in wenigen Monaten sich jenes Maß von Geschicklichkeit zu erwerben, die der Stellungskrieg in der Verteidigung und kritisch begrenzter Angriff fordert. Hat man aber einmal die Drahthindernisse einige Kilometer hinter sich, manövriert man im freien Felde, dann treten das Geschick und die Erfahrung des in jahrelanger Friedensarbeit geschulten Kriegsführers und des gründlich gebildeten Generalstabes erst in ihre Rechte. Millionen Streiter lassen sich aus dem Boden stampfen, aber auch nicht ein Bruchteil

der dazu nötigen Führer aller Grade. Diese Erkenntnis mögen wir uns bei Beurteilung der Lage im Westen vor Augen halten. Der deutsche Kompanie- und Bataillonskommandant ist dem englischen hundertfach über. Darin liegt die wichtigste Gewähr für den Erfolg."

Der Redakteur lenkte nun das Gespräch auf die waffenbrüderliche Mitwirkung unserer Artillerie. „Daß die österreichisch-ungarischen Batterien“, fuhr der Generalstabschef fort, „an den Siegen im Westen ruhmreichen, unseren artilleristischen Traditionen würdigen Anteil haben dürfen, gereicht der ganzen Wehrmacht Österreich-Ungarns zur größten Freude. Es ist männiglich bekannt, daß gerade unter den Westgegnern zeitweilig die lächerliche Hoffnung auftaucht, Österreich-Ungarn von seinem deutschen Bundesgenossen zu trennen. Dieses Ansinnen, dessen Schmähtlichkeit auf eine zur Kriegspychose gesteigerte Verwirrung der Geister zurückzuführen ist, hat aus dem ehernen Munde unserer trefflicheren Geschütze die richtige Erwiderung erhalten. Die Engländer, Franzosen und Amerikaner sind ebenso unsere Feinde, wie es die Italiener und Serben für die Deutschen sind. Das ist selbstverständlich. Unsere Kanonen im Westen reden Zeugenschaft von der unverbrüchlichen Einigkeit einer Waffenbrüderschaft, die auf Hundert Schlachtfeldern durch das Blut der Westen besiegelt wurde und die, wie im Osten so auch im Westen und Südwesten einen gemeinsamen für Staaten und Völker geächteten Frieden erkämpfen wird.

### Amerikas Hilfe.

London, 1. April. Amtlich wird verlautbart: Als Ergebnis des Meinungsaustausches zwischen dem Premierminister Lloyd George und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Wilson, der Erörterungen des Kriegssekretärs Baker, der vor einigen Tagen nach London gekommen war, mit dem Premierminister, Balfour und Lord Derby und der Beratungen in Frankreich, an denen General Pershing und der ständige militärische Vertreter der Vereinigten Staaten beim Obersten Kriegsrat General Big teilgenommen haben, ist man zu einer wichtigen Entschliebung gekommen, Kraft deren starke Streitkräfte ausgebildeter Leute der amerikanischen Armee zur Unterstützung der Alliierten auf dem jetzigen Kampffeld verwendet werden können. Die Regierung unseres großen Allierten im Westen wird während der kommenden gefährlichen Monate nicht nur eine große Anzahl amerikanischer Bataillone nach Europa senden, sondern hat auch eingewilligt, daß amerikanische Regimenter, die nicht in amerikanischen Divisionen verwendet werden können, mit französischen und englischen Truppenteilen zu Brigaden vereinigt werden können, solange die dringende Notwendigkeit dazu besteht. Auf diese Weise können Truppen, die noch nicht genügend ausgebildet sind, um als Divisionen und Armeskorps zu kämpfen, einen Teil von voll ausgebildeten Divisionen bilden, solange, bis sie ihre Ausbildung vollendet haben und General Pershing sie zum Aufbau einer amerikanischen Armee heranzuziehen wünscht. Die Vorkehrungen für die Ueberführung dieser hinzukommenden Streitkräfte werden jetzt vollendet.

Bei diesen ganzen Erörterungen hat Präsident Wilson das eifrige Bestreben gezeigt, alles mögliche zu tun, um den Alliierten beizustehen, und nichts zu unterlassen, wodurch er hiezu beitragen könnte. Obwohl diese Entschliebung von wesentlicher Bedeutung für die Aufrechterhaltung der Stärke der Alliierten in den nächsten Monaten sein wird, wird sie doch keineswegs die Notwendigkeit weiterer Maßnahmen für die Aushebung frischer Truppen in der Heimat, auf die bereits hingewiesen wurde, verhindern. Dies wird gleich jetzt erklärt, weil der Premierminister der Ansicht ist, daß die Beharrlichkeit, mit der die Vereinigten Staaten diese sofortige und in der Tat unentbehrliche Beihilfe zum Siege der Sache der Alliierten gewährt haben, rückhaltlos vom englischen Volke anerkannt werden sollte.

REICHSPOST

Nr.:

TAG: 5. 4. 1918

**Reichs-  
Deutsche!**

**Die 8te  
Kriegsanleihe  
wird gezeichnet vom  
18. März bis 18. April  
1918**

## Holubowitsch über die Wirtschaftslage der Ukraine.

Von unserem zum Vorgeehr entsandten Kriegs-  
berichterstatler.

Unberechtigter Nachdruck, auch  
auszugsweise, verboten.

Kiew, 29. März.

In dem ehemaligen russischen Gouvernements-  
palast empfing heute der ukrainische Minister-  
präsident. Die Einführung hatte der Chef der eben  
gegründeten ukrainischen Telegraphenzentrale, Soko-  
lewski, der als erster aus dem bürgerlichen Lager sich  
zu praktischer Arbeit mit dem sozialrevolutionären Mini-  
sterium zusammengefunden hat, übernommen. Das Ge-  
spräch wendete sich von Anfang an den für Deutschland  
und die Ukraine gleich wichtigen Agrarfragen zu,  
die Ministerpräsident Holubowitsch — um dies  
vorwegzunehmen — recht günstig beurteilte. Der  
Minister entwickelte zunächst die sozialrevolutionäre  
Theorie, daß Land unter keinen Umständen Ware sein  
dürfe. Er charakterisierte die jetzige Auffassung der  
Regierung dahin, daß der Bauer das Recht auf  
seinen Besitz hätte, daß er erben und ver-  
erben, aber nicht verkaufen dürfe. Die großen  
Landflächen, die für die Befestigung der Zuderindustrie  
notwendig seien, sollen vom Staate bewirtschaftet werden.  
Die bäuerliche Bewirtschaftung des übrigen Landes  
denkt sich der Ministerpräsident auf genossenschaftlicher  
Grundlage, um die notwendigen Maschinen, Muster-  
einrichtungen usw. zu sichern. Ströme, Gebirge, Boden-  
schätze sind Staatseigentum.

Auf meine Bitte erörterte der Minister dann die  
praktischen Maßnahmen der Regierung zur Sicher-  
stellung der Frühjahrsbestellung und  
der Ernte. Man hat Kundfragen auf das Land  
geschickt, wer bereit sei, das Land zu bestellen. Die  
Nachrichten, die gerade in den letzten Tagen eingelaufen  
sind, lauteten recht günstig: 45 Prozent des Landes  
sind danach mit Winterfaat zusammen als bestellt an-  
zunehmen. Wer die Zusage der Bestellung verweigert,  
dessen Land soll von der Regierung bestellt werden. Im  
übrigen verspricht man sich Erfolg von einem soeben er-  
lassenen Dekret 1, das durchaus von praktischem Geist  
diktiert ist: Wer das Feld bestellt — ganz gleich, ob  
Bauer oder Großgrundbesitzer — dem wird der Ertrag

seiner diesjährigen Bestellung garantiert, d. h. die Re-  
gierung verpflichtet sich, dem Bedauer das Getreide  
zu gutem Preise abzukaufen. Der Minister verspricht  
sich unter diesen Umständen, daß 80 Prozent des  
Landes bestellt werden, da man in nördlichen  
Distrikten noch dreieinhalb und in den südlichen zwei-  
einhalb Wochen Zeit zur Bestellungsarbeit unter der  
Wirkung des neuen Gesetzes hat. Diese Reizung zur  
Praxis und das festgelegte Erbrecht der Bauern, das  
mir der Ministerpräsident ausdrücklich bestätigte, scheinen  
mir die wichtigsten Punkte der Unterredung — in der  
Bedeutung auch für Deutschland —, denn sie können  
ruhige Entwicklung und damit den Getreideüberschuß  
vollständig gewährleisten. Den Viehbestand  
des Landes schätzt der Minister nach seinen Nachrichten  
als nicht übermäßig hoch, aber als ausreichend.

Beim Übergang zum Thema der auswärtigen  
Politik der jungen Republik kam die nicht gerade  
erfreuliche Tatsache des großen Zustroms der von den  
Bolschewiki vertriebenen großrussischen Bourgeoisie und  
Intelligenz zur Sprache, von Leuten, die das Brot  
der Ukraine essen und weder der Ukraine, noch Deutsch-  
land freundlich gesinnt sind. Herr Holubowitsch  
zudte auf die Frage, ob man dagegen nicht die Grenzen  
sperrn könnte, die Antwort: „Man kann einen Strom  
nicht aufhalten.“ Das Verhältnis zu Großruß-  
land ist wohl praktisch, aber noch durch kein Instru-  
ment geklärt, da die Großrussen die letzte Note der  
ukrainischen Regierung noch nicht beantwortet haben.  
„Wir sind jeden Tag zum Frieden bereit,“ sagte der  
Ministerpräsident. Auf innerepolitische Fragen  
einzugehen, erübrigte sich, da Deutschland diese Ent-  
wicklung völlig den Ukrainern überlassen will und außer-  
dem in dem jungen Staatswesen die Dinge noch im  
Fließen sind.

Der Minister sprach am Anfang leicht dozierend,  
dann lebhafter. Kluge, beherrschte Augen einer zurück-  
haltenden Persönlichkeit unterstrichen die Sätze, die von  
der günstigen Entwicklung der ukrainischen Lebensfragen  
des Agrarstaates sprachen.

**Rolf Brandt.**

## Zeit- und Streitfragen.

### Aber, aber, Herr Staatsanwalt!

Der Wiener Staatsanwalt hat sich gestern eine Blöße gegeben. Wir müssen unsere Leser um Verzeihung bitten, wenn wir an erster Stelle von eigener Sache reden. Es ist dies aber nötig, damit der Herr Staatsanwalt nicht heute wieder auf den seltsamen Einfall verfällt, uns die Rubriküberschrift „Zeit- und Streitfragen“, die wir seit Jahren gelegentlich gebrauchen, wenn wir an leitender Stelle mehrere Gegenstände zu behandeln haben, beschlagnahmt. Wir sind so kindlich-einsältig, daß wir uns wirklich keinen Grund ersinnen können, warum der Herr Staatsanwalt uns gestern diese harmlose Ueberschrift weggenommen hat und wir geben dem Scharfsinn unserer Leser dieses Rätsels hinterher auf. Vielleicht wird uns einer oder der andere „aus dem Traum helfen können“. Dem Herrn Staatsanwalt aber möchten wir ganz gemächlich sagen: Lassen Sie, verehrter Herr Staatsanwalt, solche Spassfetteln, die Zeit ist zu ernst dafür.

### Die Enthüllungen Clémenceaus und die französische Presse.

Die führenden französischen Blätter stehen auch weiter in dem Streit Clémenceau-Gzernin, in dem, wie es uns scheinen will, mit etwas zu starken Worten Graf Gzernin auch Kaiser Karl einbezogen hat, ganz an der Seite Clémenceaus. Besondere Aufmerksamkeit gebührt einer amtlich ausgegebenen Drahtung, die das Urteil der „Temps“ wiedergibt. In dieser Drahtung heißt es:

Es steht also fest, daß sich der Kaiser von Oesterreich, der Verbündete des Deutschen Kaisers, der seit mehr als vier Jahren erbittert unser Land zu vernichten sucht, bereit erklärt hat, die gerechten, auf Elsaß-Lothringen bezüglichen französischen Forderungen zu unterstützen und daß er bei dieser Handlungsweise mit seinem Minister Grafen Gzernin übereinstimmen behauptete. Wir wollen nicht einen Augenblick die Aufrichtigkeit Kaiser Karls bezweifeln. Kaiser Karl schrieb von einem grausamen Krieg, an welchem er sich vollständig unschuldig fühlte. Im Interesse seiner Völker und seines Hauses wünschte er den Frieden. Er kannte den Wert der französischen Armee und verleugnete es nicht. Er glaubte wahrscheinlich, daß die elsass-lothringische Frage den Weltfrieden vergiftet habe, wie später auch Präsident Wilson sagte, und daß sie nicht länger in Schwere bleiben dürfe. Alle diese Ideen erscheinen uns so natürlich, daß wir nicht überrascht sein können. Die Sache Frankreichs erhält dadurch eine Beugenschaft, deren Wichtigkeit zu verkennen wir weit entfernt sind, und wir möchten gern wissen, in wessen Namen man von nun an die gerechten Forderungen bestreiten will, wenn der Hauptverbündete Deutschlands sich selbst angeboten hat, sie in Berlin zu vertreten.

Mit Recht erinnert die „Arbeiter-Zeitung“ heute daran, daß von dem Brief des Kaisers schon einmal in der Unterhaltung Clémenceau-Gzernin die Rede war. Clémenceau hatte von einem noch bezeichnenderen Beweisstück gesprochen, daß „durch eine im Rang weit über ihm (Gzernin) stehende Persönlichkeit in Paris und London gemacht worden ist“. Gzernins Antwort auf diese Erinnerung lautete wörtlich: Wenn Herr Clémenceau den f. u. t. Minister des Aeußern fragt, ob er sich erinnere, daß „zwei Monate vor der Unternehmung Reverteras“ —

also vor deren Jahresfrist — ein „Versuch der gleichen Art durch eine im Rang weit über ihm stehende Persönlichkeit gemacht worden sei“, so nimmt Graf Gzernin keinen Abstand, dies zu bejahen, wobei der Vollständigkeit und vollen Korrektheit halber noch beizufügen ist, daß dieser Versuch gleichfalls zu keinem Ergebnis geführt hat. Gzernin hat damit gesagt, daß sich Kaiser Karl um die Herbeiführung des Friedens verdient gemacht hat und es ist darum gar nicht zu verstehen, daß Graf Gzernin heute mit den stärksten Ausdrücken herumwirft, die bei jedem Leser im ersten Augenblick schon Unbehagen erregen müssen. Da war Gzernin in einer früheren Antwort, die am Sonntag veröffentlicht worden ist, weit glücklicher, als er Clémenceau erwiderte, daß er, Gzernin, es sich als Ehrenmittel anrechne, für den Frieden gewirkt zu haben. Es ist wirklich nicht zu verstehen, warum diese Worte von Gzernin nun verlassen wird, warum er nicht mit der vollen Wahrheit herausrückt und dadurch Clémenceau des Triumphes

beraubt, daß er „enthülle“, und unsere Zweifel, die wir schon gestern ausdrückten, daß dadurch dem Frieden kaum gedient wird, werden nur verstärkt. Wenigstens dem Frieden der Verständigung wird gewiß nicht gedient. Im Gegenteil wurde damit den Konservativen und kriegsfreundlichen Kreisen Deutschlands eine Genugtuung, die der Herbeiführung der endlichen Verständigung der Völker wenig dienen wird.

### Bessarabien zu Rumänien geschlagen.

Der rumänische Ministerpräsident Marghiloman und der rumänische Minister des Aeußern Arion haben gestern miteinander offizielle Drahtgrüße gewechselt voll Glück und Bonne. Sie haben sich „glänzende Siege“ mitgeteilt und einander dazu beglückwünscht. Der glänzende Sieg ist eigentlich ein gutes Geschäft. Der Landesrat in Bessarabien hat nämlich am 9. April abends nach zweitägiger Beratung mit 86 gegen 3 Stimmen in feierlicher Weise die Vereinigung Bessarabiens mit dem unteilbaren Rumänien beschlossen. Der bessarabische Teil von Südrussland war von je sehr stark mit Rumänen durchsetzt. Sie hatten das Übergewicht an Volkszahl und waren nur durch die Armut und durch die Ohnmacht des kleinen Rumänien gegenüber dem mächtigen Zarenreich an Rußland gefesselt. Nun aber hat der bessarabische Landesrat seine Vereinigung mit dem ungeteilten Rumänien beschlossen und, wie es in der Drahtung Marghilomans heißt, „mit unbeschreiblichem Enthusiasmus die Vereinigung ausgerufen“. Rumänien macht dabei ein gutes Geschäft. Bessarabien ist ein Teil des fruchtbarsten südrussischen Getreidelandes und der Segen dieses Bodens kommt künftig dem dadurch aus diesem unglücklichen Krieg außerordentlich gestärkt hervorgehenden Rumänien zugute.

BRANDT, Ref

### Einmarsch in die Krim.

Von unserem zum Ostheer entsandten Kriegs-  
berichterstatter.

Bierislawl, 20. April.

Die bei Nikolajew und Cherson geschla-  
genen Banden zogen sich bei dem weiteren Vormarsch  
unserer Truppen durch das Gouvernement Cherson  
gegen die Krimhalbinsel zurück. Fliegernach-  
richten und andere Erkundungen ergaben, daß sich die  
vor allem durch Matrosen der Schwarzen Meer-  
Flotte verstärkten Bolschewiki auf der  
Krim organisierten; dem mußte zuvorgekom-  
men werden. Am 19. frühmorgens stieß eine auf  
Kraftwagen schnell vorgeworfene Abteilung aus In-  
fanterie, etwas Artillerie, die von Kavallerie begleitet  
war, gegen die neun Kilometer weite Enge von Piere-  
lop vor, die die Krim mit dem Festlande verbindet.  
Die alte tatarische Anlage des Pierelop-Kanals, der  
ausgetrocknet war, bot kein Hindernis, aber die Bol-  
schewikbanden leisteten heftigen Widerstand. Ihr west-  
licher Flügel wurde im Sturmangriff durchbrochen, die  
Stellung vom Rücken umfaßt und dann beim allge-  
meinen Angriff der Gegner aufgerieben.

Es wurde mit großer Erbitterung gekämpft, da  
am Tage vorher ein deutscher Offizier, der, weil sein  
Pferd stürzte, in die Hand der Bolschewiki gefallen  
war, kurzerhand, auf die Weigerung auszusagen, er-  
schossen worden war. Auch sind in letzter Zeit wahr-  
haft gräßliche Morde an deutschen Kolonisten bekannt  
geworden. Die Verfolgung wurde in der Richtung  
Kart-Kagal durchgeführt, so daß der Einmarsch  
in die Krim begonnen hat. Sieben Geschütze, eine  
Anzahl Maschinengewehre, viel Munition wurden  
robert. Die Wschühbeute zeigt den ernsthaften Wider-  
stand der Bolschewiki an diesem leicht zu sperrenden  
Einfallsstor in die noch dem Terror ausgelieferte Halb-  
insel.

Kolff Brandt.

DER KAMPF

Nr.: 18. 11/5 TAG: Mai 1918

---

---

✓ Karl Mann: **Deutschland und wir.**

Ludo Hartmann ist um das deutsch-österreichische Bündnis besorgt. Er hat es nicht nur im letzten Hefte des „Kampf“ warm verteidigt<sup>1</sup>, er hat noch weit mehr getan: er hat Friedjung das „Material“ zu seinem Angriff gegen La m-

<sup>1</sup> Ludo M. Hartmann. „Deutschland und wir“. „Der Kampf“. XI, Seite 215 ff.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Deutschland und wir

309

masch geliefert, obwohl er die Kenntnis dieses Materials nur der Vertrauensseligkeit Lammasch' verdankte und obwohl Lammasch gerade damals von dem ganzen reaktionären und imperialistischen Klüngel im Herrenhause angefallen wurde. Was tut man nicht, wenn man das Vaterland in Gefahr glaubt!

Indessen sind wir Hartmann sehr dankbar, daß er uns den Anlaß gibt, unsere Stellung zu dem Bündnis zu überprüfen. Die Gestaltung unseres Verhältnisses zum Deutschen Reiche ist ja das zentrale Problem unserer äußeren und mittelbar auch unserer inneren Politik. Sie ist daher einer längeren und gründlicheren Untersuchung würdig.

\* \* \*

Der am 7. Oktober 1879 unterschriebene Bundesvertrag bestimmt:

Artikel I: Sollte wider Erwarten und gegen den aufrichtigen Wunsch der beiden hohen Kontrahenten eines der beiden Reiche von seiten Rußlands angegriffen werden, so sind die hohen Kontrahenten verpflichtet, einander mit der gesamten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehen und demgemäß den Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen.

Artikel II: Würde einer der hohen kontrahierenden Teile von einer anderen Macht angegriffen werden, so verpflichtet sich hiemit der andere hohe Kontrahent, dem Angreifer gegen seinen hohen Verbündeten nicht nur nicht beizustehen, sondern mindestens eine wohlwollende neutrale Haltung gegen den Mitkontrahenten zu beobachten.

Das Bündnis war also zunächst nicht mehr als ein bloßer Zweckverband, in dem die Verbündeten einander bewaffnete Hilfe gegen einen russischen Angriff zusicherten. Mehr sollte das Bündnis nicht leisten. Waren die beiden Reiche verbündet, einen Angriff Rußlands abzuwehren, so wahrte sich doch jedes der beiden Reiche im übrigen seine vollkommene Selbständigkeit.

Bei den Verhandlungen in Gastein, in denen das Bündnis vereinbart wurde, hatte Bismarck der Monarchie allerdings ein „generelles“ Bündnis vorgeschlagen: jedes der beiden Reiche solle dem anderen beistehen, wenn dieses von einer dritten Macht, welche immer dies sei, angegriffen würde. Aber dieser Vorschlag war von Andrassy abgelehnt worden. Oesterreich-Ungarn wollte sich damals nicht verpflichten, Deutschland bewaffnete Hilfe zu leisten, wenn dieses von Frankreich angegriffen würde. Deshalb setzt der Bundesvertrag die Pflicht zu bewaffneter Hilfe nur für den Fall eines russischen Angriffes fest. So eng ist die Bundespflicht auf Verlangen Oesterreich-Ungarns begrenzt worden.

Andererseits aber war das Deutsche Reich nicht weniger als Oesterreich-Ungarn darum besorgt, daß aus dem Bundesvertrage keine weiteren Verpflichtungen abgeleitet würden als die, die der Bundesvertrag ausdrücklich festgesetzt hatte. Dies wurde besonders deutlich 1886 bis 1888, als die bulgarischen

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

310

Deutschland und wir

Wirren zu einem schweren Konflikt zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland führten. Damals vertrat Bismarck die Ansicht, das Bündnis verpflichte Deutschland nicht, Oesterreich-Ungarns Ansprüche auf dem Balkan zu verfechten<sup>2</sup>. Deutschland dürfe sich von Oesterreich nicht „das Leitseil um den Hals werfen lassen“. Als ein russisch-österreichischer Krieg um Bulgarien drohte, sagte Bismarck im Reichstag: „Was ist uns denn Bulgarien? Es ist uns vollständig gleichgültig, wer in Bulgarien regiert und was aus Bulgarien überhaupt wird“<sup>3</sup>. Bismarck lehnte es also ganz ausdrücklich ab, auf der Balkanhalbinsel für Oesterreich-Ungarn Partei zu ergreifen. Diese Auffassung des Bündnisses wurde damals von Oesterreich-Ungarn als berechtigt anerkannt. Der Minister des Aeußern Graf Kalnoky sagte in der Delegation am 13. November 1886: „Es ist selbstverständlich, daß bei zwei Großstaaten von solcher Ausdehnung, die vom Baltischen Meere bis zur Adria und von der Nordsee bis zur unteren Donau reichen, jeder auch Sonderinteressen hat, welche vollkommen außerhalb der Interessensphäre des anderen liegen können und die zu schützen in den Verpflichtungen des anderen nicht gelegen ist.“

Vor allem aber hielt Bismarck stets an der Ansicht fest, das Bündnis dürfe Deutschland nicht hindern, seine Beziehungen zu den anderen Großmächten — nicht nur zu den Westmächten, sondern auch zu Rußland — nach seinen eigenen Bedürfnissen selbständig zu bestimmen. Es war stets seine Sorge, daß trotz dem gegen Rußland gerichteten Bündnisse „der Draht nach Petersburg“ nicht zerrissen werde. Im Jahre 1887, während des russisch-österreichischen Konfliktes um Bulgarien, schloß Bismarck mit Rußland den geheimen „Rückversicherungsvertrag“ ab. Der Vertrag, von dessen Bestande auch das verbündete Oesterreich nichts erfuhr, ist nie veröffentlicht worden. Bismarck selbst hat neun Jahre später mitgeteilt, der Vertrag habe Deutschland und Rußland zu wohlwollender Neutralität verpflichtet, falls eine der beiden Mächte von einer dritten — Deutschland von Frankreich oder Rußland von Oesterreich-Ungarn — angegriffen würde. Nach einer Mitteilung des Grafen Caprivi an den Fürsten Hohenlohe soll der Vertrag überdies Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel verbürgt haben<sup>4</sup>.

So war der Gehalt des Bündnisses von 1879 bis 1890 eng umgrenzt. Das Bündnis war eine „Versicherungsgesellschaft“, die beiden Reichen für den Fall eines russischen Angriffes Hilfe zusicherte, nicht mehr.

<sup>2</sup> Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen“. Volksausgabe. II, Seite 231.

<sup>3</sup> Bismarck im Reichstag am 18. Jänner 1887.

<sup>4</sup> Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Stuttgart 1906. II. Band, Seite 484.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Deutschland und wir

311

Auf unsere innerpolitischen Verhältnisse hatte das Bündnis damals keinen, zum mindesten keinen dem Deutschtum günstigen Einfluß. In dem Jahre 1879, in dem das Bündnis geschlossen wurde, wurde die Regierung Taaffe eingesetzt, die die Entwicklung der slawischen Nationen begünstigte; man konnte, durch das Bündnis geschützt, die deutschliberale Bourgeoisie in die Opposition drängen, ohne befürchten zu müssen, daß ihre Klagen im Reiche Wiederhall finden. Ebenso wurde in Ungarn gerade in dieser Zeit die Magyarisierungspolitik gegen die Schwaben verschärft; 1879, im Geburtsjahre des Bündnisses, wurde das Schulgesetz Koloman Tizzas erlassen. Anderseits begann Preußen im Jahre 1886 seine polenfeindliche Ansiedlungspolitik in den Ostmarken, während in Oesterreich gerade damals Dunajewski die stärkste Persönlichkeit in der Regierung war!

\* \* \*

Bismarcks Interessen hatten sich auf das europäische Festland beschränkt: der leitende Gedanke seiner Bündnispolitik war gewesen, Deutschland die entscheidende Stellung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland zu sichern. Er war schon 1878 auf dem Berliner Kongreß Schiedsrichter gewesen zwischen den beiden Mächten; er wahrte sich diese Stellung durch das Bündnis mit Oesterreich und den Rückversicherungsvertrag mit Rußland und durch das „Desinteressement“ Deutschlands in den bulgarischen Händeln.

Mit dem Regierungsantritt Wilhelms II. und dem Sturze Bismarcks trat Deutschland in die Weltpolitik ein. Sie wurde damals beherrscht durch den Gegensatz zwischen Großbritannien und Rußland, die einander in ganz Asien von Konstantinopel bis Port Arthur als Gegner gegenüberstanden.

Deutschland näherte sich zuerst England. Anzeichen und Ergebnis dieser Annäherung war der Vertrag von 1890, durch den Deutschland Helgoland im Austausch gegen Sansibar bekam. Durch die Annäherung an England wurde der „Draht nach Petersburg“ zerrissen; Rußland rückte jetzt Frankreich näher. 1891 wurde das russisch-französische Bündnis geschlossen. Dadurch wurde das deutsch-österreichische Bündnis gefestigt; in West und Ost von der ihm feindlichen Koalition bedroht, mußte sich Deutschland enger an die Donaumonarchie anschließen. Der „Rückversicherungsvertrag“ mit Rußland wurde 1890 nicht erneuert — Deutschland konnte Rußland nicht verpflichtet bleiben, da es sich England und Oesterreich näher verbinden wollte.

Indessen dauerte die deutsch-englische Freundschaft nicht lang. Sehr bald wendete sich die deutsche Politik: sie begann für Rußland gegen England Partei zu ergreifen. So schon im Chinesisch-Japanischen Kriege bei dem Friedens-

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

312

Deutschland und wir

schluß von Schimonoseki 1895; Rußland, Deutschland und Frankreich zwangen Japan, auf die Annexionen, die China bereits zugestanden hatte, vor allem auf Port Arthur zu verzichten. Die deutsch-russische Kooperation gegen Japan brachte Rußland die Pachtung Port Arthurs und die Besetzung der Mandschurei, Deutschland Kiaotschau (1897), während Japan dadurch England in die Arme getrieben wurde (englisch-japanisches Bündnis 1902). Deutschlands Parteinahme für Rußland im Jahre 1895 in Ostasien leitete die anti-englische Phase der deutschen Politik ein; es folgten die demonstrative Parteinahme für die Buren bei Jamesons Ueberfall 1896 und die deutschen Flottenrüstungen seit 1898. Der deutsch-englische Gegensatz wurde verschärft durch Deutschlands Eingreifen in Vorderasien seit der Kaiserreise von 1898: Deutschland wurde zur Schutzmacht der Türkei und es näherte sich mit dem Bau der Bagdadbahn dem englischen Interessengebiet in Mesopotamien und am Persischen Meerbusen. Aber gerade die Gegnerschaft gegen England befestigte Deutschlands Freundschaft mit Rußland. Während des Russisch-Japanischen Krieges stand Deutschland auf der Seite Rußlands gegen Englands Verbündeten. (Streit um die Kohlenlieferung an die Flotte Roschdestwenskys, Friede von Portsmouth.) In dem ganzen Jahrzehnt 1895 bis 1905 bestanden zwischen Berlin und Petersburg sehr intime Beziehungen.

Die deutsch-russische Freundschaft bestimmte auch den Gehalt des deutsch-österreichischen Bündnisses. Rußland war zu einer aggressiven, gegen Oesterreich gerichteten Balkanpolitik unfähig, solange seine Kräfte in Ostasien gebunden waren. Oesterreich-Ungarn konnte eine „aktive“ Balkanpolitik, die einen Konflikt mit Rußland auslösen mußte, nicht wagen, da es auf Deutschlands Unterstützung dabei nicht rechnen konnte. So waren die Bedingungen für die Verständigung zwischen Wien und Petersburg günstig. Dazu mußte vorerst der Streit um Bulgarien, der seit 1885 die beiden Mächte beschäftigt hatte, beendet werden. Oesterreich ließ 1894 Stambulow fallen, wodurch die Versöhnung Bulgariens mit Rußland möglich wurde. Nun war die Bahn frei. 1897 reiste Kaiser Franz Josef nach Petersburg; die Frucht dieser Reise war das Einvernehmen beider Mächte über ihre Haltung zum Türkisch-Griechischen Kriege. Rußland und Oesterreich gingen nun auf dem Balkan gemeinsam vor. 1903 einigten sie sich in Mürzsteg über die Reformen in Makedonien.

Das deutsch-österreichische Bündnis sicherte beide Mächte gegen einen russischen Angriff. Es schien daher bedeutungslos, sobald sowohl Deutschland als auch Oesterreich-Ungarn in freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland standen. Im Jahre 1899 schrieb Kramár: „Der Dreibund gleicht einem alten abgespielten Luxusklavier; man mag es noch nicht

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Deutschland und wir

313

in die Rumpelkammer stellen, aber man spielt nicht mehr darauf.“

Auch in dieser Phase seiner Entwicklung hatte das Bündnis auf unsere innere Politik keinen Einfluß. Da Deutschlands Politik damals nicht gegen die slawische Welt gerichtet war, war das Bündnis mit der Stärkung der slawischen Nationen innerhalb Oesterreichs vereinbar. In diese Zeit fallen der Wahlreformentwurf Taaffes 1893, die Regierung Badeni 1897, die Wahlreform 1905.

\* \* \*

Bis zum Russisch-Japanischen Kriege hatte der Gegensatz zwischen England und Rußland die Weltpolitik beherrscht. Die Ueberwindung dieses Gegensatzes nach dem Frieden von Portsmouth hat das ganze weltpolitische Getriebe völlig verändert und damit auch dem deutsch-österreichischen Bündnis ganz neuen Inhalt gegeben.

Die Verschärfung des deutsch-englischen Gegensatzes bewog England zunächst, die Annäherung an Frankreich zu suchen. 1904 wurde die englisch-französische Entente begründet. England gab Frankreich freie Hand in Marokko. Dagegen erhob Deutschland Einspruch. Der Streit um Marokko verschärfte neuerlich den Gegensatz zwischen Deutschland und den Westmächten (Landung Wilhelms II. in Tanger 1905, Algeiras-Konferenz 1905/06). Nun suchte sich England auch Rußland zu nähern. Rußland kam Englands Wünschen entgegen. Drei Gründe trieben Rußland in Englands Arme. Erstens war Rußland höchst unzufrieden damit, daß Deutschland in Konstantinopel eine überragende Machtstellung errungen hatte. Zweitens war Rußland entschlossen, für die Verluste, die es im fernen Osten erlitten hatte, auf dem Balkan Entschädigung zu suchen; dadurch mußte es in Konflikt mit Oesterreich-Ungarn, Deutschlands Bundesgenossen, kommen. Drittens hatten Rußland und England ein gemeinsames konterrevolutionäres Interesse in der mohammedanischen Welt; die Wirkungen der persischen Revolution (1905) waren im Kaukasus und in Turkestan ebenso fühlbar wie in Indien. So verständigten sich England und Rußland zunächst über Persien (1907); Vereinbarungen über Afghanistan, Tibet und die Mongolei folgten. Der englisch-russische Gegensatz in Asien war überwunden; fortan war der deutsch-englische Gegensatz die entscheidende Tatsache der Weltpolitik.

In diesem kritischen Augenblicke nun machte Oesterreich einen Vorstoß auf dem Balkan. Es glaubte, die Schwächung Rußlands durch den japanischen Krieg und durch die Revolution ausnützen zu können. Im Jänner 1908 erlangte Aehrenthal die Konzession zum Bau der Sandschakbahn. Rußland erklärte, durch diesen eigenmächtigen Schritt Oesterreich-

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

314

Deutschland und wir

Ungarns seien die Mürzsteiger Vereinbarungen von 1903 zerrissen. Im Juni kamen der Zar und der englische König in Reval zusammen; sie forderten von der Türkei die Annahme ihres gemeinsamen Reformprogramms. Durch diese Forderung wurde das Selbstgefühl der türkischen Intelligenz verletzt. Im Juli brach die Revolution in der Türkei aus. Oesterreich-Ungarn beantwortete sie im Oktober mit der Annexion Bosniens. In ganz Europa brach der Sturm gegen Oesterreich los. Deutschland war durch die Annexion wahrscheinlich selbst überrascht, unangenehm überrascht worden; wurde doch durch sie Deutschlands Verhältnis zur Türkei gefährdet<sup>5</sup>. Trotzdem mußte sich Deutschland an Oesterreichs Seite stellen. Durch die englisch-französisch-russische Entente „eingekreist“, Italiens, das Frankreichs Marokkopolitik unterstützt hatte, um die Zustimmung der Westmächte zur Eroberung von Tripolis zu erlangen, nicht mehr sicher, mußte Deutschland der Donaumonarchie „in schimmernder Wehr“ beistehen, wenn es nicht seinen einzigen Freund verlieren wollte. Deutschlands Eingreifen zwang Rußland zur Kapitulation (März 1909). Rußland vergaß diese Demütigung nicht. Es brachte 1912 den Bund der Balkanstaaten zusammen. Er schlug gegen die durch den tripolitanischen Krieg und schwere innere Wirren geschwächte Türkei los. Neuerlich brach eine gefährliche Krise über ganz Europa herein. Und abermals sah sich Deutschland gezwungen, die Forderungen seines Bundesgenossen während des Krieges und auf der Londoner Konferenz gegen die Entente zu verfechten.

Durch diese Ereignisse wurde der Charakter des deutsch-österreichischen Bündnisses vollständig verändert. Deutschland hat sein „Desinteressement“ auf der Balkanhalbinsel, die neutrale Haltung zwischen Rußland und Oesterreich aufgegeben. Es hat jetzt eben das getan, was es vorher stets abgelehnt hatte: es hat Oesterreich-Ungarns Ansprüche auf der Balkanhalbinsel als seine eigenen verfochten. Das Bündnis, vordem ein bloßer Zweckverband, nur für den Fall eines russischen Angriffes wirksam, wurde jetzt zu einer vollkommenen politischen Gemeinschaft, in der jeder der beiden Bundesgenossen für die Ansprüche des anderen eintritt, auch wenn sie seine eigenen Interessen nicht berühren. Das Bündnis ist also seit 1908 etwas ganz anderes, als was es von 1879 bis 1907 gewesen war. Diese Veränderung des Gehaltes des Bündnisses ist die Folge der weltpolitischen Isolierung Deutschlands, die selbst wieder eine Folge der Politik des deutschen Imperialismus in China, in der Türkei und in Marokko ist.

<sup>5</sup> Vgl. Sosnowsky, „Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866“. Stuttgart 1914. II. Band, Seite 175 ff., 233.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Deutschland und wir

315

Die Veränderung des Charakters des Bündnisses vollzog sich nicht ohne starke Widerstände. In Oesterreich hat Graf ~~Aehrenthal noch nach 1908 die Verpflichtung abgelehnt,~~ Deutschlands weltpolitische Ansprüche zu vertreten; er hat sich 1911, während der zweiten Marokkokrise, neutral verhalten. Dies rief damals nicht nur in Deutschland, sondern auch in den militärischen Kreisen und den deutschbürgerlichen Parteien Oesterreichs offene Opposition hervor<sup>6</sup>. In Deutschland hat eine oppositionelle Richtung innerhalb der Diplomatie Bismarcks Auffassung festgehalten, Deutschland sei nicht verpflichtet, Oesterreichs Ansprüche auf dem Balkan zu vertreten; der letzte Erfolg dieser Richtung war Deutschlands Demonstration gegen den Protest, den Oesterreich-Ungarn gegen den Bukarester Frieden (1913) erhob, ihr letzter Nachhall ist die bekannte Denkschrift des Fürsten Lichnowsky. Indessen war aber seit 1908 die Tendenz, das Bündnis aus einem bloßen Zweckverband zu voller politischer Gemeinschaft auszubauen, in beiden Reichen so stark, daß die Opposition gegen sie nicht zu bestehen vermochte.

Die veränderte auswärtige Lage wirkte nun auch auf unsere innere Politik ein. Eine in engster Gemeinschaft mit Deutschland gegen Serbien und Rußland gerichtete Politik konnte sich nicht auf die slawischen Nationen Oesterreichs und Ungarns, sondern nur auf die deutsche Bourgeoisie in Oesterreich, die magyarische Gentry in Ungarn stützen. Das Jahr 1908, das Jahr der Annexion Bosniens, brachte daher nicht nur in unserer auswärtigen, sondern auch in unserer inneren Politik eine vollständige Wendung. In Oesterreich wurde 1908 die parlamentarische, auf Deutsche, Tschechen und Polen gestützte Regierung Beck gestürzt, die deutschbürokratische Regierung Bienerth eingesetzt. Die Tschechen und die Südslawen wurden in die Opposition gedrängt, ihre Obstruktion mit der Anwendung des § 14 beantwortet, während man im Osten die antirussischen Strömungen unter Polen und Ukrainern durch den galizischen Ausgleich (1913) zu stärken versuchte. In Ungarn hatte die Krone im Jahre 1905 das allgemeine Wahlrecht als ihr Programm verkündet, von der magyarischen Aristokratie an die Nationalitäten appelliert; im Annexionsjahr 1908 wurde diese Politik aufgegeben: in dem Monat, in dem Bosnien annektiert wurde, gab der König dem Wahlreformentwurf Andrassys, der die magyarische Oligarchie verewigen sollte, die Vorsanktion. Dem folgten die Wiederkehr Tizas zur Macht (1910) und die Niederwerfung der Arbeiter (Mai 1912). In Kroatien wurde 1912 die Verfassung aufgehoben und das „Kommissariat“ Cuvajs eingesetzt.

\* \* \*

<sup>6</sup> Molden, „Alois Graf Aehrenthal“. Stuttgart 1917. Seite 221.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

316

Deutschland und wir

Die „aktive“ Balkanpolitik, die Graf Aehrenthal im Jänner 1908 begonnen hat, hat trotz der Hilfe Deutschlands mit einer Niederlage Oesterreich-Ungarns geendet: Serbien ging aus dem Balkankrieg wesentlich gestärkt hervor; Bulgarien, das im zweiten Balkankrieg an Oesterreich-Ungarn Anlehnung gesucht hatte, war geschlagen; Rumänien, der alte Bundesgenosse, hatte sich von der Donaumonarchie abgewendet; der Gegensatz gegen Rußland war gefährlich verschärft; in Albanien stießen die Interessen der Monarchie und Italiens heftig aufeinander. Die Monarchie glaubte, nur durch einen kühnen Vorstoß ihr Ansehen wiederherstellen, ihre Gegner einschüchtern zu können. Deutschland betrachtete die Schwächung seiner beiden Verbündeten — der Türkei durch den ersten, Oesterreichs durch den zweiten Balkankrieg — als seinen eigenen Mißerfolg. Es sicherte, auf dem seit 1908 eingeschlagenen Wege verharrend, der Monarchie die Rückenbedeckung zu. So entschloß sich Oesterreich-Ungarn zu dem Ultimatum an Serbien, das den Weltkrieg ausgelöst hat.

Der Krieg hat die beiden Reiche zu immer engerer Waffenbrüderschaft vereinigt. Die Monarchie brauchte und fand die deutsche Hilfe im Winter 1914/15 in den Karpathen, im Sommer und Herbst 1915 bei der Wiedergewinnung Galiziens und der Eroberung Serbiens. Nach dem Durchbruch bei Luck 1916 wurden österreichisch-ungarische Truppen dem deutschen Oberkommando unterstellt. Rumäniens Angriff auf Ungarn wurde 1916, Italiens Angriff auf Triest 1917 mit deutscher Hilfe abgewehrt. So haben an allen Fronten deutsche Heere den Besitzstand der Monarchie verteidigt. Anderswärts aber hat auch Deutschland die österreichisch-ungarische Armee gebraucht; ohne sie hätte es die Riesenfront im Osten nicht halten können. Da beide Verbündeten einander brauchten, wurde wie die militärische auch die politische Aktion im engsten Einvernehmen geführt. Hatte Deutschland die Führung, so hatte doch auch Oesterreich-Ungarn auf die gemeinsame Politik starken Einfluß; alldeutsche Blätter im Reiche haben oft darüber geklagt, daß dem Verbündeten zu starker Einfluß eingeräumt werde. Auch in unserer inneren Politik offenbarte sich die Kraft des Bündnisses; unter Tisza und Stürgkh wendete die Staatsgewalt ihre ganze Macht gegen die dem Bündnis feindlichen Strömungen unter den slawischen Nationen.

Erst die russische Revolution hat die Verhältnisse einigermaßen verändert. Sie hat das russische Heer zersetzt, den Kampf an der Ostfront beendet, endlich den Frieden im Osten herbeigeführt. Dadurch ward zunächst das Machtverhältnis zwischen den beiden Verbündeten verändert. Deutschland hat unsere Hilfe gebraucht, als noch die lange Front von Riga bis Braila zu halten war; heute, da der Krieg im Osten

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Deutschland und wir

317

beendet ist, braucht es unsere militärische Unterstützung nicht mehr in gleichem Maße. Das wird nun auch politisch fühlbar. Haben noch im Dezember alldeutsche Blätter im Reiche oft geklagt, die Reichsleitung lasse sich allzu stark von Wien aus beeinflussen, so hört man jetzt in Oesterreich nicht selten den Vorwurf gegen die leitenden Staatsmänner der Monarchie, sie verstünden es nicht, ihren Einfluß in Berlin gebührend zur Geltung zu bringen. Dieser Vorwurf ist kaum begründet. Denn der Einfluß der Verbündeten auf die gemeinsame Politik ist sicherlich nicht nur von der Geschicklichkeit der Staatsmänner abhängig, sondern auch und vor allem von den tatsächlichen Machtverhältnissen. Unser Einfluß in Berlin ist selbstverständlich davon abhängig, in welchem Maße man dort unsere Unterstützung braucht.

Daß der Einfluß Oesterreich-Ungarns auf Berlin gesunken zu sein scheint, wird hier vor allem deshalb beklagt, weil man annimmt, daß dieser Einfluß der Verkürzung des Krieges förderlich sei. Diese Annahme stützt sich nicht auf die Betenerungen der Staatsmänner, sondern auf die nüchterne Erwägung der Interessen der beiden Reiche. Der Krieg im Osten ist beendet; im Westen aber wird um Fragen gekämpft, die unmittelbar nur Deutschlands Interessen, die Interessen Oesterreich-Ungarns nur mittelbar berühren; es ist einleuchtend, daß das Bedürfnis nach der Beendigung des Krieges im Westen in Wien stärker empfunden werden muß als in Berlin. Außerdem aber hat die Erfahrung gelehrt, daß sich die Volkswirtschaft dem Kriege desto besser anpassen kann, eine je höhere Stufe kapitalistischer Entwicklung sie erreicht hat. England und Frankreich haben sich dem Kriege wirtschaftlich und sozial besser anpassen können als Rußland und Italien, Deutschland besser als Oesterreich-Ungarn; daher sind die wirtschaftlichen und sozialen Gefahren der Verlängerung des Krieges hier größer als dort. Auch dies erklärt, daß das Friedensbedürfnis in Wien stärker ist als in Berlin.

Aber auch an den Einzelfragen, die der Krieg aufgeworfen hat, hat jeder der beiden Bundesgenossen seine besonderen Interessen. Ueber die Lösung der polnischen Frage scheint zwischen Wien und Berlin noch keine Einigung zustande gekommen zu sein. Bei dem Friedensschluß mit Rumänien haben viele reichsdeutsche Blätter sehr nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die Interessen Deutschlands und Ungarns an der unteren Donau nicht identisch seien. Deutschland wünscht eine starke Ukraine als ein Gegengewicht gegen Polen; die Monarchie dagegen muß damit rechnen, daß unsere künftigen Beziehungen zur Ukraine durch die Tatsache bestimmt sein werden, daß dreieinhalb Millionen Ukrainer in Oesterreich und Ungarn leben. Oesterreich-Ungarn, seiner Natur nach zu einer aggressiven Politik wenig

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

318

Deutschland und wir

geeignet, seiner wirtschaftlichen Schwäche wegen einer internationalen Abrüstung geneigt, hat sich für die von Wilson geforderte „neue Weltordnung“ ausgesprochen; Deutschland mit seiner weitausegreifenden Weltpolitik und seiner weit größeren wirtschaftlichen Kraft behandelt diesen Plan mit großer Skepsis.

Die russische Revolution hat aber nicht nur die Machtverhältnisse zwischen den Staaten umgestaltet, sie hat auch unsere inneren Verhältnisse beeinflusst. In Oesterreich wurde das Parlament wieder einberufen, in Ungarn die Wahlreform auf die Tagesordnung gesetzt. Hatte sich das Regime Tisza-Stürgkh nur auf die deutsche Bourgeoisie und die magyarische Gentry gestützt, so kommen jetzt auch die slawischen Nationen wieder zum Worte, die dem Bündnis kühl, zum Teil feindlich gegenüberstehen.

Alle diese Umstände erklären zur Genüge, warum ängstliche Leute, wie Ludo Hartmann, um die Zukunft des Bündnisses besorgt sind. Aber sie übersehen dabei, wie überaus stark die Klammern sind, die Oesterreich-Ungarn an Deutschland binden. Vor allem hat die Dynastie das allerstärkste Interesse, nicht mit Deutschland zu brechen. Wir sind ringsum von Nationalstaaten umgeben, die ihre Volksgenossen, die in Oesterreich und Ungarn leben, von der Monarchie losreißen wollen; was würde aus dem Habsburgerreiche, wenn sich auch das Deutsche Reich einer solchen Politik zuwenden wollte? Und dazu könnte es sich nach dem Zerfall Rußlands leichter entschließen als vorher. Die Bündnistreue der Dynastie wird unterstützt von den beiden mächtigsten Klassen im Reiche: von der deutschen Bourgeoisie und vom ungarischen Adel; sie halten aus nationalen und sozialen Gründen an dem Bündnis fest. Der Krieg verstärkt diese Klammern noch: er bindet die Monarchie wirtschaftlich an Deutschland, von dem sie jeden Monat Waren und Kredit braucht; er bindet sie politisch an Deutschland, da die Monarchie ihre Interessen an der Lösung der polnischen Frage nur im Einvernehmen mit Deutschland, das ja den größeren Teil Polens besetzt hat, durchsetzen kann. Diese Interessen — nicht die Gefühlsargumente Hartmanns — geben dem Bündnis trotz aller Verschiedenheiten der Stimmungen, Meinungen und Interessen überaus große Kraft und Festigkeit. Die Stärke dieser Interessen möge erwägen, wer in dem Wahn befangen ist, daß es auch ohne eine völlige Veränderung der Machtverhältnisse möglich wäre, das Bündnis zu zerreißen.

\* \* \*

Mit unseren politischen haben sich auch unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reiche verändert. Als das Bündnis noch ein bloßer Zweckverband für den Fall

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Deutschland und wir

319

eines russischen Angriffes war, stand es guten wirtschaftlichen Beziehungen mit anderen Ländern nicht im Wege. Insbesondere mit Frankreich war unsere Volkswirtschaft damals eng verknüpft. Das französische Kapital hielt große Guthaben in der Oesterreichisch-Ungarischen Bank. Oesterreichische und ungarische Wertpapiere fanden auf dem Pariser Geldmarkt Absatz. All das hat seit 1908 aufgehört. Seitdem das Bündnis zu einer vollkommenen politischen Gemeinschaft geworden war, waren unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu den Ententeländern zerrissen. Die französischen Kredite wurden der Oesterreichisch-Ungarischen Bank entzogen; ein Versuch Ungarns, eine Anleihe in Frankreich zu begeben, wurde abgewiesen<sup>7</sup>. Wir waren daher auf den deutschen Geldmarkt angewiesen, konnten nur dort noch Kredit bekommen. Unser Bedarf an Auslandskredit wuchs aber infolge der ungünstigen Gestaltung unserer Handelsbilanz. Bis 1905 war die Bilanz unseres Handels mit Deutschland aktiv; seit dem Handelsvertrag von 1906 ist sie passiv geworden. Im Jahre 1913 haben wir aus Deutschland Waren im Werte von 1397 Millionen Kronen eingeführt und nach Deutschland Waren im Werte von 1143 Millionen Kronen ausgeführt; das Passivsaldo betrug also 254 Millionen Kronen. Aber auch unsere Handelsbilanz zu den anderen Ländern ist seit 1908 passiv geworden. Während bis 1907 unser Gesamthandel eine aktive Bilanz ergab, war unsere Handelsbilanz im Jahre 1913 schon mit 521 Millionen Kronen passiv. Wir mußten daher Kredit im Ausland suchen. Und da uns die westlichen Geldmärkte seit 1908 gesperrt waren, mußte unsere Verschuldung an Deutschland steigen. Vor dem Kriege wurde der Besitz Deutschlands an österreichischen und ungarischen Wertpapieren bereits auf 6½ Milliarden Kronen geschätzt.

Während des Krieges hat Deutschland unsere Anleihen aufgenommen und uns Waren kreditiert. In den ersten zweieinhalb Jahren des Krieges ist Deutschlands Forderung an uns um 4½ Milliarden Kronen gestiegen<sup>8</sup>. Dauert der Krieg auch nur bis Ende 1918, so wird unsere Schuld an Deutschland wenigstens 15 Milliarden betragen. Wir werden dann jährlich etwa 900 Millionen Kronen Schuldzinsen an Deutschland abzuführen haben. Ueberdies wird infolge der allgemeinen Preiserhöhung unsere Handelsbilanz gegenüber Deutschland mit wenigstens 500 Millionen Kronen passiv sein. Ziehen wir die Beträge ab, die uns aus dem Fremdenverkehr und aus Heimsendungen der Auswanderer zufließen, so können wir schätzen, daß das Passivsaldo unserer Zahlungsbilanz gegenüber Deutsch-

<sup>7</sup> Vgl. Molden, a. a. O., Seite 214f.

<sup>8</sup> Somary, „Währungsprobleme Oesterreich-Ungarns“. Wien 1917. Seite 11.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

320

Deutschland und wir

land wenigstens 1300 Millionen Kronen jährlich betragen wird. Wir werden also in jedem Jahre einen Auslandskredit von 1300 Millionen Kronen brauchen, um nur unsere Verbindlichkeiten Deutschland gegenüber erfüllen zu können.

Außerdem werden wir nach dem Kriege auch aus den anderen Ländern Rohstoffe und Lebensmittel in gewaltigen Mengen beziehen müssen, um unsere Volkswirtschaft wieder aufzubauen. Wir werden diese Waren nicht bezahlen können, sie auf Kredit beziehen müssen. Wo sollen wir diesen Kredit finden? In Deutschland oder in den Ländern, die uns jetzt als Feinde gegenüberstehen?

Nehmen wir vorerst an, daß wir die Milliardenkredite, die wir brauchen werden, vornehmlich von Deutschland beanspruchen werden. Deutschland müßte uns also nicht nur seine eigene Forderung von 1300 Millionen Kronen jährlich stunden, sondern uns überdies auch noch die Milliarden borgen, die wir brauchen werden, um die in Amerika, Australien, Indien u. s. w. gekauften Rohstoffe zu bezahlen; und all das gerade in der Zeit, in der Deutschland selbst ungeheure Mengen ausländischer Rohstoffe und Lebensmittel brauchen, seine eigene Zahlungsbilanz daher passiv sein wird. Ein so großes Opfer können wir von Deutschland nur um den Preis der größten wirtschaftlichen, politischen und militärischen Gegenzugeständnisse erwarten. Es müßte daher das mitteleuropäische Wirtschafts- und Zollbündnis, wie es uns die „Mittteleuropäer“ von Stolper bis Renner empfehlen, verwirklicht werden, und zwar in Formen verwirklicht, die Deutschland so große Vorteile böten, daß es sich zu der notwendigen Kredithilfe an Oesterreich-Ungarn entschloße. Dies hätte folgende Folgen:

1. Wir müßten auf den Schutz unserer Industrie gegen den deutschen Wettbewerb verzichten. Viele österreichische Industriezweige würden dadurch empfindlich geschädigt.

2. Deutschland, Oesterreich und Ungarn würden den autonomen Zolltarif gemeinsam festsetzen, die Handelsverträge mit anderen Ländern gemeinsam abschließen. Tarif und Verträge müßten von drei Regierungen vereinbart werden; die Parlamente könnten an den vereinbarten Zollsätzen nichts ändern. Der Einfluß der Parlamente auf die Wirtschaftspolitik würde empfindlich geschwächt.

3. So enge wirtschaftliche Gemeinschaft ist nur bei dauernd gesicherter, allerengster politischer Gemeinschaft möglich. Alle weltpolitischen Händel Deutschlands würden zu unserer eigensten Sache. Die anderen Mächte würden „Mittteleuropa“ nicht so sehr wegen der wirtschaftlichen Folgen des Zollbündnisses als wegen dieser seiner politischen Bedeutung heftig bekämpfen. Sie würden also auch uns die Meistbegünstigung verweigern; die schutzzöllnerischen Tendenzen würden überall bedeutend gestärkt. Und sie würden uns jeden Kredit

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Deutschland und wir

321

verweigern; wir würden also Auslandskredit nur in dem Ausmaß bekommen, als Deutschland allein uns ihn geben kann, und da Deutschland unseren großen Kreditbedarf keinesfalls vollkommen befriedigen könnte, würde unser Rohstoff- und Lebensmittelbezug aus dem Auslande beschränkt, der Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft verlangsamt werden\*.

4. Wir müßten unsere Wehrverfassung der deutschen anpassen, obwohl unsere wirtschaftliche Tragfähigkeit viel kleiner ist.

5. Da sich die slawischen Nationen einer solchen Politik widersetzen würden, müßte die Vorherrschaft der deutschen Bourgeoisie in Oesterreich, die magyarische Oligarchie in Ungarn festgehalten werden. Die Demokratisierung unseres staatlichen Lebens und die Umbildung Oesterreich-Ungarns in einen Nationalitätenbundesstaat wären unmöglich.

Nun betrachten wir die andere Möglichkeit: Wir suchen die Riesenkredite, die wir brauchen werden, nicht in Deutschland, sondern in den Vereinigten Staaten, in England und Frankreich. Diese Staaten könnten uns unzweifelhaft weit größere Kapitalien zur Verfügung stellen als das Deutsche Reich; dadurch würde der Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft erleichtert und beschleunigt. Aber diese Staaten werden uns Kredit nur dann gewähren, wenn wir in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen stehen. Solche Beziehungen setzen eine Aenderung unseres Verhältnisses zu Deutschland voraus. Wollen wir die wirtschaftliche Hilfe der Vereinigten Staaten und der Westmächte erlangen, dann müssen wir schon jetzt unsere politische und wirtschaftliche Selbständigkeit Deutschland gegenüber festhalten; dürfen wir in den Friedensverhandlungen keine Forderung stellen und keine Forderung unterstützen, die uns in dauernde Feindschaft zu den Westmächten setzen würde; müssen wir endlich das Bündnis wenigstens auf

\* Daß das Wirtschaftsbandnis „vollste politische Interesseneinheit“ voraussetzt, hebt auch Stolper hervor. „Zwei Reiche, zwischen denen politische Gegnerschaft denkbar bleibt, können nicht ihre Wirtschaft zusammenlegen. Denn das politische und militärische Bündnis kann gekündigt werden, aber zwei Wirtschaften, die einmal organisch miteinander verwachsen sind, nur unter Lebensgefahr auseinandergerissen werden. Auf die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung, welche in letzter Linie eine Vereinigung der Wirtschaftsgebiete Deutschlands und Oesterreich-Ungarns herbeiführen würde, können sich die beiden Großmächte nur einlassen, wenn sie der Ergänzung ihrer Produktion durch die Produktion des Verbündeten dauernd sicher sind.“ Trotz dieser Einsicht schätzt Stolper den Widerstand der anderen Mächte gegen „Mitteleuropa“ sehr gering. Er weist — nicht mit Unrecht — nach, daß die anderen Großmächte durch die Vorzugsbehandlung, die Deutschland und Oesterreich-Ungarn einander gewähren, wirtschaftlich nur geringen Schaden leiden würden. Aber die Gegenmaßnahmen der anderen Mächte würden eben nicht durch diese wirtschaftliche Schädigung, sondern durch die von Stolper selbst hervorgehobene politische Bedeutung des Zusammenschlusses der Mittelmächte herausgefordert. Vgl. Stolper, „Das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem“. Wien 1917. Seite 91 ff., 173, 176 ff.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

322

Deutschland und wir

den Gehalt reduzieren, den es vor dem Jahre 1908 gehabt hat. Auf diesen Gehalt reduziert, hätte das Bündnis aber überhaupt keine praktische Bedeutung mehr. Denn das gewaltige Zarenreich, vor dessen Uebermacht uns das Bündnis Schutz gewähren sollte, ist in eine Reihe von Nationalstaaten zerfallen, die die Mittelmächte in absehbarer Zeit nicht bedrohen werden.

Da wir gezwungen sind, uns wirtschaftlich entweder an Deutschland oder an die Westmächte und die Vereinigten Staaten anzulehnen, wird das Bündnis in keinem Falle den Inhalt behalten können, den ihm die Jahre 1908 bis 1917 gegeben haben. Wir müssen es entweder noch fester schließen oder es lockern. Wir müssen entweder politisch, militärisch und wirtschaftlich ganz in „Mitteleuropa“ aufgehen oder aber dazu zurückkehren, das Bündnis wieder so aufzufassen, wie es von Bismarck bis Bülow und von Andrassy bis Aehrenthal in beiden Reichen aufgefaßt wurde: nicht als „vollste politische Interesseneinheit“, sondern als bloßen Zweckverband für den Fall eines äußeren Angriffes. Für welche dieser beiden Möglichkeiten soll nun die Sozialdemokratie ihren Einfluß einsetzen?

\* \* \*

Der Friede von Brest-Litowsk hat das ganze von Rußland losgerissene Gebiet zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meere in die deutsche Interessensphäre einbezogen. Deutschlands Herrschaftsinteressen zwingen es, in diesem Gebiete eine eindeutige politische Aufgabe zu übernehmen.

Deutschland will Rußland von der Ostsee fernhalten. Es muß daher die Selbständigkeit Finnlands gegen Rußland verteidigen. Siegt in Finnland die „Roten“, dann würde Finnland eine Föderation mit Rußland eingehen. Siegen die „Weißen“, dann bleibt Finnland selbständig. Deutschland ist daher gezwungen, in Finnland die finnische Arbeiterklasse niederzuwerfen, die schwedische Herrenklasse in die Macht einzusetzen und in ihr zu erhalten.

In Estland, Livland und Kurland kann sich Deutschland nur auf die deutschen Barone, nicht auf die vom Deutschenhaß erfüllten estnischen und lettischen Bauern stützen. Es muß daher die Herrschaft der Barone über die Bauern aufrechterhalten.

Die weißrussischen und litauischen Bauern Litauens werden durch die russische Agrarrevolution angezogen. Die polnischen Grundherren suchen bei Deutschland den Schutz ihres Grundeigentums. Deutschland ist daher gezwungen, in Litauen die Schlachzizen gegen die Bauern zu schützen.

In Polen haßt die Volksmasse Deutschland. Die Fabrikanten aber suchen im Anschluß an Deutschland den Schutz ihrer Märkte, die Schlachzizen den Schutz ihres Grundeigentums.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Deutschland und wir

323

In der Ukraine hat Deutschland die kleinbürgerliche Rada gegen die bolschewikischen Sowjets eingesetzt. In Rumänien hat es die von der Agrarrevolution bedrohten Bojaren wieder in die Macht gesetzt.

In Oesterreich und Ungarn kann sich Deutschland nur auf die deutsche Bourgeoisie und den magyarischen Adel stützen: die Demokratisierung der beiden Staaten würde die slawische Mehrheit zur Macht führen, das Bündnis gefährden.

In dem ganzen ungeheuren Gebiet zwischen Helsingfors und Serajewo, zwischen Charkow und Bregenz ist jeder Fortschritt der Demokratie eine Gefährdung der Interessen des Deutschen Reiches. Deutschland ist daher durch seine Herrschaftsinteressen geradezu gezwungen, seinen Einfluß in diesem ganzen Gebiet gegen die Demokratie einzusetzen. Daran würden kleine demokratische Reformen innerhalb des Reiches — etwa die Wahlreform in Preußen, ja selbst die Parlamentarisierung der Reichsregierung — nichts ändern.

Oesterreich-Ungarns Aufgehen in „Mitteleuropa“ würde also bedeuten, daß es zur Stütze eines Herrschaftssystems würde, innerhalb dessen fünfzehn Nationen unmittelbar oder mittelbar von der deutschen Bourgeoisie beherrscht würden; fünfzehn Völkern das Recht demokratischer Selbstbestimmung versagt bleiben müßte. Unter solchen Umständen kann für eine demokratische Partei gar kein Zweifel bestehen, daß sie gegen „Mitteleuropa“ entscheiden muß<sup>10</sup>. Wir müssen daher dafür eintreten, daß das Bündnis wenigstens auf den Gehalt reduziert werde, den es vor 1908 gehabt hat; wodurch das Bündnis freilich jede praktische Bedeutung verlöre. Denn es gibt, wie wir gesehen haben, aus zwingenden wirtschaftlichen Gründen keine andere Wahl als die, entweder die beiden Reiche völlig zusammenzuschließen oder aber jedem von ihnen die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit wiederzugeben, die sie seit 1908 eingebüßt haben.

Gegen diese Erkenntnis sträubt sich aber in Ludo Hartmann und vielen anderen ihr nationales Gefühl. Sie suchen in einem möglichst engen Bündnis den Ersatz der staatlichen Einheit, die die Geschichte der deutschen Nation versagt hat. Die Deutschen in Oesterreich und im Reiche sind ein Volk; sie können auf ihre enge Verbindung nie verzich-

<sup>10</sup> Gerade die Genossen, die, wie Renner und Ellenbogen, 1914 und 1915 den „Krieg gegen den Zarismus“ als ein „Vermächtnis der europäischen Demokratie“ gefeiert haben, müßten heute mit gleicher Entschiedenheit gegen die Unterstützung des deutschen Imperialismus durch Oesterreich kämpfen. Denn Deutschlands Herrschaftsinteressen zwingen es heute, gegen die Demokratie im Osten und Südosten Europas eine ähnliche Rolle zu spielen, wie sie Rußland von 1815 bis 1878 gegen die Demokratie in Deutschland, Polen und Ungarn gespielt hat.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

---

324

Die nationale Grenze zwischen Slowenen und Italiern

---

ten. Aber die Demokratie kann dieses Ideal nicht verwirklichen wollen in einem Herrschaftssystem, das vierzehn fremde Völker der deutschen Oberhoheit unterwirft, sondern nur in einer demokratischen Ordnung Europas, die die Deutschen der Alpen- und Sudetenländer mit den Deutschen des Reiches vereint, aber zugleich den vierzehn anderen Völkern, die heute mittelbar oder unmittelbar unter deutscher Herrschaft stehen, ihr Selbstbestimmungsrecht gibt. Das Bündnis in seiner heutigen Gestalt ist nicht ein Mittel, sondern ein Hindernis, dieses Ziel zu erreichen.

12. 5. 1918

## Es gibt kein Trentino.

Gegenüber den Bemühungen Italiens, seinen schändlichen Verrat mit dem Zwange zu erklären, die sogenannten „unerlösten“ Gebiete Oesterreich-Ungarns zu befreien, und mit dem italienischen Königreiche zu vereinigen, muß einmal klipp und klar festgestellt werden, daß es kein Trentino gibt. Eine Tatsache, die sich an der Hand der Geschichte, der Geographie und der Ethnographie des ehemaligen Fürstentums Trient unwiderlegbar erweisen läßt. Die Urbewohner dieses Gebietes waren Rhäter, sie wurden von den Römern unterworfen, worauf dann die Germanen in Trient einbrangen. Dieses Land gehörte eine Zeit lang dem Reiche Odoakers, kam dann unter die Herrschaft der Gothen, die wieder von den Langobarden abgelöst wurden, worauf die Franken folgten. Auf diese Weise entstand in ganz Tirol, besonders im südlichen Teile, ein Mischvolk, bei welchem jedoch das ganze germanische Element deutlich hervortrat und sich auch in einzelnen Tälern und Höhengemeinden unvermischt erhielt. Im Jahre 1027 machte Kaiser Konrad den Bischof von Trient zum deutschen Reichsfürsten. Die Verleihungs-urkunde ist vom deutschen Reichskanzler mit unterfertigt, und die Belehnung der Bischöfe erfolgte auf deutschen Reichstagen, Trient war somit ganz unzweifelhaft ein deutsches Fürstentum. So läßt sich der Fortbestand dieses deutschen Sprachgebietes bis in das 19. Jahrhundert hinein verfolgen. In der von Tomaso Bottea im Jahre 1860 verfaßten „Chronik von Folgaria“ heißt es: „Der hiesige Dialekt weist lauter reindeutsche Worte auf, welche bloß durch die Aussprache entstellt werden; daraus erhellt zur Evidenz, daß die hiesige Bevölkerung deutschen Ursprunges ist!“ Bis in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden alle Urkunden in deutscher Sprache verfaßt, und noch gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts war in den Seitentälern von Folgaria der deutsche Dialekt die Umgangssprache, obgleich dort jedermann auch der italienischen Sprache mächtig war. Ferner zählt Franz Tecini in seiner Abhandlung „Ueber die deutschen Gebirgsbewohner in Südtirol und die venetianischen“

(1821) die Ortschaften im italienischen Landesteile auf, in welchen zu seiner Zeit deutsch gesprochen wurde und nennt auch zahlreiche Gemeinden, in welchen vor Zeiten deutsch gesprochen wurde, welche aber gegenwärtig rein italienisch seien, wobei wohl mit vollem Rechte hinzugefügt werden kann, daß in dieser Aufzählung die Reihe der Gemeinden mit deutscher Umgangssprache oder nachweisbar deutscher Abstammung noch lange nicht erschöpft ist. Deutlich bezeugen auch die Namen so mancher Familien im italienischen Südtirol ihre deutsche Nationalität oder zum mindesten ihre deutsche Abkunft und es führt beinahe der ganze in Trient ansässige Adel deutsche Prädikate. Nicht minder deutlich läßt sich der ehemals deutsche Charakter dieser Landstriche aus den allerdings vielfach schon italianisierten Ortsnamen nachweisen.

Das Zurückdrängen des deutschen Elementes aus dem Fürstentum Trient und den übrigen südlichen Landesteilen ist auf verschiedene Ereignisse zurückzuführen: Die wiederholten Invasionen der Venetianer, die den italienischen Kaufleuten in Tirol eingeräumten Privilegien, die daraus entwickelten Uebergriffe der Italiener, der durch die Vermählung tirolischer Fürsten mit italienischen Prinzessinnen geförderte Zugang italienischer Adelige, Künstler und Handwerker an den Innsbrucker Hof, wo sie bald und durch lange Zeit die führende Rolle übernahmen und das deutsche Element ganz in den Hintergrund zu drängen strebten; die Schwäche der jeweiligen Regierungen, die dem immer weiter fortschreitenden Zurückdrängen des Deutschtums in Südtirol keinen oder nur verschwindend kleinen Widerstand entgegensetzten, ja selbst die Lehrstellen an deutschen Schulen nicht besetzten und dadurch die Eltern zwangen, ihre Kinder in italienische Schulen zu schicken, endlich der geradezu unglaubliche Terrorismus italienischer Fanatiker. Alle diese Umstände, begünstigt durch das leichte Assimilationsvermögen des deutschen Stammes und die schon so oft und schwer empfundene deutsche Duldsamkeit waren die Ursache, daß im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Fürstentum Trient samt den angrenzenden ursprünglich ebenfalls vollkommen deutschen Gebieten nahezu vollständig italianisiert wurde.

Die Bischöfe von Trient zeigten sich schon bei der Angliederung Tirols an das Haus Habsburg in der Ausübung der ihnen zustehenden Landeshoheit in vielfacher Abhängigkeit vom Landesherrn, so daß bereits Rudolf der Stifter vom Hochstifte Trient als Herr und Erbvogt anerkannt wurde. Alle Kastellane, Pfleger und Räte des Hochstiftes durften nur mit Zustimmung des Herzogs bestellt werden; der Stadthauptmann von Trient wurde seit dem 15. Jahrhundert vom Grafen von Tirol ernannt, und die Gerichtsbarkeit ging im Laufe der Zeit vollständig in die Hände des Landesfürsten über. Endlich wurde das Hochstift Trient auch zur Steuerleistung an die Tiroler Landschaft im 16. Jahrhundert herangezogen. Die Bezeichnung „Trentino“, die seit dem Jahre 1670 nur bei einzelnen Schriftstellern auftauchte, wurde erst seit dem Jahre 1810 im politischen Sinne auf die früheren Kreise Trient und Rovereto angewendet. Seit 1848 bürgerte sich dieser Name unter den italienischen Agitatoren ein und wurde von den Deutschen ahnungslos übernommen. Aus dieser eintönigen Darstellung ersieht man also, daß die Italiener ebenso wenig einen geschichtlich begründeten Anspruch auf Südtirol erheben können, wie die Franzosen auf Elsaß-Lothringen und daß es in Wirklichkeit kein Trentino gibt.

WILHELM II.

TAGESPOST (Graz) (Abendblatt)

Nr.: 132

TAG: 15.5.1918, 1f.

## Kaiser Wilhelm über die Kriegslage.

Eine Rede zu Aachen.

A.-V. Aachen, 14. Mai. Vor einigen Tagen weilte Kaiser Wilhelm, aus dem Großen Hauptquartier kommend, auf der Durchreise in Aachen und stattete dem Rathaus, wo gerade eine Stadtverordnetenversammlung stattfand, einen längeren Besuch ab. Er begab sich in den Sitzungssaal der Stadtverordneten und hielt an die Versammelten etwa folgende Ansprache: „Von der Westfront kommend, freut es mich, die Herren hier begrüßen zu können. Im Westen habe ich das halbverwüstete Frankreich besichtigt. Da gewinnt man erst den richtigen Eindruck von dem Grausigen, von dem unser Vaterland verschont geblieben ist. Wer etwa kleinmütig werden sollte, der möge einmal einige Tage an die Front gehen und sich die Verwüstungen ansehen, dann wird er nicht mehr klagen und mit seinem Los zufrieden sein. Dann wird er die Mühseligkeiten, Entbehrungen und Schrecknisse des Krieges mit Geduld tragen. Wenn die Herren sich hier in sicherer Ruhe zur Friedensarbeit zusammensinden können, so verdanken sie das unserem unvergleichlichen Heer.“

Die Offensive geht gut vorwärts. 600.000 Engländer sind bereits außer Gefecht gesetzt, 1600 Geschütze erbeutet. Die Franzosen müssen überall einspringen. Hart werden die Gegner mitgenommen. Sie haben es auch nicht besser verdient. Die Sache im Westen wird gemacht, aber wir müssen Geduld üben. Millionenheere können nicht an einem Tage erledigt werden. Wir werden unser Ziel erreichen. Schwere Arbeit ist zu leisten; aber dafür haben wir ja auch tüchtige Schmitze.

Den Osten haben wir geöffnet. In der Krime geht es auch vorwärts. Aus der Ukraine sind die ersten Lebensmittelzüge in Berlin eingetroffen. Dadurch wird unsere Lebensmittelversorgung gebessert. In Sebastopol haben wir eine starke, reich beladene Handelsflotte erbeutet. Dort werden wir uns den Verkehr auf dem Schwarzen Meere wieder ermöglichen. Also es geht gut. Ich freue mich über das nationale Verhalten hier an der Reiches Grenze. Die Stimmung der Truppen ist vorzüglich. Nun, meine ich, ist es auch Zeit, alles Fremdländische abzustreifen. Alles französisch Parlieren muß aufhören. Sprechen wir lieber unser deutsches Platt.“

Unter begeisterten Hochrufen der Stadtverordneten verabschiedete sich der Kaiser hierauf, um im Kraftwagen zum Lousberg und dann zum Ehrenfriedhof zu fahren. In der Stadt hatte sich die Nachricht von der Anwesenheit des Kaisers mit Blitzschnelle verbreitet. Auf dem Markte harrte eine tausendköpfige Menge, die den Kaiser mit Jubelrufen begrüßte.

### Kriegsbericht des Kaisers.

In Aachen, der alten deutschen Krönungsstadt, hat Kaiser Wilhelm zu den Stadtverordneten ein paar bedeutungsvolle Sätze gesprochen. Der Kaiser kam von den Schlachtfeldern in Frankreich, voll vom Grauen des Krieges, das über dem verwüsteten und zerstampften Lande liegt; und steht das deutsche Land, unberührt im Schmuck des Frühlings, in heiterer Sippigkeit die grünen Fluren, friedsame Dörfer und betriebsame Menschen. O Täler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald — in Eichendorffscher Stimmung kehrt der Kaiser bei den Mächtern ein und allen, denen das Schicksal das Schlachtfeld erspart hat, ruft er zu: „Wer Kleinmütig werden sollte, der möge einmal einige Tage an die Front gehen und sich dort die Verwüstungen ansehen, dann wird er nicht mehr klagen und mit seinem Los zufrieden sein.“ Mag im Hinterland manches, ja vielleicht das Meiste, zu wünschen übrig lassen, das Allersthwerste trägt, duldet und leidet doch der Mann, der an der Front steht, und ihm allein danken wir es, wenn uns die Greuel des Krieges bisher verschont haben.

Aber den Stand der Offensiv im Westen äußert sich der Kaiser zufrieden. Er stellt fest, daß die Engländer bisher 600.000 Mann verloren haben und den Franzosen nur das Bittere und undankbare Geschäft des Einspringens übrig bleibt. „Die Sache im Westen wird gemacht, aber wir müssen Geduld üben. Wir werden unser Ziel erreichen.“ So die Worte des Kaisers, und in diesem Zusammenhang darf daran erinnert werden, daß das amtliche Wolffsbureau am 1. Mai in einem Kommentar zum Kriegsbericht von der „Zertrümmerung der feindlichen Heeresmacht“ sprach, die die deutsche Führung beabsichtige. Auf Grund mehrwöchiger Schlachterfahrung wurde dies Wort veröffentlicht, und wenn der Kaiser nun vom Ziel spricht, so meint er nichts anderes, als die Zertrümmerung der feindlichen Landmacht. Freilich

heißt es Geduld üben und sich nicht in überschwänglichen Hoffnungen ergehen. Vier Jahre Kriegserfahrung müssen auch den Laien gelehrt haben, daß sich Entscheidungen nicht von heute auf morgen abspielen. Der Landkrieg entwickelt sich in ganz anderen Ausdehnungen als zu Großvaters Zeiten, und der Seekrieg, den das ameisenhaft emsige deutsche U-Boot führt, braucht, weil gegen den Sonnenraum der ganzen Welt geführt, auch seine Zeit.

Nicht in Katastrophen, die sich täglich ablösen, sondern in zähem, aufreibendem Kampf reifen langsam die letzten Entscheidungen heran. Darum ist auch alle Terminstellerei zwecklos. Die Hauptsache ist, daß es, wie der Kaiser sagt, an der Front vorwärts geht. Und das Hinterland, das daraus die Hoffnung schöpfen, daß auch seine Leidenszeit in absehbarer Zeit ein Ende finden wird.

## Eine Interpellation über das Bündnis.

Budapest, 15. Mai. (Abgeordnetenhaus.) Graf Michael Karolyi unterbreitet folgende Interpellation: 1. Ist der Ministerpräsident geneigt, sich darüber zu äußern, worauf die Besprechungen sich bezogen, welche in Berlin in Verbindung mit der Erneuerung des Bündnisvertrages stattgefunden haben, und welche politische, wirtschaftliche, finanzielle und militärische Konventionen hierbei in Aussicht genommen wurden? 2. Ist der Ministerpräsident geneigt, eine beruhigende Erklärung darüber abzugeben, daß die Vereinbarungen auch dem Hause unterbreitet werden, damit über uns nicht ohne uns entschieden werde? 3. Ich bitte um eine amtliche Antwort des Ministerpräsidenten, ob er den gewesenen Minister des Neuern Grafen Czernin für das von Seiner Majestät an den Prinzen Sigismund von Parma gerichtete bekannte Schreiben für verantwortlich hält, nachdem der verantwortliche Minister des Neuern die Absicht des Prinzen Sigismund kannte und auch billigte, zwischen den kriegsführenden Staaten eine Annäherung herbeizuführen, nachdem ferner Graf Czernin diese Angelegenheit geleitet hatte und er es auch gewesen war, der die Aufmerksamkeit auf den Prinzen Sigismund gelenkt hat, und schließlich nachdem man auch in Berlin durch ihn von dieser Tatsache Kenntnis hatte und die Verfassung es erfordert, daß der verantwortliche Minister die Krone bedeckt und nicht umgekehrt.

In Begründung der Interpellation erklärt Graf Karolyi, das Bündnis mit Deutschland beruhe auf automatischer Verlängerung; es wäre daher vollkommen überflüssig, neue Vereinbarungen zu treffen. Es handle sich bei den jetzt gepflogenen Besprechungen offenbar um politische, wirtschaftliche, finanzielle und militärische Vereinbarungen, die die Monarchie, auch während des Krieges wirtschaftlich, finanziell und militärisch vollkommen binden. Er wendet sich gegen die Schaffung eines Mitteleuropas sowie gegen den Abschluß einer Militärkonvention. Er und seine Partei wünschen ein militärisch und wirtschaftlich selbständiges Ungarn. In der Briefangelegenheit wünsche der Interpellant, daß der Ministerpräsident die Rolle des Grafen Czernin in dieser Frage klarstelle.

### Die Antwort des Ministerpräsidenten.

Ministerpräsident Dr. Wekerle führt in Beantwortung der Interpellation aus: Bezüglich der Fragen des Interpellanten kann ich kurz auf das offizielle Communiqué verweisen, das nach der Zusammenkunft vom 12. Mai, die übrigens nicht in Berlin, wie es in der Interpellation heißt, sondern im deutschen Großen Hauptquartier stattfand, zur Information der Öffentlichkeit veröffentlicht wurde.

**Frage (Karolyi-Partei):** In dem ist nichts enthalten!

**Ministerpräsident:** Es kann auch nicht mehr darin enthalten sein, als was (bedehnte Heiterkeit) Tatsache ist, daß anlässlich des Besuchs Seiner Majestät Besprechungen über Deutschland, Oesterreich und Ungarn gemeinsam interessierende Fragen stattfanden und diese Besprechungen führten

zu dem Entschluß, das zwischen uns bestehende Bundesverhältnis zu verlängern (Beifall rechts), und zwar auf längere Zeit (lebhafter Beifall rechts) vertieft werde. (Beifall rechts; Lärm und Bewegung auf der äußersten Linken.) Die Herrscher gelangten zu dem Entschluß und einigten sich darüber, daß ihre Regierungen anweisen werden, in dieser Beziehung die Verhandlungen aufzunehmen und in letzter Form Vereinbarungen zu treffen. (Beifall rechts.) Ueber diese Vereinbarung hinaus ist keinerlei Vertrag bisher zustande gekommen, wohl aber werden die Verhandlungen demnächst eingeleitet werden (lebhafter Beifall rechts), und ich glaube, es wird nur der allgemeinen Zustimmung der großen öffentlichen Meinung Ungarns bedürfen (lebhafter Zustimmung rechts; Lärm auf der äußersten Linken), daß das unseren Interessen so sehr entsprechende und in der letzten Zeit eben im Interesse Ungarns so sehr bewährte Bundesverhältnis verlängert und vertieft werde. (Beifall rechts; Zwischenrufe auf der äußersten Linken und Rufe auf der äußersten Linken: Was ist das; Vertiefung!) Es werde sofort darauf zu sprechen kommen. (Hört! Hört!) Es wird also zunächst das Bundesverhältnis erneuert. Es ist sehr natürlich, daß sich dies auch auf einzelne solcher Fragen erstrecken wird, die mit dem Bundesverhältnis in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Es wurde der militärischen Frage Erwähnung getan. Nun denn, wir können das doch nicht eine Militärkonvention nennen, aber es ist natürlich, daß auch gewisse militärische Vereinbarungen zustande kommen werden (Lärm auf der äußersten Linken.)

**Graf Michael Karolyi:** Während des Krieges?

**Ministerpräsident:** Auch im Kriege kann es Vereinbarungen geben, die sich auf das gleiche Vorgehen, die Rüstungen, beziehen, die aber in keinerlei Zusammenhang mit der Organisation des Heeres oder mit irgend etwas Verdächtigem bestehen. (Lärm auf der äußersten Linken.) Der Abgeordnete möge überzeugt sein, daß wir unser selbständiges Verfügungsrecht in jeder Beziehung aufrecht erhalten werden. (Beifall rechts und im Zentrum; Lärm links.) Was die wirtschaftliche Annäherung betrifft, so kann sich der Abgeordnete nicht vorstellen, daß er immer nur von Mitteleuropa spricht. Nun denn, Mitteleuropa, das ist ein sehr weiter Begriff. Daß eine wirtschaftliche Annäherung oder die engere Anknüpfung der wirtschaftlichen Beziehungen wünschenswert und auch möglich ist, das leugnet wohl niemand, aber ich wiederhole, ohne daß unser Entscheidungsrecht in welcher Beziehung immer besteht würde. (Zustimmung rechts; Lärm und Zwischenrufe auf der äußersten Linken: Phrase! Das ist so unartig!) Im übrigen möge der Abgeordnete überzeugt sein, daß wir in Bezug auf diese wirtschaftlichen Fragen das Haus nicht vor eine vollendete Tatsache stellen werden, sondern daß die Geltung der Vereinbarung von der Entscheidung des Hauses abhängen wird. (Allgemeiner lebhafter Beifall.)

Der Interpellant hat auch von den Kriegszielen und der politischen Frage gesprochen. Es ist sehr natürlich, daß da Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich gemeinsam berührende politische Fragen Gegenstand der Beratungen waren, auch über die politische Frage ein vollkommen einvernehmliches Vorgehen festzustellen werden wird. (Lärm links)

Was aber die Kriegsziele betrifft, so wurden Kriegsziele nicht besprochen. Es kann doch im allgemeinen von Kriegszielen keine Rede sein. Unser gemeinsames Bündnis mit jedem Apparat ist ein Friedensbündnis und ein Verteidigungsbündnis (Wärm auf der äußersten Linken), das sich nicht auf Kriegsziele, sondern eben auf die Wahrung des Friedens in jeder Beziehung richtet, das unsere Beziehungen vertieft und ein engeres Band unter uns schaffen kann, in keiner Weise aber ein Hindernis dafür sein wird, daß wir mit anderen Völkern auch auf wirtschaftlichem Gebiet in Berührung treten, ja auch kein Hindernis dafür, daß wir uns einem sogenannten Völkerbündnis anschließen. (Beifall rechts und links.) Der Grund hierfür liegt darin, daß wir ein reines Verteidigungsbündnis und ein auf die Sicherung des Friedens gerichtetes Bündnis schaffen. (Beifall rechts und im Zentrum.) Auf die letzte Frage des Interpellanten möchte ich sehr kurz antworten. Ich konzediere, daß ein Privatbrief Seiner Majestät, und zwar deshalb, weil er in wesentlichen Teilen entstellt und falsch hingestellt wurde (Rufe: So ist es! rechts und im Zentrum), eine gewisse Unruhe, insbesondere in Deutschland, hervorgerufen hat. Da ich aber so frei war, im Abgeordnetenhaus zu betonen, daß dieser Privatbrief zum Teil vollkommen entstellt wiedergegeben wurde, so kann, wenn wir von dieser Entstellung absehen, dieser Brief zu keinerlei Unruhe Anlaß geben. Ich kann behaupten, daß nach dieser Richtigstellung auch in Deutschland bezüglich des Privatbriefes die Unruhe vollkommen geschwunden ist, und damit können wir die Sache als vollständig erledigt betrachten. Was die Frage anbetrifft, daß der Minister des Aeußern für die Handlungen des Königs verantwortlich ist, halte ich unverändert aufrecht, daß die Regierung unbedingt die Verantwortung für die Handlungen des Königs trägt. Ich glaube, daß der gewesene Minister des Aeußern da auch keinen gegenteiligen Standpunkt einnehmen wird.

Hugo Sehner: Er hat geleugnet, daß er von dem Briefe wußte.

Ministerpräsident: Er hat bloß gesagt, daß er von einem Privatbrief keine Kenntnis habe. (Rufe links: Er hatte aber Kenntnis!) Aber er hat nicht geleugnet, daß Besprechungen mit dem Prinzen Sixtus geführt wurden. Insofern diese Besprechungen politischen Charakter hatten, übernimmt sicherlich der gewesene Minister des Aeußern hierfür die politische Verantwortung. Von einem anderen Standpunkt des Ministers des Aeußern hinsichtlich dieser Besprechungen und dieses Briefes habe ich keine Kenntnis. (Lebhafter Beifall rechts.)

### Trasse in Sofia.

Sofia, 18. Mai. Bei dem gestern im königlichen Palais stattgefundenen Galadiner brachte König Ferdinand einen Trinkspruch aus, in dem er sagte:

Mit besonderer Genugtuung gedenke ich in diesem feierlichen Augenblick der zahlreichen Bande, die Bulgarien außer der Waffenbrüderschaft, dank welcher wir gemeinsam mit unseren ruhmreichen deutschen Verbündeten so glänzende Erfolge auf allen Kriegsschauplätzen errungen haben, mit der Monarchie verknüpfen. Eine ganze Reihe von bedeutenden, auf die Entwicklung einen tiefen Einfluß ausübenden Ereignissen im Leben des jungen, aufstrebenden bulgarischen Staatswesens, dessen Schicksal oft schwer bedroht war und das an der Sympathie der großen Donaumonarchie, vor allem aber in der geheiligten Person des erlauchten und verehrungswürdigen dahingeshiedenen Monarchen so eine tatkräftige Unterstützung fand, haben feste Bande zwischen Oesterreich-Ungarn und Bulgarien geschaffen. Diese Bande berechtigen unseren Wunsch nach einer gemeinsamen Grenze mit den Staaten Oerer Majestät, den wir heute verwirklicht sehen und der der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Bulgariens einen neuen Ansporn geben und eine Brücke zwischen meinem Lande und den Mittelmächten bilden wird.

Kaiser Karl erwiderte:

Seitdem ich nach dem Hinscheiden meines erlauchten Vorgängers den Thron bestiegen habe, war es mein lebhafter Wunsch, Eurer Majestät in Ihrer Hauptstadt aufzusuchen und die Gefühle treuer und herzlicher Freundschaft persönlich zum Ausdruck zu bringen, die unsere Völker, unsere Staaten und Völker verbinden. Ich bin glücklich, daß dieser Wunsch nun in Erfüllung gehen konnte. Tief gerührt durch den Empfang, der Eurer Majestät und das verbündete Volk der Bulgaren mir und Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin bereitet haben, bitte ich Eurer Majestät, für die freundlichen Worte des Willkommens unseren vom Herzen kommenden Dank entgegennehmen zu wollen. Mit Stolz und aufrichtiger Dankbarkeit erfüllt es mich, daß durch die Gnade Eurer Majestät meine Person und mein Name mit dem ruhmreichen bulgarischen Heere seit heute enge verknüpft ist.

In unerschütterlicher Bundestreue kämpft das tapfere Volk der Bulgaren als Waffengenosse Oesterreich-Ungarns, Deutschlands und der Türkei seit Jahren den schweren Kampf, den wir gemeinsam um unsere Existenz, unsere Freiheit und Unabhängigkeit zu führen genötigt sind. Noch ist das Ziel nicht voll erreicht. Mit festem, unverzagtem Vertrauen sehe ich jedoch den Tag herannahen, der unsere Völker für alle

Zeiden mit einem ehrenvollen, segensreichen Frieden belohnt. Unter der weisen Führung Eurer Majestät möge es auch dem treuen Volke der Bulgaren beschieden sein, die Früchte seiner heldenmütigen Kämpfe für alle Zeiten gesichert zu sehen. Fest vertraue ich darauf, daß die seit langem bestehende Freundschaft zwischen Oesterreich-Ungarn und Bulgarien sich auch nach glücklicher Beendigung des Krieges immer mehr festigen und durch die unmittelbare Nachbarschaft an Innigkeit noch gewinnen wird. Ich bitte den Allmächtigen, meine Segenswünsche, die Eurer Majestät und Bulgarien auf diesem Wege begleiten, in Erfüllung gehen zu lassen, und erhebe mein Glas auf das Wohl Eurer Majestät und des königlichen Hauses, auf den Ruhm der tapferen bulgarischen Armee und auf die Zukunft des Volkes der Bulgaren.

## **Volkskrieg oder Junterkrieg?**

Ueber die Gestaltung der russischen Dinge liegen heute zwei Nachrichten vor, die einander scheinbar widersprechen. Die eine sagt, daß die „Ritter- und Landschaften“ Estlands und Livlands durch Vermittlung des deutschen Reichskanzlers dem russischen Volkshäupter in Berlin Genossen Joffe die Unabhängigkeitserklärung dieser Länder übermitteln haben. Die andere aber besagt, daß die Selbständigkeitsbestrebungen der Ukraina unter dem Druck der deutschen Heeresmacht, die in der Ukraina steht, zurückergedämmt werden und daß die Errungenschaften der Naba wieder abgebaut werden! Keine selbständige Ukraina, das Ukrainische nicht als Staatssprache, sondern das Russische, das ist augenblicklich das Ziel der unter deutscher Schutzherrschaft in der Ukraina verfolgten Politik. Das sind scheinbare Widersprüche. Warum reißt man Estland und Livland von Rußland los, wenn man es nicht schwächen will? Warum ist man so ängstlich besorgt, die fruchtbare Ukraina zu Großrußland zu schlagen, wenn man dieses nicht stärken will?

Die Herrenklassen in Rußland, die nicht zugleich mit dem Träger des russischen Klassenstaates, dem Zaren, entfernt werden konnten, beginnen sich wieder zu fühlen, wie immer, wenn Polizei zu ihrem Schutz aufmarschiert, und

Der Volkshäupter am Berliner Hofe, Genosse Joffe, hatte es abgelehnt, die Erklärung der drei Barone, die für Livland und Estland in Berlin erschienen, des Freiherrn v. Dollinghausen und der Herren v. Stryl und v. Brevern, entgegenzunehmen und er hat sich nur bereit erklärt, die Urkunde zu empfangen, wenn sie ihm durch das deutsche Auswärtige Amt übermittelt werde. Der Reichskanzler hat daraufhin der von den Vertretern Livlands und Estlands gestellten Bitte entsprochen und die Erklärung, durch die sich die Ausbeuterelassen der beiden Länder von der bolschewistischen Regierung und ihren Gesetzen unabhängig machen, insbesondere von dem Gesetz der Landaufteilung, durch das Auswärtige Amt Joffe übermitteln lassen. In der Erklärung heißt es, daß die Bevölkerung Livlands und Estlands von dem Recht, ihr Schicksal frei zu bestimmen, Gebrauch gemacht und die Loslösung von Rußland vollzogen habe.

Auch in der ukrainischen Sache liegt eine Erklärung vor. Für den 12. Mai war der ukrainische Bauernkongreß einberufen. Er wurde in letzter Minute verboten. Zu diesem Kongreß hatten sich aber bereits am 10. Mai mehr als 4000 Abgeordnete zusammengefunden und diese konnten auch noch vor dem Verbot des Kongresses eine Entschließung fassen, die nun wohl als geschichtliches Dokument gelten kann:

1. Das ukrainische arbeitende Bauernvolk wünscht, in Uebereinstimmung mit dem geschlossenen Friedensvertrag, in den Zentralmächten, insbesondere in Deutschland, befreundete Staaten zu sehen.

2. Zugleich erachtet der Kongreß es für notwendig, zu fordern, daß sich diese Staaten in die inneren wirtschaft-

lichen und politischen Angelegenheiten der ukrainischen Volksrepublik nicht einmischen, und bringt seinen entschiedenen Protest und seine Empörung aus dem Anlaß zum Ausdruck, daß die Vertreter fremder Regierungen, ihre Machtstellung ausnützend, in den Klassenkampf in der Ukraina aktiv eingreifen, sich an der Auflösung des ukrainischen Parlaments und der Einführung des Hetmansgewalts in der Ukraina beteiligen — welche Politik nur von einem Bündnis von Grundbesitzern und Kapitalisten unterstützt wird, die der ukrainischen Volksrepublik und allen Errungenschaften der Revolution feindselig sind.

Der Kongreß verwirft die von den Großgrundbesitzern, Dorfschindern und Kapitalisten errichtete Hetmansgewalt als eine absolutistische Einführung, die keine Stütze und keine Anerkennung der demokratischen Kreise der Ukraina finden kann. Diese Gewalt, die sich auf eine kleine Gruppe der das Land besitzenden Klasse stützt und

nur dank der Anwesenheit der fremden Truppen behaupten kann, wird nicht imstande sein, normale internationale, wirtschaftliche und politische Zustände wiederherzustellen, und sie bedroht das Dasein des ukrainischen Staates.

Der Bauernkongreß wurde verboten. Ebenso ein ukrainischer Arbeiterkongreß. Dagegen wurde in Odessa ein monarchistischer Kongreß schweigend erlaubt, der die Wiederherstellung des alten zaristischen Rußland auf sein Programm schreiben will. Man darf sich nicht wundern, daß unter solchen Umständen die Naba, die Macht von gestern in der Ukraina, wieder ihre Truppen sammelt, daß sie den Hetman Skoropadsky, der Träger dieser Politik, in seinem Aufenthaltsort belagert und daß in diesen äußeren Erscheinungen der ganze Unmut lebendig wird, der sich gegen eine Politik richtet, die alles ist, nur nicht eine den Wünschen der breiten Volksmassen der Ukraina entsprechende. Daß es aber dahin kommen konnte, das beweist, daß sich die regierenden Mächte Deutschlands unter dem Druck noch mächtigerer Mächte vom Geiste, der diesen Existenzkampf des deutschen Volkes anfangs befeuerte, weit entfernt haben.

Noch ist für das deutsche Volk nicht alle Gefahr vorüber, noch hat es die würgende Faust eines ungeheuer starken Feindes nicht ganz von seiner Kehle gelöst, noch ist es in seiner Mehrheit davon überzeugt, daß der Krieg, den es führt, ein Kampf auf Tod und Leben ist und daß es eine Niederlage es an den Wurzeln seines Daseins bedrohen würde. Um so mehr hätte es Anlaß, die Dinge im Osten kritisch zu betrachten und den Steuermännern seiner Politik, die nun offenkundig in das Fahrwasser des nacktesten Junterinteresses hineintreiben, scharf auf die Finger zu zeigen. Welches sonstige Interesse des gesamten deutschen Volkes könnte denn zumal die Art, wie man in Estland und Livland mit dem Brest-Litovsker Frieden umspringt, rechtfertigen?

Es gibt in Deutschland ebenso wie in den Westländern viele Leute, die auf dem Standpunkt stehen, daß in den letzten großen Entscheidungen der Dinge Macht vor Recht zu gehen habe, daß das „sacra egoismo“ — die heilige Selbstsucht — der Nation, die wir den Italienern so übel nahmen, keine Schranken besachten will, wenn es ihm möglich ist, einen gefährlichen

Feind endgültig aus der Welt zu schaffen. Nicht einmal von diesem Standpunkt aus aber rechtfertigt sich das, was man in Livland tut.

Niemand kann es rücksichtslose Machtpolitik nennen, wenn man das noch immerhin noch große und starke russische Volk in einen Zustand versetzt, in dem sich Preußen zum schließlichen Unheil seines Besiegers nach dem Tilsiter Frieden befand. Es handelt sich bei Livland und Estland auch gar nicht mehr um Moral, sondern einfach um den Kredit und dessen wird das Deutsche Reich auch nach einem noch so siegreichen Krieg noch bedürfen. Estland und Livland kann nie ein Machtposten des deutschen Reiches werden, sondern nur ein Angriffspunkt für einen unerbittlichen und niemals verzeihenden Feind. Wenn zuliebe fördert man also das sogenannte Unabhängigkeitsstreben dieser baltischen Provinzen, wenn zuliebe tritt man den baltischen Baronen zur Seite, die immer die stärksten Stützen des zarischen Rußland waren, die die brutalsten Sklavenhalter gewesen sind, die es auf dem Erdbreis gab und deren Gebaren gegenüber die Schändlichkeiten der amerikanischen Milliardärplutokratie in nichts zusammensinken, ja die sogar bei ihren preußischen Klassengenossen verrufen waren als Schädlinge der Sache des Großgrundbesitzes? Doch nur zuliebe den preußischen Junkern, die zwar von den baltischen Baronen, weil sie die Volksbedrückung zu arg getrieben, gerne abzurücken, aber sich letzten Endes mit ihnen doch solidarisch fühlen gegen die Agrarbewegung, die aus dem Innern Rußlands ausstrahlt. Nicht um Sicherungen handelt es sich da mehr, nicht einmal um Eroberungen, sondern lediglich um die Eindämmung einer Gefahr, die keine Gefahr ist für das deutsche Volk, sondern bloß eine für die nackten Geldsack- und Besitzinteressen der preußischen Junkertaste.

2. 6. 1918

### Die wirtschaftliche Gemeinschaft der Mittelmächte.

Budapest, 1. Juni. (Korrespondenz) Nach einem Berliner Berichte des „N. O.“ wurden die Ergebnisse der jüngsten Beratungen zwischen Ungarn, Oesterreich und Deutschland betreffend Ernährungsfrage in acht Punkte zusammengefaßt. Das wichtigste Ergebnis ist, daß es zwar kein gemeinsames Ernährungsgebiet geben wird, alle es wurde dafür Sorge getragen, daß die Ernährungsfrage in Ungarn, Oesterreich und Deutschland nach einheitlichen Grundsätzen durchgeführt wird. Unter einheitlichen Grundsätzen ist jenes Prinzip zu verstehen, das in Deutschland in Geltung ist. Dies bezieht sich insbesondere auf die Erfassung des Getreides. Vom praktischen Gesichtspunkt aus ist dieses neue System eigentlich fast identisch mit der Verteilung des gemeinsamen Ernährungsgebietes. Die Beschaffung des Getreides wird von den Regierungen besorgt werden. In dem bereits abgeschlossenen Vertrag wurde die Kobsquote nicht festgestellt. In den früheren Verträgen war die Kobsquote der Produzenten in Ungarn 16 Kilogramm, jetzt soll sie auf 14, beziehungsweise 12 Kilogramm herabgesetzt werden. Die Lebensmittel werden auf Grund sehr strenger Maßnahmen aufgeteilt werden. Ungarn abgeteilt im großen und ganz das deutsche System. Wenn auf diese Weise Ersparnisse gemacht werden können, so werden in erster Reihe den eigenen Heeren, dann der Mangelleidenden Bevölkerung Ungarns und Oesterreichs Zuschüsse gewährt werden.

4. C. 1918

### Die gemeinsame Ministerbesprechung.

Wien, 3. Juni.

Gestern hat, wie bereits gemeldet, unter Vorsitz des Ministers des Aeußern Grafen Burian eine gemeinsame Ministerkonferenz stattgefunden, an welcher die beiden Ministerpräsidenten, der Kriegsminister und die beiden Finanzminister teilnahmen. In der Konferenz kamen die schwebenden außerpolitischen, militärischen und staatsfinanziellen Fragen sowie die Ernährungsfrage zur Besprechung. Die staatsfinanziellen Probleme, die im gemeinsamen Einvernehmen zu regeln sind, betreffen die Feststellung des gemeinsamen Staatsbudgets und eine allgemeine Verständigung über die Deckung der Kriegskosten. Die Ernährungsfrage hat gleichfalls den beiden Finanzministern Anlaß zur Teilnahme an der Konferenz gegeben. Die Beschaffung des Getreides und der anderen Lebensmittel aus der Ukraine erfordert nämlich auch eine finanzielle Fundierung. Die notwendigen auswärtigen Zahlungsmittel müssen beschafft und die Grundlage für die Kreditierung muß unter Huziehung der bestehenden Finanzinstitute hergestellt werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Probleme in der gemeinsamen Ministerkonferenz zur Erörterung gelangt sein müssen.

## Feudalagrarischer Patriotismus.

Der Graf Tisza hat heute im ungarischen Parlament über den Ausbau des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche gesprochen. Selbstverständlich ist Tisza mit dem Ausbau des Bündnisses einverstanden. Selbstverständlich ist er mit ganzem Herzen dafür, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn für einander in aller Zukunft mit Gut und Blut einstehen sollen, wann immer eines von den beiden Reichen in einen Kampf mit einem dritten Staate gerät. Selbstverständlich ist der Graf Tisza auch damit einverstanden, daß das Bündnis durch eine Militärkonvention ergänzt werden soll. Der ungarische Ministerpräsident hat heute gesagt, es gehöre natürlich zu den Aufgaben des Verteidigungsbündnisses, jene Verteidigungsmittel, die in der Wehrkraft niedergelegt sind, zu steigern und zu vermehren. Vor Tisza — nämlich vor der ungarischen Wahlzeit in Bereb-Bitovsk — las man's anders, damals sprachen unsere Staatsmänner nicht von der Wehrkraft, sondern von der Weltabrüstung, nicht vom Waffenbunde, sondern von der „neuen Weltordnung“, der Abrüstung und der Schiedsgerichte. Aber auch mit dieser Wendung, die zwischen der Tisza'schen des Grafen Czernin und der Parlamentsrede des Herrn Wekerle liegt, ist der Graf Tisza selbstverständlich einverstanden. Und doch hat auch der Graf Tisza gewisse Bedenken gegen den Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses. Er hat heute davon gewarnt, Ungarn Unmögliches zuzumuten. Er hat gesagt, daß es für Deutschland doch eine moralische Unmöglichkeit sein müßte, von Ungarn gewisse Dinge zu verlangen. Er hat für Ungarn ein „Vetorecht“ gegen gewisse Absichten gefordert. Was geht da vor? Was ist es, was den Grafen Tisza gar so beunruhigt?

Es gibt in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn Leute, die das mitteleuropäische Wirtschaftsbündnis nicht auf die beiden Reiche beschränken wollen. Man spricht davon, daß auch Polen, Litauen, die baltischen Länder verhalten werden sollen, dem Bunde beizutreten. Manche möchten auch Bulgarien und die Türkei, manche auch Finnland, Rumänien, Serbien zum Anschluß an das Bündnis bringen. Das ist es, was den Grafen Tisza beunruhigt. Er fordert für Ungarn das Einspruchsrecht gegen die Aufnahme neuer Partner in den Bund und sagt heute schon, daß Ungarn diese neuen Verbündeten nicht wüßte. Warum eigentlich? Wird der Bund nicht desto stärker, je mehr Staaten sich ihm anschließen? Man rühmt es ja als größten Vorzug des Wirtschaftsbündnisses, daß es uns alle die unleugbaren Vorteile eines großen Wirtschaftsgebietes sichere; wird dieser Vorzug nicht desto größer, je weiter sich das Wirtschaftsgebiet dehnt? Oder ist der Graf Tisza deshalb beunruhigt, weil man etwa ein oder das andere Land wider dessen Willen zwingen könnte, sich an die Mittelmächte

anzulehnen“, und dadurch das Selbstbestimmungsrecht der Völker verletzen würde? Ach nein! Solche Sentimentalitäten sind dem Grafen Tisza fremd. Er hat gewichtigere Gründe, warum er wünscht, daß der Bund nur ja nicht allzu groß und allzu stark werde.

Der Graf Tisza betrachtet es vor allem als selbstverständlich, daß die Agrarzölle nach dem Kriege wiederhergestellt werden müssen. Zwar könnte man meinen, daß die ungarische Landwirtschaft, die sich im Kriege von ihrer ganzen Hypothekenlast befreit hat, heute den Schutz von Zöllen weniger braucht denn je; daß ein Augenblick, in dem der Boden lastenfrei ist, zur dauernden Abschaffung der Getreidezölle besonders geeignet ist; daß die ungarische Landwirtschaft den Zollschutz desto leichter wird entbehren können, da ihr in der Entwertung unserer Valuta und in dem Mangel an Schiffsraum ein mehr als hinreichender Schutz gegen ausländischen Wettbewerb gesichert ist. Aber der feudalagrarisches Syllod besteht auf seinem Scheine: geschehe, was da will, die Agrarzölle müssen bleiben. Und wenn er nun hört, daß das Bündnis mit dem Deutschen Reiche ausgebaut werden soll, so gilt der erste Gedanke des feudalagrarisches Patrioten der Frage, wie denn der Wirtschaftsbund die Wirksamkeit der Zölle beeinflussen wird. Nun beeinflusst bekanntlich der Zoll die heimischen Waren nur so lange, als die heimische

Erzeugung nicht zureicht, den heimischen Bedarf zu decken. Also rechnet der Graf Tisza auf folgende Weise: Sind nur Deutschland und Oesterreich-Ungarn verbündet, dann reicht die Erzeugung der beiden Reiche nicht zu, ihren Lebensmittelpbedarf zu decken. Sie müssen Getreide aus dem Ausland einführen. Der Zoll erhöht den Einfuhrpreis jedes Zentners ausländischen Weizens um 6 Kronen 30 Heller; die ungarischen Agrarier aber können ihren Weizen zu demselben Preise verkaufen, zu dem der ausländische Weizen eingeführt wird. Auch sie bekommen also für jeden Zentner um 6 Kronen 30 Heller mehr als den Weltmarktpreis. Ganz anders, wenn „Mitteleuropa“ nicht nur Deutschland und Oesterreich-Ungarn, sondern auch Litauen, Polen, Rumänien umfaßt. Dann erzeugt „Mitteleuropa“ so viel Getreide, als es braucht. Da kein Getreide eingeführt wird, stehen die Zölle nur auf dem Papier, sie haben auf die Inlandspreise keinen Einfluß mehr. Die ungarischen Agrarier bekommen also dann für jeden Zentner um 6 Kronen 30 Heller weniger. Deshalb fordert Tisza das Vetorecht gegen die Aufnahme neuer Bundesgenossen in den Bund. Man darf nicht zulassen“, sagt der Graf Tisza, „daß in der öffentlichen Meinung Deutschlands die Auffassung Platz greife, als ob das Bündnis tatsächlich mit einer Vereinigung solcher Gebiete verbunden sein könnte, die hinsichtlich der Rohprodukte den Weltmarktpreis bedeuten würde.“ So lange die Agrarier für ihren Weizen um 6 Kronen 30 Heller mehr als den Weltmarktpreis bekommen, ist das Bündnis vorzüglich; aber ein Bündnis, das hinsichtlich der Rohprodukte den Weltmarktpreis bedeuten“ würde, nein, da hat alle Bundestreue eine Orange.

Der Graf Tisza ist ein glühendes Patriot. Auf sein Geheiß und unter seiner Verantwortung sind Tausende gehängt worden, weil ihr Patriotismus nicht ebenso stark war wie der des Grafen Tisza. Aber wie alles in der Welt hat auch die patriotische Opferwilligkeit des Grafen Tisza ihre Grenzen. Er ist bereit, für die Größe und Kraft Mitteleuropas das Blut von Hunderttausenden, die gesunden Glieder von Millionen zu opfern. Aber 6 Kronen 30 Heller von jedem Zentner Weizen — nein, so weit geht es nicht. Da zieht er es doch lieber vor, sich mit einem kleineren und schwächeren „Mitteleuropa“ zu bescheiden. Der rumänische Weizen und das serbische Vieh müssen auch in Zukunft von unseren Märkten ausgeschlossen bleiben; und wenn wir uns dadurch jede wirtschaftliche und damit auch jede politische Annäherung an unsere Nachbarn im Osten unmöglich machen, so liegt da schließlich nichts daran. Wenn Rumänen und Serben dann wieder einmal gegen uns aufmucken, werden wir sie eben noch einmal besiegen! Der Graf Tisza ist für alles, was schön und gut ist: für den festesten Bund mit dem deutschen Waffenbruder, für die Vorherrschaft Mitteleuropas zwischen der Dina und der Donaumündung, für Frieden und Freundschaft mit den kleineren Nachbarvölkern; aber alles unter einer Bedingung: an der Zollprämie auf die Agrarprodukte darf nicht gerührt werden!

Wenn wir hören, was Tisza gebietet, so wissen wir, was Durian tun wird. Wir können uns also nicht darüber täuschen, wie das „Mitteleuropa“ aussehen wird, dem die Tiszas ihr Gepräge aufdrücken werden.

Es kommt nicht darauf an, wie schön und segensreich der mitteleuropäische Wirtschaftsbund sein könnte; sondern darauf, wie der Wirtschaftsbund unter den gegenwärtigen Machtverhältnissen tatsächlich sein wird. Und darüber kann man sich keiner Täuschung hingeben, wenn man die Tiszas reden hört. Es wird ein „Mitteleuropa“ nach dem Sinne preussischer Junker und magyarischer Feudalagrarien werden.

## Die Hoffnung auf Österreichs inneren Zerfall.

Fehlrechnungen der Feinde.

Die Entente hat sich ein neues Programm zur raschen Beendigung des Krieges zurecht gelegt. Vier Jahre der Erfolglosigkeit haben sie dazu bewogen, das siegreiche Ende nicht mehr allein von militärischen Unternehmungen zu erwarten, sondern von der offenen und geheimen Wühlarbeit in den Mittelstaaten. Man erinnert sich, daß solche Versuche schon in Konstantinopel und Sofia unternommen wurden, ohne jedoch irgendwelchen Erfolg zu zeitigen. Nun scheint der Entente Österreich hierfür ein willkommenes Feld der Betätigung zu bieten. Der tschechische Hochverrat wirkte da wie ein Signal über die Grenze, und die südslawische Deklaration wie die Agitationen der Korosce und Genossen mußten sie in der Auffassung bestärken, daß Österreich durch eine revolutionäre Bewegung von innen heraus so zu schwächen sei, daß es entweder diplomatisch oder schließlich militärisch wie ein geheitztes Wild zusammenbrechen müsse.

Italienische Blätter füllen seit Wochen ihre Spalten mit der Ansage der slawischen Volks-erhebung in Österreich, und wie sehr diese Hoffnung schon Gemeingut der italienischen Öffentlichkeit geworden ist, geht aus einer römischen Korrespondenz der „Neuen Züricher Zeitung“ hervor, worin es heißt: „Zu dem Vertrauen auf das Heer gesellt sich die Hoffnung auf den inneren Zerfall Österreich-Ungarns. Diese Hoffnung findet in der Schöpfung der tschecho-slowakischen Legion an der italienischen Front ihren symbolischen Ausdruck; Italien bedurfte dieser paar tausend Soldaten nicht, es fehlt ihm nicht an Menschenmaterial. Aber es rechnet damit, diese Schar werde mit ihrer kühnen Tat eine mächtige Werbekraft auf den Gegner ausüben. Man hat zwar bisher in Italien allen den Gerüchten von dem nahen inneren Zusammenbruch der Doppelmonarchie sehr wenig Glauben geschenkt,

aber das Echo, das der Kongreß der österreichisch-ungarischen „suorusetti“ in Rom in den südslawischen und böhmischen Landen gefunden zu haben scheint, weckt auch in Italien neue Hoffnungen.“ Wir überlassen den Italienern die Tschecho-Slowaken und die Siegeshoffnungen, die sie erwecken,

Die Engländer haben ihren eigenen Kriegsplan zur Schachmattsetzung Österreichs, aber er ist anders geartet, als der italienische; er unterscheidet sich vor allem dadurch, daß er die italienische Waffenhilfe als bedeutungslos, ja geradezu als schädlich für die Entente bezeichnet. Italien sei das einzige Hindernis, das die Abkehr Österreich-Ungarns von Deutschland verzögere, Italien sei die Ursache, weshalb die Donaumonarchie noch unter Waffen stehe und dem Krieg, also auch dem Deutschen Reich nicht schon längst Lebewohl gesagt habe. Daher müsse alles versucht werden, um Österreich so zu schwächen, daß es die Lust am Krieg führen verliere. Und dazu eigneten sich am besten innere Zerwürfnisse und Unruhen. Die englische Logik ist nicht an allen Punkten folgerichtig, aber sie ist durchaus verständlich und durchsichtig, weil England seinen Hauptfeind in Deutschland sieht und Deutschland um jeden Preis militärisch und diplomatisch zu schwächen sucht. Die Hoffnungen der Entente werden aber nicht in Erfüllung gehen: Unererschütterlich steht der Bund mit dem Deutschen Reich, dafür bürgt der Kaiser und die Politik der Monarchie, dafür steht das gesamte deutsche Volk Österreichs bis zum letzten Mann ein; und daß die Rechnung auf innere Zerwürfnisse und slawische Erhebungen fehlschlage, wird von dem Geschick und der Stärke unserer Verwaltung abhängen. Jedenfalls war der Ruf nach innerer Geschlossenheit noch nie so zeitgemäß wie heute.

## Kinderstubenpolitik.

Oesterreich ist großes Heil widerfahren: die Entente hat nämlich erklärt, sie schließe sich der Versicherung des amerikanischen Staatssekretärs Lansing an, der beteuerte, daß die „nationalen Bestrebungen der Tschecho-Slowaken und der Südslaven die größte Sympathie der amerikanischen Regierung genießen“. Und das feiern Wiener Blätter beinahe wie einen Sieg! Es hat nämlich Zeiten gegeben, in denen die

Entente die Befreiung der Tschechen und der Südslaven als eines ihrer Kriegsziele bezeichnet hat; daß sie jetzt etwas zurückhaltender redet, daß sie Tschechen und Südslaven nichts mehr verspricht, sondern sie nur, was ja nichts kostet und zu nichts verpflichtet, ihrer Sympathie versichert, darüber stimmen Wiener Zeitungen ein Jubelgeschrei an! Die guten Oesterreicher sind leicht zufriedenzustellen. Daß die Entente heute ganz andere Sorgen hat als die tschechische Frage, ist wirklich begreiflich; in dem Augenblick, in dem sie alle ihre Kräfte zur Verteidigung von Paris konzentrieren muß, ist es am Ende gar nicht so wichtig, was sie über Prag und Agram sagt. Aber das ändert an der Tatsache nichts, daß unsere inneren Verhältnisse fortwährend ein Gegenstand der europäischen Diskussion sind; daß zwischen unserer inneren und unserer äußeren Politik ein sehr enger Zusammenhang besteht. Es steht schon dafür, diesen Zusammenhang etwas ernster zu behandeln, als das österreichische Leichtfertigkeit zu tun pflegt.

Beginnen wir mit dem ernstesten Symptom: mit der Bildung der „tschechischen Brigaden“ in Rußland, Frankreich und Italien. Bekanntlich haben Tausende tschechischer Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten, Truppeneinheiten gebildet, die im Verband der feindlichen Heere gegen Oesterreich gekämpft haben. Das ist nun, strafrechtlich betrachtet, selbstverständlich Hochverrat. Aber den guten Oesterreichern mußte es doch zu denken geben, daß unser Oesterreich so viele Hochverräter hervorbringt. Man sollte meinen, daß sich unsere Patrioten dieser Tatsache schämen; daß sie von ihr so selten und so wenig als nur möglich reden! In Wirklichkeit tun sie das Gegenteil. Die Tatsache des tschechischen Hochverrats wird von der deutschbürgerlichen Presse in der erstaunlichsten Weise aufgebauscht; wenn man den Zeitungsschreibern glauben wollte, so müßte man meinen, daß jeder tschechische Soldat ein geborner Hochverräter sei, der nur auf die Gelegenheit lauere, gegen Oesterreich kämpfen zu können. Solche Uebertreibungen und Verallgemeinerungen sind nun sicherlich wenig patriotisch; sie werden im Ausland Oesterreichs innere Kraft noch viel schwächer erscheinen lassen, als sie ist. Aber unsere Patrioten gefallen sich in ihnen. Warum? Weil sie glauben, damit ein nationales Geschäft machen zu können. Da die Tschechen so schlimm sind, werde man doch „gegen

sie“ regieren, gegen sie die Deutschen begünstigen müssen. Die Kindsköpfe stellen sich nämlich die Weltgeschichte wie eine Kinderstube vor, in der die Braven belohnt und die Schlimmen bestraft werden.

Aber wie beurteilen wir ganz ähnliche Erscheinungen, wenn sie unsere Gegner treffen? Als russische Staatsbürger in die polnischen Regionen eingetreten sind, um im Verband unseres Heeres gegen den russischen Zarismus zu kämpfen; als finnische Jägerbataillone sich dem deutschen Heere angeschlossen haben, um gegen Rußland zu kämpfen; als Iren unter deutschem Schutze gegen England zu Felde zogen und Mohammedaner aus Indien in die türkische Armee eintraten, da haben wir uns gesagt: Wie töricht muß Rußland seine Polen und seine Finnen, muß England seine Iren und seine Hindus behandelt haben, wenn so mancher von ihnen mit solcher Feindseligkeit gegen den Staat, dessen Bürger er ist, erfüllt wurde, daß er sich entschloß, freiwillig gegen ihn die Waffen zu führen? Und wir verstehen sehr wohl, daß England die Krankheit seines

Staatskörpers, deren Symptom der Hochverrat irischer und indischer Soldaten ist, nicht dadurch heilen kann, daß es Iren und Inder nun erst recht gewaltsam niederhält, sondern nur dadurch, daß es in Irland und in Indien Zustände schafft, die die Völker dieser Länder befriedigen, sie mit dem britischen Reiche versöhnen. Das haben wir damals verstanden und auch England versteht es: Homerule für Irland ist gewiß nur eine Frage kurzer Zeit und auch Homerule für Indien ist schon angekündigt.

Und nicht nur unsere Generation, schon unsere Großväter haben aus solchen Ereignissen den rechten Schluß zu ziehen verstanden. Es ist bekannt, daß man im Jahre 1859 magyarische Regimenter aus der Kampffront ziehen mußte, weil sie sich als sehr unverläßlich erwiesen haben, und daß im Jahre 1866 magyarische Legionen gebildet wurden, um an Breußens Seite gegen Oesterreich zu kämpfen. Welchen Schluß haben unsere Großväter daraus gezogen? Sie haben verstanden, daß man Ungarn nicht weiter regieren konnte, wie man es seit 1849 regiert hat. Sie haben den 1867er-Ausgleich geschlossen, Ungarn sein staatliches Eigenleben gegeben. Und diesmal war von der Unzuverlässigkeit ungarischer Truppen oder gar von der Bildung magyarischer Legionen keine Rede mehr. Im Gegenteil! Die magyarische Herrenklasse ist jetzt am allermeisten empört darüber, daß diesmal bei Tschechen und Südslaven Ähnliches vorgelommen ist wie bei ihren eigenen Vätern anno 1859 und 1866!

Mit der Kinderstubenpolitik, die nach der Belohnung der Braven und der Bestrafung der Bösen schreit, ist also gar nichts getan. Wenn die guten Oesterreicher zu lernen noch fähig wären, dann müßten sie aus den Erfahrungen des Krieges lernen, daß man jeder Nation erst ein Vaterland aufbauen muß, wenn man will, daß sie treu für das Vaterland kämpfe! Wenn die herrschenden Klassen dieses Reiches den Willen, die Fähigkeit und die Kraft zeigten, im Rahmen des

Reiches den Nationen ihr freies Eigenleben zu sichern und die Gemeinschaft aller auf die Freiheit einer jeden zu bauen, dann hätten wir viel weniger „Hochverräter“. Und damit wäre nicht nur der Staat stärker, sondern auch der Friede näher; denn daß die Zerklüftung Oesterreichs, die Verschärfung der nationalen Gegensätze in seinem Innern die Entente ermutigt, den Krieg in der Hoffnung auf unseren Zusammenbruch fortzuführen, mag schon richtig sein.

Was aber sehen wir in Wirklichkeit? Den Herrn v. Seidler, der heute „Grundzüge“ für die Lösung des österreichischen Problems ausgibt und sie morgen verleugnet! Der wirklich nach dem Kinderstübchenrezept die Braven mit Kreishauptmannschaften belohnt und die Bösen mit Zeitungseinstellungen bestraft! Der heute ankündigt, er wolle die Völker zur Beratung der Verfassungsrevision zusammensühren, und morgen das Parlament, die einzige gemeinsame Beratungsstätte der Völker, zerstört! Mit einem Wort: wir sehen wirklich die Politik der Kinderstube. Ist einem Staate noch zu helfen, der in einem weltgeschichtlichen Augenblick, der zu höchster Anspannung aller staatsmännischen Kraft ruft, mit den Methoden des Kindergartens regiert wird?

WOESTER, Pol.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 104.

TAG: 19. 6. 1918/15

## Nacht in Soissons.

Westfront, Ende Mai.

Nun haben sich auf allen Straßen die Staubwirbel gelegt. Alle Kolonnen sind schlafen gegangen. Die kühle Abendluft drängt rein vom Berge herab ins Tal. Wir wandern auf der Straße nach Soissons. Da tauchen noch fern ein paar Maschinengewehre. Da brennt es noch irgendwo am westlichen Horizont. Aber in den Bäumen und Gräsern flüstern tausend Stimmen der Nacht leise — klagen — lockend. Die Nachtigallen im Weidengebüsch. Grillen zirpen. Eine Gule huscht über den Weg von Baum zu Baum. Mähler im Weizenfeld. Aus einer Tür leuchtet die brennende Zigarre eines Soldaten. Ein Pferd wiehert durch die Nacht. Und immer lauter schlagen die Nachtigallen. Sie singen mit den Granaten um die Wette, die jetzt von Vougaillon her seelenlos durch den dunklen Himmel stürmen. Ihre springenden Röhren überdünen das hohe Getraße des französischen Einschlags auf der Straße nach Crouy. Was kümmert der dritte Akt der deutschen Offensive die Sehnsucht einer kleinen Nachtigall? Aber der Mensch hängt in Qual zwischen Gott und den Nachtigallen — mitten drin — hin und her gerissen. Und durch die Liebesstimmen der Natur dringt uns der stöhnende Magelaut eines verwundeten Feindes erschreckend ans Herz. Er liegt auf einer Bahre — vergessen — verlassen — mitten im freien Feld. Ein blauer Franzose — jung — sauber — er fiebert. Sein zerbrochenes Bein ist notdürftig gesichert. Wir bemühen uns um ihn. Er raucht eine Zigarette und kommt allmählich zu sich. Er liegt hier abseits der Straße seit heute früh. Wenn wir Dezember schrieben, wäre er längst erfroren. Wir stehen herum und wollen ihm helfen, aber wir müssen weiter. Da kommt ein Artillerist vorbeisagend. Langsam trawlen die Duse — er

bekommt einen Zettel mit fürs Bazarett in Bucy. In einer Stunde wird das Auto mit dem Kreuz den Gerechten holen.

Zwischen nebelnden Flußwiesen, und einer dunklen Waldwand wandern wir auf der breiten Straße. Links aus dem hohen Buschwerk der Aisne tauchen die Türme von Soissons auf. Sie rücken mit jedem Kilometer näher. Sie stehen schwarz gegen den nächtlichen Horizont; der Doppelturm von Saint-Jean-de-Wigne und die einfache Kathedrale. Wir wollen geradeaus bis Crouy und dann links auf der Nationalstraße in die Stadt hinein. Aber noch sitzt der Franzose fest auf den Höhen hinter der Stadt. Er klammert sich bei Cuffies verzweifelt ans Nordufer des Flusses fest. Und das Feuer vor uns wird immer lebendiger. Seit einer halben Stunde harken Maschinengewehre auf der Straße von Crouy hin und her, die Nordbrücke liegt unter schweren Kalibern. Und in die Stadt selber gehen seit zehn Uhr die ersten Granaten nieder — mit diesem typischen hellen, langnachhallenden Krach, an dem man die stürzenden Steinmassen erkennt. So biegen wir dicht vor Crouy links über die hüflichen Stadtwiesen ab, auf einem Doppelgleise marschierend, durch das die Franzosen ihre erst im Kriege voll ausgebaute Aisnebahn mit dem Bahnhof Soissons abfärend verbunden haben. Das Geleise ist an zahlreichen Stellen gesprengt. Wir stolpern durch die Trichter der deutschen Geschosse, die vor vierundzwanzig Stunden hinter den letzten flüchtenden Lokomotiven einschlugen. Soldaten kommen uns entgegen, die sich von dem toten Soissons erzählen. Wir sehen keine Gesichter, nur schwarze Schatten, die in allen Dialekten der Heimat sprudeln. Die Türme kommen näher. Der Bahndamm fällt rechts auf eine dunkle Wiese

hinab. Das Gras der Wiese reicht uns bis über die Hüften. Jetzt geht es über Drahthindernisse, durch tiefe sandige Schützengräben rein und raus, es ist die alte Ortsverteidigung von Soissons, durch die wir klettern. Wieder Draht, wieder Gräben. Plötzlich erinnern wir uns an einen Frühlingstag. Da standen wir im vordersten deutschen Graben oben auf den Höhen von Pasly, von denen jetzt die französischen Maschinengewehre herunterklettern. Die Stadt Soissons lag unnahbar zu unseren Füßen. Dohlen kreischten um den Turm von Saint-Jean-de-Wigne. Französische Hörner bliesen aus den Kasernen westlich der Stadt. Und wir verfolgten mit dem Glase genau die Linie jener Schützengräben, in denen wir jetzt nächtens umherstolzieren. Das war im Frühjahr 1916. Die Brandenburger hatten eben das Nordufer der Aisne gesäubert. Dieselbe Division von damals hat heute morgen die Franzosen aus Soissons gebrückt. Bei einem Sägewerk oder einer Ferne oder einem Pionierpark — es ist bei dem Dunkel gar nichts zu erkennen — machen wir Pause. Das Talen der Maschinengewehre rechts ist nun ganz nahe. Wenn bei der Kathedrale, in deren Nähe die Franzosen irgend ein wichtiges militärisches Ziel bepfästern, eine Granate niedergeht, hört man das Pfeifen der Sprengstücke, ihr Niederklatschen auf den Dächern des dunklen Häuserwäldes, keine Nachtigallen mehr. Dafür der weite Himmel über uns — in seiner Ferne, Kälte, die allen aufgeregten Kriegsgepolters dieser armen Menschen spottet. Er spannt sich hoch von Berg zu Berg — von Freund zu Feind — matt leuchten seine tausend Sterne, in denen sich der Blick zweifelnd verliert. Was sagt der kalte Himmel? Ihr kleinen Erdenteufelchen, sagt er, ihr glaubt, daß ihr dort unten Weltgeschichte macht in diesen Frühlingstagen. Aber vor den Bahnen der Sterne ist das alles wie ein Haas zwischen Müden, wie ein Streik unter Müden. Was kümmert ihr mit euren winzigen Eisenröhren bei Nacht? Soll ich euch durch Regen und Sturm in eure Erdböcher jagen? Was kämpft ihr um Bänderfetzen, die für das Auge der Sterne so klein sind wie die weißen Punkte auf den Fingernägeln einer schönen Frau? Soll ich den Erdstern beben lassen, bis ihr euren Kampf vergeht — und euch, Freund und Feind, ängstlich in die Arme fällt? Ihr kleinen Erdteufel, ihr glaubt, daß ihr Dinge seid, aber ihr seid wie her Schwamm an dem morschen Holze. Bald bricht das Holz auseinander. Aus die Sterne wandern ewig!... Das blaue Gewölbe sieht aus erschänter Ruße auf uns herab. Der Nordstern kalt und unbeweglich wie seit Millionen Jahren. Die Blicken schauend in diese Unendlichkeit, bis uns durch Gedanken befreien will. Da stöhnt es plötzlich wieder in der Nähe und über den Platz des Sägewerkes kommt ein menschlicher Schatten — ein Verwundeter — ein Deutscher mit blutüberströmtem Arm. Er setzt sich auf einen Baumstamm — er läßt sich verbinden — er preßt die Lippen aufeinander — er klagt mit keinem einzigen Worte. Und wie das rote Blut aus diesem jungen Menschenarm niederfließt, sieht niemand von uns den Himmel mehr. Keiner hört seine hochtrabenden, eifigen Worte. Und der ganze Jammer und die ganze Größe dieser wilden Tage blitzen uns fordernd und beruhigend aus diesen roten Tropfen wieder an.

Wir wandern weiter. Die ersten Straßen der Stadt. Beer — dunkel — kein Haus regt sich. Ein breiter Boulevard mit schwarzen Bäumen, die in der Nacht ins Riesengroße wachsen. Ein Hof voll weggeworfener französischer Uniformen.

Rosen über einer Gartenmauer. Das heisere Geseh eines Hundes — sonst nichts Bedenbiges. So geht es durch drei, vier Straßen. Wir klopfen an ein paar Häuser. Sie sind verschlossen — manche mit Draht versperrt. Aus einer Nebengasse tauchen Schatten auf — man hört Berliner Flüche — sie verschwinden schnell — aber ihre Tritte hallen noch lange gespenstisch tappend durch die ausgestorbene Stadt. Das Feuer liegt auf zwei Vierteln — rechts bei der Kathedrale — links auf der Bahnhofsgegend. Die Franzosen schießen nicht schlecht. Wir können zwischen den Feuerinseln hindurch noch ein gut Stück weiter nach vorn. Das Feuer geht in Ueberfällen nieder, fünf, sechs Kollalven — dann ist es ein paar Minuten still. Wir kommen an Häusern vorbei und bleiben stehen — aus den Kellern der Häuser dringt Murren und Wimmern, der Schrei von ängstlichen Kindern. Durch die eisernen Kolladen eines großen Hauses fällt dünnes Licht auf die Straße. Dort sitzt ein Regimentskommandant und diktiert rauchend seine Befehle. Auf einem freien Platz taucht einen Augenblick der **Doppelturm von St. Johannes** über den nahen Häusern auf. Er ist rot angelassen — von einem Feuerschein aus Süden. Dort muß es brennen. Wir tappeln weiter. Wir hören ein Rauschen. Ist es ein nächtlicher Flieger? Ist es ein Wehr im Fluß? Ein ekelhaft krachender Einschlag links wirft uns unter die schützende Häusermauer und schneidet alle Geräusche ab. So geht es weiter. So ist der Einzug in Soissons. Anders als in Belgrad und Antwerpen — anders als in Aiga und Bukarest. Es ist ein nächtliches Kriechen und Springen, ein Flüchten und Drängeln — durch eine sterbende, wimmernde Stadt, die man in den nächsten Tagen vielleicht nicht mehr betreten kann. Denn wenn die Franzosen nicht morgen von den Bergen drüben verjagt werden, ist Soissons dem Tode verfallen. Es hat etwas Großes an sich, die militärische Entschlossenheit, mit der dieses ehemalige Kentnervolk seine schönsten Städte zerschleht, nur um vielleicht einen oder zwei deutsche Soldaten verwunden zu können. Aber diese Größe entflammt nicht der Freiheit, sondern blindem Fanatismus — und vielleicht geht ganz Frankreich an dieser Art Größe tragisch zugrunde.

Gegen ein Uhr morgens standen wir auf dem Dache eines Hauses der Vorstadt Saint-Nicolas. Die Stadt brannte jetzt schon an drei Stellen lichterloh — knisternd, stinkend. Balken krachten funkenprühend zusammen. Eintönig klackerten noch immer die französischen Maschinengewehre von den Höhen bei Cuffies herunter auf die Brückenstraße. Von den westlichen Bergen stiegen die Rauchtrichter hell glühend auf, blieben am Himmel hängen — und sanken langsam abflühend in die Tiefe. Von Zeit zu Zeit färbte sich der ganze Himmel rot, dann lag die Stadt wie im Blute da — die Kathedrale, der Fluß, die weiße Kathedrale — alles rot im Blute schwimmend. Aber dann stürzte sich das Dunkel wieder schwarz auf sie herab. Und nur von den nördlichen Höhen leuchteten die weißen Feuerschlangen der Flieger signale, die roten Blitze der tief in den Schluchten versteckten Mörser.

Noch immer lag der Himmel stumm, unbeweglich über einem Vollenput von Licht und Dunkel. Da löste sich im Osten von seinem schwarzblauen Grunde ein kleines Licht. Es bewegte sich. Etwas Gelbes, Goldenes, ein leuchtender Punkt, wie eine Laterne. Es huscht zwischen den Straßen hin — es bewegt sich langsam. Eine Sternschnuppe? Unmöglich. Es rennt. Es wackelt. Zehn, zwanzig, dreißig Sekunden. Es steigt in den Zenith, es läuft zwischen den Sternen hinab. Es verschwindet im Westen — dicht über dem Horizont. Was es war — wir haben es nie erfahren. Aber alle haben es gesehen. Vielleicht ein Flieger — vielleicht die seltsamste aller Sternschnuppen. Vielleicht hat der philosophierende Himmel unrecht bekommen. Vielleicht ist Krieg auch unter den Sternen. Vielleicht fällt morgen — vielleicht noch diese Nacht die ganze Welt zusammen.

Dr. Adolf Roeder, Kriegsberichterstatter.

**Ungarn.**

Abgeordnetenhaus.

**Budapest, 28. Juni.** (Bericht des Ungarischen Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus.)

Präsident von Szász eröffnet die Sitzung um 1/2 11 Uhr.

Vor Übergang zur Tagesordnung ergreift Ministerpräsident Dr. Wekerle das Wort, um gegenüber den mit Bezug auf unsere Offensive in Italien im Publikum verbreiteten übertriebenen Nachrichten den wahren Sachverhalt in aufrichtiger Weise auf Grund der von der Heeresleitung erhaltenen Informationen festzustellen. Er müsse ohne jede Schönfärberei konstatieren, daß die gesamte Ziffer unserer in italienischer Hand gebliebenen Gefangenen 12.000 betrage, während wir 50.000 italienische Gefangene gemacht haben; das sei bei einer so großen Offensive und bei diesem Rückzuge nicht übermäßig viel. Viel trauriger ist der Verlust, den wir an Toten, Verwundeten und Kranken erlitten haben. Der größte Teil dieses Verlustes entfällt auf Kranke und Verwundete. Die Zahl derselben beträgt 100.000 Mann. (Große Bewegung.) Darin befinden sich die Toten, Schwere- und Leichtverwundeten und diejenigen, die als Marsch zurückgekommen sind. Gegenüber der Behauptung, als ob lediglich ungarische Regimenter gebuldet hätten, betont der Ministerpräsident, daß an der Offensive 33 ungarische und 37 österreichische Regimenter teilgenommen haben, also 47 pZt. Ungarn und 33 pZt. Österreicher. Die Italiener haben während dieser Offensive 150.000 Mann verloren. Gegenüber der Behauptung, als ob Mangel an Munition den Verlust verursacht hätte, betont der Ministerpräsident, daß das Heer nie so reichlich mit Munition versehen war als Mitte Juni. Nachdem es aber geschehen ist, daß von den drei über den Plave geschlagenen Brücken die eine fortgerissen wurde und die anderen mit sich riß, sind bezüglich des Transportes von Munition und Lebensmitteln Schwierigkeiten eingetreten. Es ist aber kein einziger Todesfall durch Verhungern vorgekommen. Nur diejenigen sind in Gefangenschaft geraten, welche zur Deckung des Rückzuges dort gelassen worden waren.

Was den Wert der Offensive betrifft, ist es zweifellos, daß wir durch dieselbe verhütet haben, daß die Italiener einen bedeutenden Teil ihrer Truppen an die Westfront schickten. Das haben wir erreicht, und so traurig die Ereignisse auch sind, so können wir doch vom strategischen Gesichtspunkte aus die Sache nicht als eine Niederlage betrachten, weil wir dem Gegner größere Verluste beigebracht haben. Wir haben daher keinerlei Veranlassung, der weiteren Entwicklung mit Mißtrauen entgegenzusehen. Unsere Positionen sind stark, und wir können mit vollem Vertrauen der Entwicklung entgegenblicken.

Hierauf wird zur Tagesordnung übergegangen.

Meldungen  
des  
Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus.  
Ungarn.  
(Meldungen des Ungarischen Tel. Corr.-Bureaus.)  
Abg. o. d. u. d. e. n. h. a. u. s.  
Budapest, 28. Juni.  
Präsident von Szász eröffnet die Sitzung um 1/2 11 Uhr.  
Vor Übergang zur Tagesordnung ergreift Ministerpräsident Dr. Wekerle das Wort und führt aus:  
Geehrtes Haus! In Verbindung mit der letzten Offensive, insbesondere mit unserer im Gebiete der Piave und der Brenta erfolgten Vorrückung und dem Rückzuge, sind so weitgehende und unglaubliche Ausstreunungen im Umlauf, daß ich mich zur richtigen Feststellung des Tatbestandes und um die übertriebenen Nachrichten auf ihren wahren Wert zu reduzieren, zur Beruhigung der öffentlichen Meinung mit voller Aufrichtigkeit vor der Öffentlichkeit zu äußern wünsche. (Rufe: Hört! Hört!)

Ich hielt es für meine Pflicht, diesbezüglich von der Heeresleitung unmittelbar Informationen einzuholen, die ich dem Hause mitzuteilen wünsche. Zunächst stelle ich fest, daß wir mit voller Aufrichtigkeit, ohne jede Schönfärberei, Kriegsnachrichten veröffentlichen. Als Beweis will ich nur darauf verweisen, daß unsere eigenen Berichte stets den wahren Tatbestand enthalten, daß wir die Veröffentlichung des feindlichen Berichtes nicht einschränken, ja daß wir die von uns selbst festgestellten Verluste mit den von unseren Feinden veröffentlichten, Berichten und Daten kontrollieren und auf Grund dessen will ich den Tatbestand der Wahrheit entsprechend beleuchten. (Beifall.)

Das geehrte Haus weiß, daß wir an der Piave und an der Brenta vorgezogen und, um Menschenleben zu schonen, nachdem die Behaltung unserer Stellungen mit riesigen Verlusten verbunden gewesen wäre, uns an die Piave zurückgezogen haben und nur an der Brenta manche okkupierte Gebiete behielten. Bei diesem Rückzuge sind insgesamt 12.000 Gefangene in die Hände des Feindes gelangt. Gegenüber den Riesenziffern, welche diesbezüglich kolportiert wurden, will ich aus den Berichten des Generals Diaz, also aus den italienischen Berichten, feststellen, daß insgesamt bloß 12.000 Mann beim Vordringen und Rückzuge in Feindeshand gefallen sind.

Sonv. Minister Baron Szurmay: Während der ganzen Operation!

Abg. Bilinsky: Wie viel waren die Verluste?

Ministerpräsident Dr. Wekerle: Die Verluste waren leider riesig. Ich will mich ganz aufrichtig äußern. Der Sonv. Minister sprach vor kurzem von 8000 Gefangenen. Als er hiervon sprach, hatten wir dies aus den bis zum 22. Juni veröffentlichten Be-

richten des Generals Diaz festgestellt. Auf Grund der seither erschienenen Berichte muß ich dies richtigstellen und feststellen, daß 12.000 Mann in italienische Gefangenschaft gerieten, während 50.000 italienische Gefangene in unsere Hände fielen. Diese Ziffer kann bei der Offensive und dem Rückzuge nicht als überaus riesig bezeichnet werden, denn wenn wir in Betracht ziehen, wie viele Gefangene wir im Herbst bei der 10. und 11. italienischen Offensive am Isonzo gemacht haben und wie viele Gefangene unsererseits in Feindeshand gefallen sind, kann ich feststellen, daß bei der 10. Isonzooffensive, bei der die Italiener vorgezogen sind, unsererseits 30.000 bis 35.000 in Gefangenschaft geraten sind, während wir 22.000 Gefangene machten. Wenn ich nun hiermit vergleiche, daß jetzt, wo wir vorgezogen sind, das Verhältnis ein umgekehrtes ist, daß von uns nur 12.000 Mann in die Gefangenschaft gerieten, während wir 50.000 Gefangene machten, kann ich dieses Ergebnis vom strategischen Gesichtspunkte als beruhigend bezeichnen. Viel trauriger ist der Verlust, den wir an Toten, Ver-

wundeten und Kranken erlitten. Ein großer Teil hiervon entfällt auf die Kranken.

Abg. Fenyess: Und der Hunger?

Ministerpräsident Dr. Wekerle: Die Ziffer der Kranken und Verwundeten kann nicht streng abgefordert werden, weil der Stand in der Weise festgestellt zu werden pflegt, daß die Zahl der heimkehrenden Truppen zur Grundlage genommen und mit der Zahl der abmarschierten verglichen wird. Dies zur Grundlage genommen, haben wir einen riesigen, sehr bedauerlichen Verlust erlitten, der aber im Vergleiche zur 10. und 11. italienischen Offensive die damals erlittenen Verluste nicht überschreitet, ja gegenüber diesen zurückbleibt, denn in der 10. und 11. italienischen Offensive hatten wir Verluste von 80.000 bis 100.000 Mann. Jetzt aber ist unser Verlust gleichfalls annähernd 100.000 Mann. (Bewegung.) Diesen bedauerlichen Umstand bin ich gezwungen, zu konstatieren. In dieser Ziffer sind die Gefallenen, die Leicht- und Schwerverwundeten und jene enthalten, die als Marode zurückgebracht wurden. (Bewegung. Rufe: Lauter Ungarn!) Ich führe diese Ziffern deshalb an, um mit der ganzen Aufrichtigkeit die Lage darzulegen (Zustimmung), auch aus dem Grunde, weil unsere Feinde diese Verluste gewiß in übertriebener Weise schildern werden und vielleicht auch unsere öffentliche Meinung.

Ich will nur noch bemerken, weil auch solche Gerüchte im Umlauf sind, daß auch diesmal wieder ungarische Truppen in übermäßig großer Zahl in Anspruch genommen wurden und daß die Verluste bloß diese treffen, daß an der ganzen Offensive und am Rückzuge 33 ungarische und 37 österreichische Regimenter teilgenommen haben, also 47 pSt. Ungarn und 53 pSt. Österreicher.

Abg. Laehne: Wie viele Ungarn waren in österreichische Regimenter eingereiht?

Ministerpräsident Dr. Wekerle: Die Verluste der Italiener betragen beim ganzen Vorrücken und Rückzuge 150.000 Mann, übersteigen somit weit unsere Verluste an Toten, Verwundeten und Kranken. Dies stelle ich aus ihren eigenen Daten fest.

Auch wird die Nachricht verbreitet, daß die Verluste durch Munitionsmangel verursacht wurden. (Ein Ruf: Mangel an Proviant!) Mit Munition war unsere Armee nie so gut versehen als Mitte Juni. Richtig ist, daß, nachdem von den über die Piave geschlagenen drei Brücken unglücklichweise die oberste einstürzte, dann die beiden anderen mitgerissen wurden, wodurch in der Beförderung von Munition und Proviant unüberwindliche Schwierigkeiten entstanden. (Bewegung.) Aber Munitionsmangel bestand keiner. Allerdings konnte an Munition und Proviant nicht so viel an die Front befördert werden, als die dort kämpfenden Truppen benötigt hätten. (Bewegung.) Den Gerüchten gegenüber jedoch, als ob dort Fälle von Hungertod vorgekommen wären, muß ich konstatieren, daß auch nicht ein solcher Fall bei uns vorgekommen ist. (Lärm links.)

Der Rückzug erfolgte ganz systematisch, und nur wenige Truppen, die zur Deckung des Rückzuges dort zurückgeblieben waren, fielen in die italienische Gefangenschaft. Im übrigen wurde der Rückzug so planmäßig vollzogen, daß die Italiener . . . (Lärm links. Rufe: Wieso, hat man vielleicht neue Brücken gebaut?)

Ministerpräsident Dr. Wekerle: Sowohl, auch beim Rückzuge wurden Brücken gebaut, und die Heeresleitung hebt besonders hervor, daß unsere Sappeure wirklich bravouröse Leistungen vollbracht haben, so daß der Rückzug gelingen konnte und nur für die Deckung des Rückzuges die notwendigen Truppen jenseits der Piave gelassen wurden, welche dann natürlich in Gefangenschaft gerieten.

Ich will daher konstatieren, daß der ganze Rückzug, wie dies auch der Herr Honvédminister festgestellt hat, so planmäßig und ohne Aufsehen geschehen ist, daß die Italiener selbst nach dem Rückzug diesen nicht bemerkten, sondern noch Angriffe gegen unsere Schützengräben und überhaupt gegen unsere Stellungen und gegen die früheren Stellungen unserer Truppen fortsetzten.

Honvédminister Baron Szurmay: Der Angriff wurde auch durch unsere Artillerie zurückgeschlagen.

Ministerpräsident Dr. Wekerle: Wenn ich trotz dieser traurigen Ergebnisse aus dem Ganzen die Folgerungen ableite, so steht es ohne Zweifel fest, daß wir den Italienern bedeutende Verluste verursacht und sie verhindert haben, einen erheblichen Teil ihrer Truppen an die Westfront zu senden, was im Interesse der gemeinschaftlichen Kriegsführung ohne Zweifel ein Ziel ist, das zu erreichen jedenfalls unsere Pflicht

war. Diesen Zweck haben wir auch erreicht. So traurig auch die Ergebnisse sind, glaube ich, wenn wir die Geschehnisse in ihrer Gesamtheit in Betracht ziehen, können dieselben vom Gesichtspunkte der Kriegsführung nicht als Niederlage bezeichnet werden, denn die Operationen haben dem Feinde größeren Schaden verursacht als er uns. Wenn wir aber den Zweck nicht erreicht haben, daß wir große Fortschritte hätten machen können, so haben wir doch keinerlei Ursache, unser Vertrauen zu verlieren. Sogar die Armee wie das Land können beruhigt sein, daß uns hier größere Verluste nicht treffen werden, daß unsere Stellungen gesichert sind und daß, wenn wir auch keinen vollständigen Erfolg erzielt haben, wir jedenfalls einen strategischen Erfolg hatten und daß wir der Tätigkeit unserer Armee in der Zukunft und dem Ausgange des Krieges mit Vertrauen entgegensehen können. (Bstimmung.)

Hierauf wird zur Tagesordnung übergegangen.

## Die Opfer der Offensive.

12.000 Gefangene, 100.000 Tote und Verwundete.

**Budapest, 28. Juni.** Im Abgeordnetenhaus machte Ministerpräsident Dr. Weiser heute folgende Mitteilungen:

In Verbindung mit der letzten Offensive, insbesondere mit unserer im Gebiet des Piave und der Brenta erfolgten Vorstöße, und mit dem Rückzug sind so viele Menschen und unglaubliche Verluste im Umlauf, daß ich mich zur richtigen Feststellung des Tatbestandes und um die übertriebenen Nachrichten auf ihren wahren Wert zu reduzieren, zur Veröffentlichung der öffentlichen Meinung mit voller Aufrichtigkeit vor der Öffentlichkeit zu äußern wünsche. Ich hielt es für meine Pflicht, diesbezüglich von der Heeresleitung unmittelbar Informationen einzuholen, die ich dem Hause mitzuteilen wünsche. Zunächst stelle ich fest, daß wir mit voller Aufrichtigkeit ohne jede Schönfärberei Relegsnachrichten veröffentlichen. Als Beweis will ich nur darauf verweisen, daß unsere eigenen Berichte stets den wahren Tatbestand enthalten, daß wir die Veröffentlichung des feindlichen Berichtes nicht einschränken, ja daß wir die von uns selbst festgestellten Verluste mit den von unseren Feinden veröffentlichten Berichten und Daten kontrollieren, und auf Grund dessen will ich den Tatbestand der Wahrheit entsprechend beleuchten. (Beifall.)

Das Haus weiß, daß wir am Piave und an der Brenta vorgedrungen und, um Menschenleben zu schonen, nachdem die Befreiung unserer Stellungen mit riesigen Verlusten verbunden gewesen wäre, uns am Piave zurückgezogen haben und nur an der Brenta manche okkupierte Gebiete behielten. Bei diesem Rückzug sind insgesamt

12.000 Gefangene in die Hände des Feindes gefangen. Gegenüber den Miesenzahlen, welche diesbezüglich kolportiert wurden, will ich aus den Berichten des Generals Diaz, also aus den italienischen Berichten, feststellen, daß insgesamt bloß 12.000 Mann beim Vorbringen und Rückzug in Feindeshand gefallen sind.

**Sonvegnini:** Während der ganzen Operation?

**Belinszky:** Wieviel waren die Verluste?

**Ministerpräsident:** Die Verluste waren leider riesig. Ich will mich ganz aufrichtig äußern. Der Sonderminister sprach vor kurzem von 8000 Gefangenen. Als er hiervon sprach, hatten wir dies aus den bis zum 22. Juni veröffentlichten Berichten des Generals Diaz festgestellt. Auf Grund der seither erschienenen Berichte muß ich dies richtigstellen und feststellen, daß 12.000 Mann in italienische Gefangenschaft gerieten. Diese Zahl kann bei der Offensive und dem Rückzug nicht als überaus riesig bezeichnet werden, denn wenn wir in Betracht ziehen, wie viele Gefangene wir im Herbst bei der zehnten und elften italienischen Offensive am Isonzo gemacht haben und wieviele Gefangene unsererseits in Feindeshand gefallen sind, kann ich feststellen, daß bei der zehnten Isonzooffensive, bei der die Italiener vorgedrungen sind, unsererseits 30.000 bis 35.000 in Gefangenschaft geraten sind,

während wir 22.000 Gefangene machten. Wenn ich nun hiemit vergleiche, daß jetzt, wo wir vorgedrungen sind, das Verhältnis ein umgekehrtes ist, kann ich dieses Ergebnis von strategischem Gesichtspunkt als beruhigend bezeichnen. Viel trauriger ist der Verlust, den wir an Toten, Verwundeten und Kranken erlitten. Ein großer Teil hiervon entfällt auf die Kranken.

**Fenges:** Und der Hunger?

**Ministerpräsident:** Die Zahl der Kranken und Verwundeten kann nicht streng abgefordert werden, weil der Stand in der Weise festgestellt zu werden pflegt, daß die Zahl der heimkehrenden Truppen zur Grundlage genommen und mit der Zahl der abmarschierten verglichen wird. Dies zur Grundlage genommen, haben wir einen riesigen, sehr bedauerlichen Verlust erlitten,

der aber im Vergleich zur zehnten und elften italienischen Offensive die damals erlittenen Verluste nicht überschreitet, ja, gegenüber diesen zurückbleibt, denn in der zehnten und elften italienischen

Offensive hatten wir Verluste von 80.000 bis 100.000 Mann. Jetzt aber ist

unser Verlust gleichfalls annähernd 100.000 Mann.

(Bewegung.) Diesen bedauerlichen Umstand bin ich gezwungen zu konstatieren. In dieser Zahl sind die Gefallenen, die Leicht- und Schwerverwundeten und jene enthalten, die als Marode zurückgebracht wurden. (Bewegung; Auf: Danker Ungarn.) Ich führe diese Zahlen deshalb an, um mit der ganzen Aufrichtigkeit die Lage darzulegen, auch aus dem Grunde, weil unsere Feinde diese Verluste gewiß in übertriebener Weise schildern werden und vielleicht auch unsere öffentliche Meinung. Ich will nur noch bemerken, weil auch solche Gerüchte im Umlauf sind, daß auch diesmal wieder

ungarische Truppen in übermäßig großer Zahl in Anspruch genommen wurden und daß die Verluste bloß diese treffen, daß an der ganzen Offensive und am Rückzug 88 ungarische und 87 österreichische Regimenter teilgenommen haben, also 47 Prozent Ungarn und 53 Prozent Österreicher.

**Sachner:** Wie viele Ungarn waren in österreichische Regimenter eingereiht?

**Ministerpräsident:** Auch wird die Nachricht verbreitet, daß die Verluste

durch Munitionsmangel

verursacht wurden. (Ein Ruf: Mangel an Proviant!) Mit Munition war unsere Armee nie so gut versehen als Mitte Juni. Wichtig ist, daß, nachdem von den über den Piave geschlagenen

drei Brücken

unglücklicherweise die oberste einstürzte, dann die beiden anderen mitgerissen wurden, wodurch in der Beförderung von Munition und Proviant

unüberwindliche Schwierigkeiten entstanden.

(Bewegung.) Aber Munitionsmangel bestand keiner. Allerdings konnte an

Munition und Proviant nicht so viel an die Front befördert werden, als die dort kämpfenden Truppen benötigt hätten.

(Bewegung.) Den Gerüchten gegenüber jedoch, als ob dort Fälle von Hungertod vorgekommen wären, muß ich konstatieren, daß auch nicht ein einziger Fall bei uns vorgekommen ist. (Lärm links.) Der Rückzug erfolgte ganz systematisch, und nur wenige Truppen, die zur Deckung des Rückzuges dort zurückgeblieben waren, fielen in die italienische Gefangenschaft. Im übrigen wurde der Rückzug so planmäßig vollzogen, daß die Italiener... (Lärm links. Auf: Wleso, hat man vielleicht neue Brücken gebaut?)

**Ministerpräsident:** Jawohl, auch beim Rückzug wurden Brücken gebaut, und die Heeresleitung hebt besonders



ARBEITERZEITUNG

Nr.:

TAG: 2.7.1918

**Die Verluste am Piave.** Nachdem der ungarische Ministerpräsident am Freitag im Abgeordnetenhaus über die Opfer am Piave eine ausführliche Mitteilung gemacht hatte, von der er ausdrücklich erklärte, daß sie auf Informationen beruhe, die er von der Heeresleitung unmittelbar erhalten hat, ist dann um Mitternacht das Telegraphen-Korrespondenzbüro gekommen und hat zu diesen Erklärungen Wefersles einen Kommentar gegeben, von dem es sagt, daß er von maßgebender Seite herrührt, ohne aber diese maßgebende Seite genauer anzugeben. Wir haben nicht ohne Absicht die Mitteilung dieses Kommentars unterlassen. Damit die Leser aber den Kommentar würdigen, wollen wir folgendes angeben: Die Zahl von 100.000 Toten und Vermissten beruhe nach dem Kommentar „auf einer irrtümlichen Auffassung einer eiligst abgegebenen Telephondepesche“. Das Armeekommando hätte der ungarischen Regierung mitgeteilt, daß die Verluste geringer seien als die der zehnten und ersten Isonzoschlacht, diese aber 80.000 bis 100.000 Mann betragen hätten. (Aus der Fassung des Kommentars ist nicht zu erkennen, ob sich die Verluste von 80.000 bis 100.000 auf die zehnte und erste Isonzoschlacht zusammen oder auf jede dieser Schlachten beziehen.) Während man nun weiß, daß die Verluste geringer seien als die der Isonzoschlachten, wird weiter gesagt, „irgende welche genaue Angaben liegen über die in Rede stehende Einbuße an Mannschaft überhaupt nicht vor“. Die durch den Vergleich der Isonzoschlachten angedeuteten Verlustzahlen beziehen sich auf die ganze Front vom Stilfser Joch bis zur Adria und umfassen sechs Kampftage. In diesen Verlustzahlen sind auch die Abgänge an Kranken inbegriffen, sie betragen je nach der Witterung an der Südwestfront täglich 2000 bis 4000 Mann, ergeben also für sechs regnerische und kalte Tage 20.000 bis 25.000 Mann ...“

Das teilen wir also mit, ohne daß wir die Möglichkeit hätten, dazu irgend welche Bemerkungen zu machen.

17. Z. (Abw.)

3. VII. 1918

## Die „Gerüchte“.

## Anfrage deutscher Abgeordneter. — Erklärungen des Ministerpräsidenten.

Gestern erschienen führende deutsch-nationale Politiker beim Ministerpräsidenten Dr. v. Seidler und wiesen auf die in der ganzen Monarchie im Umlauf befindlichen Gerüchte hin, denen energisch entgegengetreten werden müsse. Die Herren bemerkten hierbei, daß bereits im ungarischen Reichstage von kompetenter Stelle Aufklärung zugefagt wurde, was bei uns nicht möglich sei, weil der Reichsrat vertagt ist. Sie baten jedoch den Ministerpräsidenten um diesbezügliche Aufklärungen. Der Kabinettschef erklärte sich bereit, die Abgeordneten heute zu empfangen und ihnen die gewünschte Aufklärung zu geben.

Ueber den Verlauf der heutigen Besprechung wird amittag verkauftbart:

Heute vormittag erschienen die Abgeordneten Dr. Waldner, Hofrat Doktor Schöpfer, Leufel, Freiherr v. Banb und Dr. Mataja beim Ministerpräsidenten Dr. v. Seidler, um ihn auf die seit einigen Tagen im Umlauf befindlichen Gerüchte aufmerksam zu machen, welche sich in einer die Gefühle der patriotischen Bevölkerung tief verletzenden Weise mit den Personen des Kaisers und der Kaiserin beschäftigten und sollten an den Kabinettschef die Anfrage was seitens der Regierung vorgekehrt worden sei, um die unheimlichen Machenschaften wirksam zu begegnen.

Ministerpräsident Dr. v. Seidler erklärte, daß ihm die in Frage stehenden Gerüchte wohl bekannt seien. Er mache sich zum Dolmetisch der Gefühle aller Bevölkerungskreise, indem er seine tiefe Entrüstung über diese niederträchtigen und geradezu sinnlosen Ausfremdungen anspred. Größtlich der Quelle dieser unheimlichen und systematisch betriebenen Verleumdung könne ein Zweifel nicht bestehen. Sie gehöre in das Arsenal unsrer Gegner, die kein Mittel scheuen, um das Gefüge der Monarchie zu erschüttern, und selbst vor dem Versuch nicht zurückschrecken, jene festen Bande inniger Liebe und Verehrung, die das Allerhöchste Kaiserhaus mit der getreuen Bevölkerung verknüpfen, zur Lockung zu bringen. Er brauche nicht zu sagen, daß ein Erfolg diesem schamlosen Begrimen nicht verschoben sein könne.

Kein vernünftiger Mensch werde an derartigen Unsinn glauben. Nebenfalls verwürge er — der Ministerpräsident — sich persönlich dafür, daß alle jene absonderlichen Gerüchte, die in letzter Zeit über Ihre Majestät verbreitet

Wahrheit enthalten. Die Verbreitung derartiger Märchen sei demnach ein höchst verwerfliches Vorgehen, dem mit aller Strenge des Gesetzes werde entgegengetreten werden, da durch sie den Märdern unsrer Feinde geradezu Vorschub geleistet und das Vaterland schwer geschädigt werde.

Sowohl gegen die Verbreiter als insbesondere gegen die Urheber werde ohne Ansehen der Person rücksichtslos vorgegangen werden. Es sei Pflicht jedes Staatsbürgers, die öffentliche Verwaltung bei der Unterdrückung dieser ruchlosen Umtriebe zu unterstützen, wie dies in sehr erfreulicher Weise auch bereits geschehe. Er verwelke ins-

Besondere auf die insolente Rundgebung, die der katholische Volksbund kürzlich veranstaltet habe. An die Herren Abgeordneten wende sich die Regierung mit der dringenden Bitte, in dem gleichen patriotischen Sinne wirken zu wollen.

Die erschienenen Abgeordneten nahmen diese Mitteilungen des Ministerpräsidenten mit Befriedigung zur Kenntnis und sicherten ihm ihre und ihrer Parteien loyale und patriotische Mitarbeit zu.

HABSBURG LL

+

DAS INTERESSANTE BLATT (Wien)

Nr.: 28

TAG: 11. 7. 1918, 11



Ein deutscher Stoffettenfahrer der Westfront mit Stahlhelm und Gasmaske.

Nach einer photographischen Aufnahme.

## Vom Tage.

### Die Vertiefung des Bündnisses.

Bekanntlich finden jetzt in Salzburg Verhandlungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn über die wirtschaftliche „Annäherung“ statt. Worüber verhandelt wird, braucht man den Völkern Oesterreichs natürlich nicht mitzuteilen; sie dürfen froh sein, daß sie hin und wieder aus den Mitteilungen im ungarischen Parlament erfahren, was sozusagen doch auch Oesterreich angeht.

Die wirtschaftlichen Verhandlungen hängen wohl auch mit den Besprechungen über Polen zusammen. Schon vor einem Monat, nach dem Antrittsbesuch Burians beim deutschen Reichskanzler, sind die großen Schwierigkeiten, die der von dem Grafen Burian betriebenen „austro-polnischen Lösung“ entgegenstehen, recht deutlich sichtbar geworden. Die österreichischen Offiziosen erklärten, zuerst müsse man sich über Polen einigen; dann erst könne man die Einzelheiten des neuen Bündnisses besprechen. In Berlin dagegen wollte man es umgekehrt: zuerst reden wir über das Bündnis; sind wir darüber einig, dann wollen wir über Polen verhandeln. Inzwischen hat zwar die „Fühlungnahme“ über den Ausbau des Bündnisses in Salzburg begonnen; aber über Polen hat man sich noch nicht geeinigt. Berliner und Wiener Blätter behaupten, die deutsche Regierung habe die „austro-polnische Lösung“ schon abgelehnt. Die Nachricht mag verfrüht sein; daß aber die ganze reichsdeutsche öffentliche Meinung von den Alldeutschen bis zu den Sozialdemokraten dem austro-polnischen Plane nicht geneigt ist, unterliegt keinem Zweifel. Vermutlich ist auch diese Schwierigkeit eine der Tatsachen, an denen die Verhandlungen zwischen den Deutschbürgerlichen und dem Polenklub immer wieder scheitern.

## Die Amerikaner in Frankreich.

Der „Neuen Zürcher Zeitung“ wird aus Paris vom 29. Juni geschrieben:

Ein Jahr ist es her, seit die ersten amerikanischen Bataillone in Saint-Nazaire landeten und in festlichem Zuge durch Paris vom französischen Volke umjubelt wurden. Heute geht ihre Zahl in die Hunderttausende — Lardier spricht von einer Million, die am 4. Juli auf dem Kontinent sein wird — und Paris besitzt keine besseren Beschützer als die zwischen Meaux und Chateau-Thierry, in der Picardie, in Lothringen und in den Vogesen kämpfenden amerikanischen Truppen. Aber was alle Erwartungen übertroffen und wovon sich vor einem Jahre Frankreich keine Vorstellung gemacht hat, das ist die wirtschaftliche, industrielle, geistige, Beeinflussung durch Amerika. Die amerikanische Intervention als rein zahlenmäßiger Beitrag von Soldaten — und als solcher erscheint sie mehr oder weniger in feindlichen und neutralen Ländern — könnte einen gewissen Zweifel rechtfertigen nach den Erfahrungen, die die Entente mit den Millionenheeren Russlands gemacht hat. Mit der zahlenmäßigen Bedeutung ist das amerikanische Eingreifen aber nicht erschöpft.

Die Ernennung eines „Generalkommissärs der französisch-amerikanischen Kooperation für den Krieg“ in der Person André Lardieus spricht für den Umfang und für die Bedeutung, die die amerikanische Hilfeleistung angenommen hat. Der frühere Redakteur des „Temps“ und seit Jahresfrist erfolgreiche Leiter der französischen Missionen in den Vereinigten Staaten wirkt an der Seite Clemenceaus und hat die militärische Organisation (praktische Verwendung der in Amerika einberufenen Truppen), die wirtschaftliche Organisation (Befürnisse des Expeditionskorps in Frankreich und Versorgung Frankreichs durch Amerika), die interalliierten Abkommen über die Zufuhr an die Neutralen, die geistigen Beziehungen zwischen den beiden Republiken (Propaganda) zu überwachen. Das neugeschaffene Amt vereinigt somit einen Teil der Kompetenzen des Kriegsministers, des Versorgungs- und Blockadeministeriums, des Ministeriums des Auswärtigen. Keine frühere Kooperation, weder die französisch-belgische, noch die französisch-russische, noch die französisch-englische, noch die französisch-italienische machten einen solchen Apparat notwendig. Auf dem Gebiet der Propaganda erwähnen wir den „Kriegsfilm“, der dieser Tage vor einem geladenen Publikum vorgeführt wurde und dazu bestimmt ist, das auf französischem Boden geschaffene Werk der Amerikaner in der Alten und Neuen Welt bekanntzumachen.

Die deutsche Armee und ihre Führer sind von den Prinzipien der modernen Industrie durchdrungen, während man sich bei uns vielfach noch an veraltete Methoden hält,“ schreibt ein französischer Offizier, „in der Gesamtorganisation an der Front wie im Innern, in der strategischen Leitung, in der faktischen Ausnützung der Mittel, in der Bewaffnung, in der systematischen Vorbereitung des Terrains muß der industrielle Geist herrschen, der nicht eine Sache der Improvisation, sondern

zielbewusster Meinarbeit ist. Solange wir unserem Gegner seine industrielle Überlegenheit nicht entwinden, werden wir ihn nicht besiegen. Hier setzt für uns die Bedeutung der amerikanischen Hilfe ein. Mehr noch als ihre Truppenmassen begrüßen wir ihr industrielles Genie, das wir täglich an neuen Beispielen bewundern können. Wir sind die Lehrmeister der Amerikaner in der militärischen Technik — mögen sie uns die wirtschaftlich-industriellen Generalstäbe liefern.“

Französische Ingenieure, die das Werden der amerikanischen Basis in Bordeaux und anderen Hafenstädten verfolgt haben, hörten wir von dem fabelhaften Realisierungsvermögen der Amerikaner erzählen. Der Dordogne entlang reißt sich Baradenstadt an Baradenstadt, schräg zur Eisenbahnlinie verlaufend wie die Gräten eines Fisches: gewaltigste Verladeflächen und Stapelplätze, wie sie keine andere französische Hafenstadt in dieser Ausdehnung besitzt, sind im Zeitraum eines Jahres angelegt worden; soweit der Blick trägt, löst ein Riesenkanal den anderen ab; wo nutzloser Sumpfboden sich dehnte, zeichnet sich heute das Schema eines französischen Methuens ab, der nach dem Kriege mit den englischen und deutschen Stapelplätzen wetteifern können. Ein zahlreiches Arbeitspersonal, das teils von den Amerikanern eingeführt ist, teils im Lande rekrutiert wird, entfaltet eine aufs sachgemäßeste geregelte Tätigkeit. Der amerikanische Ingenieur irt sich zuweilen, beginnt ein Unternehmen am unrechten Ende, aber bei der Lebendigkeit, die ihm im Blute steckt, hat das nichts auf sich. Seine Abneigung gegen langes Besinnen und zeitraubende Vorstudien, die ein Kennzeichen der amerikanischen Methode ist, wird durch die Großzügigkeit und durch den praktischen Blick wettgemacht.

Niemand versteht es wie die amerikanische Intendantur, einem Bahnhof Luft zu schaffen, „débouteiller“, wie die Franzosen sagen. Mit ihren transportierbaren Kranen, ihren Camions, ihren methodisch geschulten Arbeitern beseitigt sie spielend die größten Hindernisse. Gilt es einen Baradenbau, eine praktische Anlage, so werden zunächst alle Maschinen und Materialien an Ort und Stelle vereinigt, bevor man an die Ausführung geht, die, einmal begonnen, keinen Ausschub erleidet. Die Kriegsrüstung Amerikas, von der man im ersten halben Jahre in Frankreich auffallend wenig verspürte, ging

A. Z. AM ABEND (Fünfuhrblatt)

Nr.: 1144.

TAG: 13. 7. 1918/17

## Die wahren Sicherungen und Bürgschaften.

Nichts ist bisher so schwer gewesen, wie aus der deutschen Regierung eine offene und unmißverständliche Erklärung über die Zukunft Belgiens herauszubekommen. Und doch ist der Mangel einer solchen Erklärung vielleicht das schwerste Hindernis auf dem Weg zum Frieden, weil sie dem Bierverband immer wieder die Möglichkeit gibt, Deutschlands Absichten nach dem Bedürfnis seiner Kriegspolitik zu deuten und andererseits selbst einer Formulierung seiner territorialen Kriegsziele aus dem Weg zu gehen. Gestern endlich hat sich der Reichskanzler entschlossen, vor dem Hauptauschuß klar und unumwunden das auszu-drücken, was bisher immer nur in verschwommener Form zum Ausdruck kam, nämlich, daß Deutschland Belgien lediglich als Faustpfand betrachten und sofort herausgeben wolle, wenn der Verlauf der künftigen Friedensverhandlungen die Unversehrtheit des Deutschen Reiches verbürgt. Er sagte unter anderem:

„Wir beabsichtigen nicht, Belgien in irgend einer Form zu behalten. Wir wünschen, genau so wie ich schon am 24. Februar gesagt habe, daß nach dem Kriege das wiedererstandene Belgien als selbständiges Staatswesen, keinem als Vasall unterworfen, mit uns in guten freundschaftlichen Verhältnissen lebe. Das ist der Standpunkt, den ich zu dem belgischen Problem von Anfang an eingenommen habe und auch heute noch einnehme. Diese Seite meiner Politik steht durchaus im Zusammenhang mit den allgemeinen Richtlinien, die ich Ihnen gestern dargelegt habe. Wir führen den Krieg als Verteidigungskrieg. Weil wir ihn als Verteidigungskrieg führen, weil uns von Anfang an jede imperialistische, jede auf die Welt Herrschaft gerichtete Tendenz ferngelegen hat, darum werden auch unsere Friedensziele dem entsprechen. Was wir wollen, das ist die Unversehrtheit unseres Territoriums, das ist freie Last für die Entwicklung unseres Volkes, insbesondere auf dem wirtschaftlichen Gebiet, das ist natürlich auch die notwendige Sicherung für künftige schwierige Verhältnisse. Das trifft vollkommen auch für den Standpunkt zu, den ich Belgien gegenüber einnehme. Wie sich dieser Standpunkt aber im einzelnen festlegen läßt, das hängt von den künftigen Verhandlungen ab.“

Diese Erklärung dürfte die Masse des deutschen Volkes, soweit sie den Verständigungsfrieden, will befriedigen, der Bierverband wird aber noch immer einen Pferdefuß dahinter erblicken. Tatsächlich bleibt auch noch ein Vorbehalt in Hertlings Erklärung, der den Annexionisten ein Hintertürchen öffnet. Das ist die Wendung, womit von der „notwendigen Sicherung für künftige schwierige Verhältnisse“ gesprochen und die ausdrücklich auch auf Belgien bezogen wird. Man kann unter einer solchen Sicherung alles mögliche verstehen und je nach den Möglichkeiten, die aus den Waffenentscheidungen erwachsen, diesen Begriff nach Belieben erweitern oder verengen. Was der Bierverband will oder wenigstens zu wollen öffentlich vorgibt, das ist nicht bloß die Wiederherstellung Belgiens, sondern seine Einsetzung in das frühere Verhältnis. Wenn die deutsche Regierung da unter „Sicherung“ bloß eine Neubegründung der früheren Neutralität mit festen und dauernden Bürgschaften versteht,

so möge sie doch einmal sagen, wie sie sich diese Bürgschaften vorstellt, die Belgien hindern sollen, seine Neutralität einseitig zu orientieren, ohne seine politische Bewegungsfreiheit einzudämmen. Wir glauben, daß dieser „Sicherungs“gedanke, gegen den es spricht, daß sich gerade die offenkundigen Eroberungspolitiker und Machtromantiker so sehr an ihn klammern, am besten fallen gelassen würde zugunsten des Gedankens eines weltumspannenden Völkerbundes, der allein für absehbare Zukunft die notwendigen Sicherungen und Bürgschaften zu bieten vermag.

## „Vaterland.“

Es war ein rechtes Symbol der kapitalistischen Welt das Riesenschiff, dessen Trümmer jetzt auf dem Grunde des Ozeans liegen. Wenn einer künftigen Welt aus unserem Zeitalter keine andere Kunde bliebe als die Geschichte dieses Schiffes, so könnte sie an ihr alle Merkmale des Kapitalismus, alle seine Größe und alle seine Barbarei erkennen.

Ein Ungeheuer war es: mehr als ein Viertel eines Kilometers lang, 30 Meter breit, 20 Meter tief. 50.000 Tonnen betrug seine Wasserverdrängung; mehr als doppelt so viel als die des größten Schlachtschiffes. Für 5000 Passagiere war es bestimmt; 1200 Matrosen, Beamte, Diener, Köche, Kellner bildeten die Besatzung. Die Dampfturbinen jagten den Kolos mit Riesengeschwindigkeit durch die Flut: 22 1/2 Seemeilen in der Stunde. Und wie war es eingerichtet! Es sollte ja die Reichsten der Reichen über den Ozean führen: die Börsenkönige von Wallstreet und von Berlin, die Stahlmagnaten Pennsylvaniens und des Rheinlandes, die Milliardäre von Chicago und die Magnaten von Oberschlesien — die Herren und Damen, die auch in den paar Tagen der Ueberfahrt zwischen Alter und Neuer Welt süppigsten Luxus nicht entbehren können. Darauf war es eingerichtet. Da gab es einen Speisesaal, mit herrlichen Gemälden geschmückt, in dem siebenhundert Menschen gleichzeitig tafeln konnten, daneben einen Ballsaal, in dem sich an jedem Abend bei munteren Weisen Damen und Herren am Tanze ergöhten, Rauchsalons, Spielzimmer, einen Bibliotheksaal mit 150 Klubfauteuils und Schränken, die 2000 Bücher füllten, einen Wintergarten mit herrlichen Palmen, einen Turmsaal, ja sogar ein prächtiges großes Schwimmbad. Die „Appartements“ der reichsten Passagiere bestanden aus einem Vorzimmer, einem Schlaf-, einem Arbeitszimmer und einem Boudoir, alles prächtig ausgestattet, alles mit Blumen geschmückt — weniger als vier Räume können den Vanderbilt und Morgan, den Thyssen und Ballin auch auf der Ueberfahrt über den Ozean nicht genügen. Für die Kleineren der Bourgeoisie gab es bescheidenere Räume; immerhin bekam auch von ihnen jeder zwei Zimmerchen mit Bad, Warmwasser, elektrischer Heizung... Da habt ihr sie in ihrer Größe, in der nie geahnten Vollkommenheit ihrer Technik, die eine ganze Stadt, ein ganzes Gebäude von Riesenpalästen mit Windeseile durch den Ozean trägt! Aber da habt ihr sie auch in ihrer ungeheuren Vergeudung menschlicher Arbeitskraft: Millionen müssen fronen vom frühen Morgen bis zum späten Abend, Millionen müssen mit Weib und Kind in elenden, finsternen Kammern dicht zusammengepfercht hausen ihr Leben lang, damit erfolgreiche Börsenspekulanten und bedenkenlose Trustmagnaten selbst in den paar Tagen der Ozeanfahrt nichts von einem Luxus entbehren müssen, wie ihn kein Augustus und kein Trajan, kein Medici und kein Ludwig XIV. geahnt!

Aber nicht nur der Bau dieses Schiffes, auch seine Geschichte ist ein Symbol dieser kapitalistischen Welt. Jahrelang haben Tausende fleißiger Werkleute nach den Plänen erfindungsreicher Konstrukteure das Wunderschiff gebaut. Als es endlich, die stolze Errungenschaft des deutschen Schiffbaues, fertig war, ward der Stapellauf zum nationalen Fest. „Europa“ sollte es ursprünglich heißen; aber dem

neudeutschen Imperialismus klang dieser Namen allzu weltbürgerlich. Prinz Ruprecht von Bayern taufte es „Vaterland“. Kurz vor dem Kriege fuhr es zum erstenmal über das große Wasser. Aber der Ausbruch des Krieges sperrte ihm den Weg in die Heimat. Es blieb im Hafen von New-York liegen. Als Amerika in den Krieg eintrat, wurde es beschlagnahmt. Die deutschen Matrosen zerstörten die gewaltigen Turbinen, damit der Feind das Riesenschiff nicht gebrauchen könne; mit ein paar Hammerschlägen wurde das Werk so vielen Fleißes, so vielen Scharfsinns der Ingenieure und so vieler Mühe der Arbeiter vernichtet. Aber die Amerikaner stellten die Maschinen wieder her und das deutsche Schiff sollte jetzt dem Kriege gegen Deutschland dienen. Das „Vaterland“ hieß jetzt „Deviatan“; in allen Ländern ist ja das Vaterland zum Deviatan geworden, zu dem Ungeheuer, das alles verschlingt, alles verzehrt. Das Schiff, das dem friedlichen Verkehr zwischen zwei Erdteilen dienen sollte, ward jetzt bestimmt, amerikanische Truppen nach Frankreich zu bringen: pennsylvanische Arbeiter, kalifornische

Farmer, louisianische Pflüger, die über den Ozean fahren, um in der Biscaya oder in der Champagne zu kämpfen und zu sterben. So fuhr es über die See. Da plötzlich: ein U-Boot, ein Torpedo, ein furchtbarer Schlag — und das Wunderwerk, in dem alles Können unserer Zeit verkörpert war, liegt in Trümmern auf dem Meeresgrund. Das deutsche Vaterland hat seine „Vaterland“ getötet, der Deviatan Krieg den „Deviatan“ verschlungen. So sprengt die kapitalistische Gesellschaft ihre eigensten Herrlichkeiten in die Luft: allen Reichtum, den sie gebiert, alle Wunderwerke ihrer Technik, allen Fleiß der Millionen, die ihr fronen, verschlingt der Krieg, der ihr letztes Wort ist. Im Wettbewerb deutscher mit britischen Schiffahrtsgesellschaften ward das „Vaterland“ gebaut: das Wunderwerk sollte die englische Konkurrenz schlagen. Aber die letzte Waffe kapitalistischen Wettbewerbs ist der Krieg und der Krieg senkt alle Errungenschaften dieses Wettbewerbs in die Tiefen des Meeres.

So ward das stolze Schiff zum Symbol der Welt, in der wir leben. Und wie es selbst zum Opfer dieses Krieges ward, so weicht auch die Gesellschaft, deren ganzes Wesen es verkörperte, dieser Krieg dem Tode. Ueber das "Vaterland" hinweg wollen wir zur "Europa": zu einem Europa, das nicht mehr den Fleiß der vielen vergeudet, sinnlos müßigen Freuden der wenigen zu dienen; zu einem Europa, in dem keines Volkes Vaterland mehr zum Leviathan wird, der der Bürger Gut und Blut verzehrt; zu einem Europa, in dem nicht mehr Vaterland gegen Vaterland kämpft und ~~all das was~~ des Menschen Geist erfindungsreich erfunden und des Menschen Hand mühsam geschaffen, nicht mehr zerstört wird durch den Bündschlag des Krieges.

A. Z. AM ABEND (Fünfuhrblatt)

Nr.: 1155

TAG: 26.7.1918/1

## Das fünfte Kriegsjahr.

Vier Jahre sind heute verfloßen, seitdem das Auswärtige Amt der österreichisch-ungarischen Monarchie mit dem Abbruch der Beziehungen mit Serbien den Weltkrieg entzündete, den es sich damals als eine kurze „Strafexpedition“ dachte und der dann geworden ist, was er eben ist. In der Tatsache, daß die ganze zivilisierte Welt nun schon seit vier Jahren unter Ausschöpfung ihrer ganzen Kriegsgewalt und unter Auspressung ihres ganzen Menschenmaterials in Waffen tobt, betundet sich die ganze ungeheuerlich groteske Voraussichtslosigkeit des Menschen. „Wer hätte das gedacht?“ hört man immer. „Und wie konnte man das ahnen? Waren nicht alle Berechnungen darauf eingestellt, daß ein Krieg, den wirkliche Millionenheere, deren es bisher in der Geschichte noch niemals gegeben hat, miteinander führen, kaum länger als drei Monate währen kann?“ Es ist zweifellos wahr, daß alle Berechnungen der leitenden Männer von dieser Annahme ausgingen und daß allen die bisherige geschichtliche Erfahrung recht zu geben schien. Wohl hat es in früheren Epochen Kriege gegeben, die sich über Jahre hinzogen, aber wie mochte man diese mit dem zu erwartenden Ringen der Millionenheere in Vergleich stellen! Es handelte sich da immer um Vorgänge, die meistens kaum die Oberfläche des Völkerebens streiften, um eine schleppende Kriegsführung, die es höchstens einmal im Jahre zu einer wirklichen Schlacht brachte, und dabei waren auf beiden Seiten Armeen von 20.000 bis höchstens 50.000 im Spiel. Sowie aber, was im 19. Jahrhundert öfter der Fall war, Armeen von mehreren hunderttausend Mann gegeneinander auftraten, hatte das Kriegsführen einen zwar heißen, aber kurzen Atem und führte rasch zur Krise und Entscheidung. Der Deutsch-Französische Krieg, bei dem immerhin schon respectable Massenaufgebote allgemeiner Wehrpflicht miteinander rangen, war in sechs Monaten zu Ende. Der Krieg im Jahre 1866 währte nicht länger als vier Wochen. Der Krieg im Jahre 1859 kam in zwei Monaten zur Entscheidung. Der Krimkrieg, der von Haus aus ein schlaftrübes Tempo einschlug und niemals den Charakter eines erbitterten Kampfes um Sein oder Nichtsein annehmen konnte, währte wohl etwas über zwei Jahre, aber keine der beiden kämpfenden Parteien hat während dieses Zeitraumes mehr als 400.000 Mann aufgebote. Auch der Russisch-Japanische Krieg, der sich auf sehr entlegenen, der modernen Verkehrstechnik fast entrücktem Schauplatz abspielte, mußte sich deshalb auch etwas länger hinziehen und währte 18 Monate, während welcher Zeit von keiner Seite mehr als 60.000 Mann aufgebote werden mußten. Wie konnte man angesichts solcher Erfahrungstatsachen annehmen, daß ein Krieg, der allmählich an die 40 Millionen Männer ins Treffen bringen konnte, sich über eine längere Zeitfrist hinziehen werde als höchstens über drei Monate. Würden schon die Völker so ungeheuren Blutverlust ertragen, so müßten doch die Finanzen kläglich zusammenbrechen. Was ist aber geschehen? Vier Jahre tobt der Krieg. Die Völker ertragen die ungeheuren Blutverluste nicht, aber sie erleiden sie. Die Finanzen sind in der ganzen Welt zusammengebrochen, aber man kämpft auf ihren Trümmern und jeder tröstet sich über seinen Ruin mit dem der anderen. Und noch immer ist kein Ausweg zu erblicken, noch immer leuchtet kein Lichtlein, das Frieden kündet in das trostlose Dunkel des Weltelends, noch immer steht der Schwall der blutigen Einflut so hoch, wie zu Beginn des Mordens, und vergebens späht Noahs Taube aus, ob sich der Gipfel des Ararat schon über der Oberfläche des Blutozeans zeige. Wir treten heute ins fünfte Jahr des Krieges. Wird es uns endlich den Frieden und die Erlösung bringen?

## Vor vier Jahren!

25. Juli! Das war vor vier Jahren der Tag, an dem die Beziehungen zu Serbien abgebrochen wurden und der Weltkrieg eingeleitet wurde. Am 23. Juli hatte der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad jene Note zu überreichen, die eine feierliche Erklärung der serbischen Regierung verlangte und überdies zehn Punkte aufstellte, zu deren Erfüllung sich Serbien ohne Widerrede zu verpflichten hatte. „Die k. u. k. Regierung erwartet die Antwort der königlichen Regierung bis Samstag den 25. d. um 6 Uhr abends“; so schloß diese Note, von der die Arbeiterzeitung schrieb, daß „sie in der Geschichte unserer Zeit kein Beispiel findet“. Und während der entfesselte Heerbann der Kriegshetze jauchzte und über die entschlossene und kraftvolle Note des Grafen Berchtold in Tönen des höchsten, patriotischsten Entzückens jubilierte, schrieb die Arbeiterzeitung, das Schreckliche vorausahnend: „Der Tag, da Oesterreich-Ungarn dieses Ultimatum stellt, wird ein Tag sein, der der österreichischen Menschheit in ewig-schmerzlicher Erinnerung bleiben wird“. Wir haben zu wenig befürchtet: der Tag ist nicht bloß für die österreichische Menschheit, er ist der gesamten Menschheit der schwerste Tag geworden, den ihr ein grausames Geschick bereiten konnte. Am 23. Juli wurde die Note überreicht und am 25. Juli erklärte der Baron Giesl dem bei ihm erschienenen serbischen Ministerpräsidenten, daß die serbische Antwort „ungenügend“ sei. Er notifizierte ihm den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und verließ eine halbe Stunde später Belgrad. Der Krieg war da, und die Kriegserklärung am 28. Juli war nur die äußerliche Bekräftigung des Zustandes, der schon mit der Uebersendung der Note eingetreten war. Der Weltkrieg war im Rollen und die Kräfte der Vernunft, der Sittlichkeit und Menschlichkeit waren unvermögend, ihn aufzuhalten.

Graf Czernin machte dieser Tage, in seiner Rede im Herrenhause, die Bemerkung, der Krieg sei in „letzter Instanz ein Duell zwischen England und Deutschland“. Diese Behauptung ist nicht einmal richtig, soweit es den Weltkrieg betrifft, wie er sich allmählich entwickelt hat und wie er sich jetzt darstellt; sie ist sogar da ganz falsch, weil Frankreich, weil Italien und weil insbesondere Amerika in dem Krieg auch etwas zu sagen haben. Aber wenn damit gar über die Entstehung des Krieges etwas ausgesagt werden soll, so würde eine Erklärung, die die Kriegursachen allein in dem angeblichen wirtschaftlichen Gegensatz zwischen England und Deutschland suchen will, der geschichtlichen Wahrheit schweren Abbruch tun. Der Weltkrieg hat sich an einem ganz spezifischen Konflikt entzündet, und dieser Konflikt war allein und ausschließlich der Streit zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien. Gewiß, daran, daß aus diesem von den europäischen Fragen doch ziemlich entlegenen Konflikte der Weltkrieg entstanden ist, haben die Gegensätze zwischen den großen kapitalistischen Staaten ihren zweifellosen Anteil:

aber dennoch kann gesagt werden, daß keiner dieser Gegensätze als genug groß, genug scharf empfunden worden ist, um zu einem Kriege zu führen. Erst der Krieg hat sie alle wachgeweckt, verschärft, zum Kriegswillen verdichtet, der wirkliche, der ausgebrochene Krieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien. Europa war eben ein Pulverfaß und ein Funke, in dieses geworfen, setzte es in Flammen. Deswegen ist es nur eine nachträgliche Zurechtmachung der Dinge, wie sie sich wirklich abgepielt haben, eine scheulose Geschichtsklitterung, den Weltkrieg auf jenen angeblichen deutsch-englischen Gegensatz, von dem so viele reden, ohne jemals imstande zu sein, seine konkretesten Bestandteile angeben zu können, zurückzuführen zu wollen und die Tatsache außer acht zu lassen, daß alle Gegensätze in Europa erst durch den Krieg Kriegursachen geworden sind. Deshalb war es so und bleibt es, so, daß der Weltkrieg eine schier unentrinnbare Folge des Konflikts zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien war, daß seine Ursache ungehämmt ist in diesen Konflikt, daß seine Geburtsstunde jene Note, jener Abbruch der Beziehungen, die Kriegserklärung an Serbien ist, daß er in dem Willen lebte, der auf die kriegerische Austragung des Konflikts mit Serbien bewußt hinauseuert hat.

Dem darüber konnte man sich einer Täuschung leider nicht hingeben: da Europa in Waffen starnte, da es in zwei Lager geteilt war, die einander mit dem stärksten Mißtrauen beobachteten, so mußte man damit rechnen, daß ein kriegerischer Konflikt an einem Punkte alle diese schlummernden Gegensätze, tief eingeboren in den Drang imperialistischer Staaten, akut machen werde, daß der kleine Krieg mit Serbien den Weltkrieg, der ganz Europa zum Kriegsschauplatz macht, unweigerlich nach sich ziehen wird. Da wir nun die Schwelle des vierten Kriegsjahres überschreiten, müssen wir daran denken, wie dieser Krieg, der uns geistig, moralisch und wirtschaftlich um ein Jahrhundert zurückwirft, dieser Krieg, der Schmerz undummer aussät wie kein Geschicknis der Geschichte der Menschen, entstanden ist.

Vier Kriegsjahre und keine Aussicht auf Frieden!  
Die Niesenglocke des Leides tönt über Europa und klagt und mahnt, mit dem Entsetzlichen doch nun ein Ende zu machen. Wird auch die Tatsache, daß vier Jahre um sind, da das Furchtbare begonnen, die Gewissen der Verantwortlichen nicht wachrufen? Aber wohl müßten die Völker sich erheben und allen, die dem Frieden noch widerstreben, donnernd zurufen: Machet Frieden!

## Die Schlacht im Westen.

Die französische Offensive scheint erlahmt zu sein. Seit zwei Tagen sprechen die Berichte nur noch von kleineren Unternehmungen. Was man jedoch über die Vorgänge bei dieser Offensive erfährt, legt den Schluß nahe, daß ein Durchbruch im größten Stile von sich geplant war. Es wäre sonach das Ergebnis hinter den Wünschen zurückgeblieben. Bemerkenswert ist noch, daß auch die Engländer am 25. Juli westlich von Albert bis zur Somme mit stärkeren Kräften angriffen, offenbar um der französischen Unternehmung Hilfe zu leisten. Die Möglichkeit einer solchen Erweiterung des Kampfes war es auch, was in den Erwägungen deutscher Militärführer über eine etwaige Rückverlegung der deutschen Front eine Rolle spielte. Wie es mit dieser Rückverlegung nun gemeint sei, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist sie bisher noch nicht vollzogen worden und englische Kräfte wie General Maurice setzen voraus, die Deutschen würden sich in den jetzigen Stellungen entweder so lange halten, bis sie die neue Hindenburg-Linie angelegt haben oder bis ihnen ein neuer Erfolg ermöglichen werde, einen Rückzug zu unternehmen, ohne einen unangenehmen moralischen Eindruck hervorzurufen. Die deutsche Heeresleitung hat wiederholt bewiesen, daß sie die moralische Mitwirkung ihrer Soldaten nicht zu fürchten braucht, was nach einer so langen Reihe von Enttäuschungen auch selbstverständlich ist. Dagegen ist die Erwägung, daß sich eine weiter zurückliegende Annahmestellung in Vorbereitung befindet, möglicherweise der Wirklichkeit nahe. Der Hauptgedanke bei einer solchen Rückverlegung wäre, wie schon einmal hervorzuheben, die Front zu verlegen und günstigere Verbindungen im Westen zu gewinnen. Jede Offensive im Weltkrieg hat unter der Verschlechterung der rückwärtigen Verbindungen gelitten und dadurch ein Scheitern erlitten, die nur ausgemittelt werden konnte durch die moralische Zerrüttung beim Gegner. Da nun diese im Westen fehlt und bei der stets wachsenden Macht und Kraft des Gegners notwendigerweise fehlen muß, so ist es klar, daß gerade im Westen die technischen Voraussetzungen des Kampfes eine noch weit größere Rolle spielen, als sie im Osten gespielt haben.

## Wer hat mit den giftigen Gasen angefangen?

K. B. Berlin, 27. Juli. Das Wolffsche Büro meldet: Ein vom Reuterschen Büro und vom Juntspruch Carnaroon verbreiteter Artikel versucht wieder einmal, die Deutschen als die Schuldigen bei der Verwendung von giftigen Gasen in diesem Krieg darzustellen. Die englische Regierung hätte nie daran gedacht, ein derartiges Mittel anzuwenden, und erst durch den Gebrauch von Gasen in der zweiten Ypernschlacht am 24. April 1915 durch die Deutschen sei der Vierverband gezwungen worden, gleiches mit gleichem zu vergelten. Jetzt freilich seien die von ihr verwendeten Gase viel fürchterlicher und die Deutschen bebauerten sehr, ein derartiges Kampfmittel eingeführt zu haben.

Gewiß ist die Wirkung der deutschen Gase humaner als die der englischen und französischen. Das hat Winston Churchill im Unterhause selbst zugegeben, wo er, nach den „Times“ vom 26. April 1915 erklärte, die Wirkung der deutschen Gase verursache zwar größere Verluste, mache aber nur einige Wochen dienstuntauglich. Die Deutschen erreichen also ihren

Zweck ohne jede unnütze Grausamkeit des Feindes, die der Reutersche Bericht mit einer gewissen Bemützung betont.

So sehr fern hat den Engländern, die ja als die Erfinder der Dummungsgeschosse in ihren Kriegen das Völkerverrecht stets mißachtet haben, die Verwendung giftiger Gase übrigens nicht gelegen. Der vom Admiral Mc. Donald vertretene Gedanke ist trotz der angeblichen „Warnungen“ dieses Admirals, von dem das Reutersche Büro spricht, von den Engländern im Arimkriege zum ersten Male durchgeführt worden, und der erste, der bei Beginn des Weltkrieges seinem Lande ein tödlich wirkendes Gas zur Verfügung stellte, war der englische Gelehrte Sabage Sandor.

Aber nicht die Engländer, sondern die Franzosen sind die eigentlichen Schuldigen an der Verwendung von giftigen Gasen in diesem Krieg. Sie haben daher auch stets selbstlos die Verteidigung in dieser Frage der englischen Propaganda überlassen und tun recht daran, zu schweigen. Ist doch der französische Erfinder Turpin schon vor dem Krieg immer wieder für die Verwendung von Giftgasen eingetreten, und das französische Kriegsministerium hat schon im Frieden das von ihm erfundene Gas erprobt!

Es war daher ganz natürlich, daß dem französischen Volk der bereits völlig vertraute Gedanke in der Not der ersten Kriegswochen zum alleinigen Rettungsmittel wurde und die Pariser über die falsche Nachricht jubelten, durch das Turpinsche Giftgas seien hunderttausend Deutsche im Wald von Compiègne erstickt. Wenn der Bericht des Reuterschen Büros also behauptet, die Deutschen seien über die Wirkung ihrer Gasmittel in der zweiten Ypernschlacht so erfreut gewesen, möge er sich einmal nach Schilderungen neutraler Augenzeugen über den Begeisterungssturm unterrichten, in den Paris durch die angeblichen Erfolge der Turpinschen Erfindung versetzt worden war.

Die französische Regierung hat aber auch als erste die tatsächliche Verwendung von Giftgasen in Angriff genommen. Der Bericht des Reuterschen Büros hütet sich wohlweislich, auf das wichtigste Beweisstück dieser ganzen Streitfrage einzugehen, das die Deutschen immer wieder den haltlosen Beschuldigungen des Feindes entgegensetzen müssen. Es ist dies eine vom Feind nie bestrittene, in deutschem Besitz befindliche Gebrauchsanweisung, die das französische Kriegsministerium am 25. Februar 1915 den Truppen zugehen ließ. In dieser Gebrauchsanweisung werden ausführliche Angaben über die Verwendung von Giftgasen gemacht und dazu das hierzu notwendige Geräte genau beschrieben.

Die Herstellung dieses am 21. Februar 1915 bereits im französischen Heere eingeführten Gerätes erforderte mehrere Monate, so daß die französische Regierung sich unzweifelhaft in den letzten Monaten des Jahres 1914 mit der praktischen Verwendung giftiger Gase beschäftigt hat. Ueber dieses unwiderlegliche Beweisstück gleitet das Reutersche Büro distret hinweg, um den Anschein zu erwecken, als ob die Engländer und Franzosen erst nach dem 24. April 1915 giftige Gase als Kampfmittel gebraucht hätten. Aus diesem Grund auch sind die Franzosen bei ihrer sonst so reuelustigen Polemik in dieser Frage so schweigsam, während die englische Propaganda immer wieder davon spricht.

DAS INTERESSANTE BLATT (Wien)

Nr.: 31

TAG: 1.8.1918, 3



Deutsche Munitionskolonne, Mannschaften und  
Pferde mit Gasmasken ausgerüstet, passiert ein  
vergasetes Waldstück an der Marne.

Bild- und Filmbaum.

A. Z. AM ABEND (Fünfuhrblatt)

Nr.: 1160.

TAG: 1. 8. 1918/1

# Verständigungsrede mit Grobheiten.

## Der bairische Ministerpräsident über die Kriegsziele.

K. B. München, 31. Juli. In der Abgeordnetenkammer ergriff heute nachmittags gelegentlich der Beratung eines Antrages des Abgeordneten **Frankenstein** betreffend die Fürsorge für die in ihrer wirtschaftlichen Existenz gefährdeten Kriegsteilnehmer Ministerpräsident **v. Dandl** das Wort und gab eine längere, wiederholt von lebhafter Zustimmung unterbrochene Betrachtung der politischen Lage, wobei er nach einem Ueberblick über die bisherigen Kriegsereignisse unter anderem agte: Einzig dastehend bleibt in der Kriegsgeschichte, was gerade im letzten Sommer an Ausdauer und Heldenmut von den deutschen Regimentern im Abwehrkampf gegen die vielfache Ueberlegenheit der Engländer und Franzosen geleistet wurde, bis es endlich möglich geworden ist, durch die Heranziehung der im Osten und Süden freigelassenen Armeekorps einen Kräfteausgleich herbeizuführen. Hat auch der letzte Vorstoß nicht alle Hoffnungen erfüllt, so hat der Verlauf doch gezeigt, daß unsere Heere auch eine unter Aufgebot aller Kräfte entfaltete Gegenwirkung auszugleichen vermögen. Voll Vertrauen können wir darauf hoffen, daß die Kraft und Stärke der deutschen Waffen die Feinde zu der Erkenntnis zu führen vermag, daß keine Macht der Welt uns niederzwingen kann und daß endlich auch die Feinde zu der durch die Siege der deutschen Truppen ausgezwungenen Einsicht kommen, daß sie ihren Vernichtungswillen aufgeben und sich deshalb mit uns auf jenem Boden der Verständigung finden müssen, den betreten zu wollen wir schon lange und wiederholt uns bereit erklärt haben. Ein unbeugsamer Wille zum Durchhalten befehlt das ganze deutsche Volk an der Front und in der Heimat und der Himmel hat seine Arbeit gesegnet. Er bringt eine reiche Ernte zur Reife.

Unsere Friedensangebote wurden von den Gegnern mit Hohn und Spott zurückgewiesen und als Zeichen der Schwäche ausgelegt. Frankreich will uns deutschen Boden entreißen und das Hauptziel des Engländers ist und bleibt die endgültige Erledigung des von ihm als äußerst gefährlich und un bequem empfundenen politischen und Handelskonkurrenten. Das Kriegsziel Englands ist, planmäßig ganz Europa zu umklammern. All die Stützpunkte, die England im Laufe des Krieges besetzt hat, sind keineswegs Nebenkriegsschauplätze im politischen Sinne, sondern Hauptkriegsziele des raublustigen England. Ich bin gewiß kein Annexionist, ich bin der letzte, der einem Gewaltfrieden in irgendwelcher Form das Wort reden würde, aber zu verlangen, daß wir von vorn herein und vorbehaltlos alles preisgeben sollen, ohne irgendwelchen Schutz gegen die weltpolitischen und Europa knechtenden englischen Eroberungsgelüste, das, meine Herren, wäre politischer Selbstmord. Es kann nicht deutlich genug auf diese englischen Kriegsziele hingewiesen und es kann nicht oft und laut genug betont werden, daß England nicht um Elfaß-Bohringens willen, sondern für eigene Interessen

um die politische und wirtschaftliche Knechtung Europas kämpft. Dessen sollte sich auch Frankreich mit einem Seitenblick auf Calais endlich einmal bewußt werden. Das mögen sich aber auch alle jene vor Augen halten, die in Verzagtheit oder Mißmut die Bedeutung dieses gewaltigen Weltkriegers verkennen, die über den Eindrücken des Augenblicks und über den vorübergehenden Schwankungen, wie sie der Krieg nun einmal mit sich bringt, vergessen, daß der Ausgang des Krieges maßgebend ist für die ganze Zukunft des deutschen Volkes und für seine gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse.

Der Ministerpräsident kommt sodann auf den von **Wilson** wiederholt so nachdrücklich vertretenen Gedanken des **Bölkerbundes** zu sprechen, den England sich als einen Bund der Niederhaltung Deutschlands auslege, darauf berechnet, dem deutschen Volk seine politische und wirtschaftliche Selbständigkeit zu rauben. Wenn **Wilson** mit seinem Bölkerbund das Ziel verfolgt, daß durch ihn unter den Mächten die Weltgleichgewichtslage Ordnung des Friedenswerkes. Mag **Wilson** seine Bundesgenossen zu dieser Auffassung belehren, dann wird ihm die Verständigung mit uns nicht schwer fallen. Solange aber unsere Feinde im Westen uns deutschen Boden entreißen, unsere wirtschaftliche Selbständigkeit vernichten, unsere Freiheit zerstören und das Deutsche Reich vernichten wollen, so lange können wir nicht vom Kampfplatz zurücktreten und nicht nachlassen in einem Kampf, der dem Ziel gilt, dem Feind die Erkenntnis beizubringen, daß er sich zu einer Verständigung mit uns herbeilassen muß.

Wir treten in das fünfte Kriegsjahr ein voll Vertrauen auf unsere gerechte Sache, voll Vertrauen zu unserem Volk und zu unserem tapferen Heer und seinen herrlichen Führern, die uns einen glücklichen, segensbringenden Frieden erkämpfen werden. (Anm. der Schriftlitz.: So ist einmal der Stil dieser sogenannten Verständigungsreden. Man würzt sie mit Beschimpfungen und Herabwürdigungen des Gegners, als ob derartige gehässige Ausfälle ihn dazubringen könnten, in sich zu gehen. Wobei nicht verschwiegen werden soll, daß es die englischen und französischen Politiker, wenn sie gelegentlich zur Veruhigung des Publikums ein bißchen an die Friedensglocke tippen, genau so machen.)

## Die enttäuschten Feinde.

Zum Jahrestage des Kriegsbeginnes wollte der französische Feldherr Foch durchaus einen entscheidenden Erfolg erzielen. Die Pariser haben den General Rivelle, der im wochenlangen Norden immer wieder neue Heerhaufen gegen die deutschen Linien anstürmen ließ, einen Blutsäufer genannt. Welchen Beinamen werden nun die enttäuschten Franzosen dem einst so vergötterten Foch geben? Noch sind die Vorschußlorbeeren nicht wech, die diesem neuesten Retter Frankreichs von allen Seiten gestreut wurden, und schon hören wir aus Schweizer Blättern, wie bezweifelt in Wahrheit die Stimmung in Paris ist über das gänzliche Mißlingen des großen Durchbruchplanes. Denn der Gedanke des Generals Foch, das deutsche Heer durch einen gewaltigen Stoß in die Flanke in zwei Teile zu zerschneiden, an der Marne den entscheidenden Sieg des Krieges zu gewinnen, ist zusammengebrochen nach Blutverlusten, die alles übersteigen, was bisher in diesem Männermorden gräßliches gesehen ist.

Foch ist gescheitert auf der ganzen Linie, und Hindenburg hält ihm warnend die Rechnung vor: Nahezu 4 Millionen Mann der feindlichen Truppen befinden sich als Gefangene in den Händen des Treubundes. Im Deutschen Reich allein werden zwei und eine halbe Million feindlicher Soldaten ernährt; in dem Lande ernährt, von dem Lloyd George prophetisch, wie immer, behauptete, daß es spätestens zu Weihnachten 1917 das letzte Brot und das letzte Stück Fleisch verzehrt haben würde. Zwei und eine halbe Million feindlicher Soldaten ernährt dieses verhungerte, verlorene Deutsche Reich außer den 70 Millionen Bewohnern — ob sich Lloyd George nicht doch manchmal schämt, wenn er allein im Zimmer in den Festungen des Deutschen Reiches die Wahrheit liest? Wie mag Churchill zumute sein, wenn er schwarz auf weiß beißt, daß 23.000 Geschütze des Kaliberbundes in den Händen des Treubundes sind. Selbst Lord Northcliffe wird aus den 38.000 Maschinengewehren, die im Laufe des Krieges den Kämpfern für Freiheit und Menschlichkeit verloren gegangen sind, keinen Bombenerfolg für die heilige Sache des angelsächsischen Großkapitals zusammenhängen können. Von den „Tanks“, den Sturmwagen, die mit so ungeheurer Keckheit an der Themse und am Hudson als der sichere „Hunnenstod“ gebriesen wurden, befinden sich nahezu vierhundert in deutscher Hand, ebenso wie eine Million feindlicher Gewehre nicht mehr auf den Treubund schießen können, weil sie besagter Bund für die Dauer dieses Krieges sorgsam in Verwahrung genommen hat, damit sie nicht mehr gegen uns losgehen. Am meisten aber wird es wohl den großen Verkehrsminister in London schmerzen, daß 3000 Lokomotiven und 800.000 Eisenbahnwagen, die an Rechnung des Kaliberbundes gesamt und auch bezahlt sind, nunmehr im Dienste des Treubundes rollen. Denn jede Schuld rächt sich auf Eiden...

Da ist es denn wirklich kein Wunder, daß sich endlich auch in London die Kritik regt. In der „English Review“ unterzieht Lord Harrison die britische Kriegspolitik eines Lloyd George einer geradezu vernichtenden Kritik. Daß sich ein Engländer findet, der am Schlusse des vierten Kriegesjahres solche scharfe Worte schreibt, ist noch nicht so erstaunlich als die Tatsache, daß sich eine so verbreitete Zeitschrift findet, die einem solchen Aufsätze die Spalten öffnet. Harrison beweist dem „Blindwütenden Borer“ Lloyd George, daß er der größte Kriegsverlängerer des Erdballs sei. Er habe Rumänien und Amerika in diesen Krieg getrieben, er peitsche die Feldschafften der Briten bis zur Steinhöhe auf, alles nur aus Selbsterhaltungstrieb, weil er genau wisse, daß nur die Verlängerung des Krieges auch zugleich eine Verlängerung seiner Macht bedeutet. Harrison spricht es klipp und klar aus, daß die Politik des Niederbozens Schamenschlägerei sei, denn die Deutschen sind einfach nicht niederzubozen. Harrison erklärt: Der ganze Krieg ist für England ein Wirrwarr von Haß und Groß, von Eifersüchteleien und wirtschaftlichen Vorteilsgeboten geworden — die Balkanfrage, Rumänien, Rußland, alles das sind wahre Siege der Deutschen ge-

worden, aber wir Engländer fahren fort mit dem Glücksspiel der Gewalt und begehen jetzt den größten Fehler, indem wir den japanischen Einmarsch in Rußland zulassen. Das ist die Krönung der britischen Dummheit.

Deutlicher kann man eigentlich kaum werden. Noch vor einem Jahre wäre es unmöglich gewesen in London, für solchen Gedanken einen Drucker zu finden. Nun will natürlich Harrison, ebenso wie Lord Lansdowne und alle anderen Verständigungspolitiker an der Themse, den vollständigen Sieg Englands. Das ist für jeden Briten selbstverständlich. Denn auf den entfangungssoollen Standpunkt unserer verträumten Weltbürger, großmütig jedem Vorteil zu entsagen, damit nur der verehrte Gegner befriedigt ist, auf diesen bornierten Standpunkt stellt sich kein von einer englischen Mutter geborner Brit, das überläßt er uns. So verbohrt sind bekanntlich nur die doktriniären, in gewissen Himmelstrichen des europäischen Festlandes gebornen Allereitswinstler. Aber daß die Erkenntnis reift, diese Deutschen sind nicht zu besiegen, wir Briten müssen einen anderen Ausweg aus dem Westwirrwarr finden, das beweist uns deutlich, wie Hindenburgs Schläge den Knoten lösen.

Heinrich v. Treitschke hat im deutschen Reichstage schon 1871 vor einem Weltkriege gewarnt, der aus der Eifersucht aller anderen Großmächte einst entstehen könnte. Am 29. November 1871 rief es Treitschke aus: „Nun schauen Sie weiter in jene gährende Welt des Ostens und Südostens! Es wäre nach meiner Meinung das gräßlichste Unglück, das unser Deutsches Reich treffen könnte, wenn jenes alte Oesterreich zusammenbräche! Ich glaube, wer an dem Falle Oesterreichs arbeitet, der handelt als ein Feind des Deutschen Reiches... Wollen wir uns denn selbst die Augen verbinden, daß dort ein Rassenkampf im Anzuge ist, der früher oder später uns mit hineinreißt wird in seinen Strudel? Es geht heute durch die Welt wie eine dunkle Ahnung, daß auch dem Deutschen Reich sein europäischer Krieg nicht erspart bleiben wird. In unseren Händen aber liegt es, die Waffen scharf zu halten, die Deutschlands neuen Ruhm verteidigen. So weit Menschengenügen reichen, ist Deutschlands starke Rüstung das einzige Mittel, uns zu behaupten.“

Treitschke hat wahrlich wie ein Prophet gesprochen, alles ist eingetroffen, was der große deutsche Forscher voraussah. Das Schicksal Oesterreichs hat das Deutsche Reich in diesen Kriegstrudel hineingezogen. Deshalb ist es unbegreiflich, wie sich gerade bei uns in Oesterreich jene undeutschen Stimmen täglich so hervorwagen dürfen, die ja jämmerlich und erbärmlich um Frieden winseln, ohne zu begreifen, daß doch im Deutschen Reich nur Oesterreichs Sache verteidigt wird, daß Oesterreichs Zukunft es ist, Oesterreichs Bestand, für den im fünften Kriegesjahre auf allen Schlachtfeldern so furchtbar gerungen wird!

Das sollen sich alle jene Leute klar machen, die es an täglichen Verdächtigungen nicht fehlen lassen, die „Eroberungsgier“ der Deutschen trage schuld an der Kriegsverlängerung. Am Oesterreichs willen entbrannte die Kriegesfurie, um unserer Zukunft willen muß ein entscheidender Sieg errungen werden. Das ist die Tatsache, die wir täglich gerade in Oesterreich laut verkünden müssen!

Friedrich der Große hat 1757 gesagt: Es wird das Jahr stark und scharf hergehen. Aber man muß die Ehren stiel halten und jeder, der Ehre und Liebe für das Vaterland hat, muß alles daran setzen.

Der alte Fritz hat alles daran gesetzt, und er hat gesiegt. Wenn wir ein Gleiches tun, siegen auch wir.

Teut.

## Du sollst nicht prophezeien!

H. v. Gerlach schreibt in der „Welt am Montag“:  
Es war um die Wende des Jahres 1916. Die Frage des zu verschärfenden U-Boot-Krieges und seiner politischen Wirkungen beschäftigte die politischen Kreise außerordentlich. Unermüdet waren die Alldeutschen am Werke. Am eifrigsten wohl Herr Bacmeister, nationalliberaler Landtagsabgeordneter, Herausgeber des „Größeren Deutschland“ und der „Bergisch-Märkischen Zeitung“, trotz Traub und Fuhrmann der fleißigste Agitator der Annexionisten. Allenfalls suchte er die Keinen, vertrauten Kreise, durch die die Alldeutschen in Ermangelung des ihnen nicht zur Verfügung stehenden „Volkes“ ihre Politik zu machen pflegen, im Sinne des von ihm erstrebten Zieles scharfzumachen. Er behandelte in seinen Referaten sechs Punkte:

1. Die Vereinigten Staaten blühen nur, sie werden uns nie den Krieg erklären;
2. wenn sie den Krieg wirklich erklären sollten, so würden sie keine Truppen nach Europa schicken, da ihre Rüstung nur gegen Japan bestimmt sei;
3. wenn sie wirklich Truppen herüberschicken würden, so würden unsere U-Boote sie versenken;
4. der Kanal zwischen Frankreich und England wird durch unsere U-Boote gesperrt, so daß keine Truppen mehr nach Frankreich hinüberkommen;
5. England wird ausgehungert;
6. durch unsere entschiedene Haltung gegenüber Amerika werden wir den anderen Neutralen so imponieren, daß sie auf unsere Seite treten.

Also ließ sich vernehmen Herr Bacmeister, den diejenigen seiner politischen Bekannten, die ihn nicht näher kennen, für eine Art politischer Leuchte halten.

Es hieß die Wirkung der Bacmeister'schen Prophezeiungen mindern, wenn man auch nur ein Wort der Kritik daran inläßt.

Herr Bacmeister selbst läßt sich nicht verblüffen. Es gibt Leute, die, wenn sie einmal mit einer Prophezeiung gründlich hereingefallen sind, klug genug sind, hinfürs auf ein so unsicheres Gewerbe zu verzichten. Zu ihnen gehört der alldeutsche Vorkämpfer nicht. Als der Sommer 1917 heranzukommen war, da hatte er sich nur mit seinen Prophezeiungen „umgestellt“. Da verkündete er in öffentlichen Versammlungen (zum Beispiel in Saarbrücken), daß „nach todsicherer, mathematischer Berechnung“ der Krieg Jänner-Februar 1918 zu Ende sein werde.

Der Winter 1918 ist vorübergegangen. Die alldeutsche „Mathematik“ des Herrn Bacmeister hat sich als eine Wissenschaft erwiesen, würdig der Goldmachererei der alten Alchimisten. Mit welchen Prophezeiungen jetzt Herr Bacmeister haustieren geht, weiß ich leider nicht. Ich ersehe nur aus seiner „Bergisch-Märkischen Zeitung“, daß er dort durch Herrn Paul Voeddinghaus den „heiligen Haß“ predigen läßt. Nicht etwa den gegen die falschen Propheten diesseits und jenseits der Grenzen, die so unendlich viel zur Verlängerung des unseligen Krieges beigetragen haben, sondern natürlich den gegen England.

Der Fall des Herrn Bacmeister ist typisch. Rühmend haben Deutsche oft die Deutschen als das Volk der „Denker und Dichter“ gepriesen. Ich muß gestehen, daß ich den Eindruck habe, als ob seit dem 4. August 1914 das „Dichten“ bei allzu viel Leuten die Oberhand über das Denken gewonnen habe.

Am 21. September 1917 wurde die Deutsche Vaterlandspartei in Erfurt eingeführt. Redakteur Theo Oppermann hielt das einleitende Referat und erklärte:

Daß die Niederbringung Englands in naher Zeit möglich ist, dafür sorgen mit wachsenden Erfolgen unsere U-Boote. Amerika hingegen wird durch sein

gespanntes Verhältnis zu Japan abgehalten, seinen Verbündeten Hilfe leisten zu können. Daher die Friedenssehnsucht unserer Feinde, besonders Englands, das bereits seine Fühler ausstreckt, und die Möglichkeit eines nahen, ehrenvollen deutschen Friedens, der uns Sicherung unserer Grenzen und wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit verbürgt.

Im Anschluß an dieses Referat forderte der Oberbürgermeister von Erfurt Dr. Schmidt in flammenden Worten zum Beitritt zur Vaterlandspartei auf, nachdem er ausgeführt hatte:

Niemand soll die Hoffnung sinken lassen, denn der Friede ist näher, als mancher ahnt. Nur noch die letzten hundert Schritte zum Gipfel gilt's zu erklimmen!

Ich weiß nicht, was Herr Oberbürgermeister Schmidt unter „hundert Schritten“ versteht. Ich weiß ebensowenig, was sich Reichssekretär Graf Rüdern dachte, als er Ende März im Reichstag erklärte, wir nähern uns „der letzten Viertelstunde des Krieges“. Wohl weiß ich, daß, wenn in der Bibel von sieben Schöpfungstagen die Rede ist, jeder moderne Theologe einem auseinandersetzt, der Tag der Bibel sei nicht etwa in dem Sinne des bürgerlichen Zeitmaßes

zu verstehen. Er sei nur ein bildlicher Ausdruck für einen ungeheuren Zeitraum. Mag sein, daß auch die prophetischen Redner ähnlich frei denken, wenn sie so bestimmte Zeit- oder Raumbezeichnungen wählen. Aber ich fürchte, daß ihre Zuhörer die Zahlen etwas wörtlicher nehmen.

Ich fürchte! Denn nichts halte ich für verhängnisvoller, als wenn immer nur Illusionen geweckt und dadurch immer stärkere Enttäuschungen hervorgerufen werden.

Herr v. Seydebrand ist sicher einer der verhängnisvollsten Politiker Deutschlands. Dieser Herr v. Seydebrand nun erklärte am 10. Juni 1917 in Trebnitz, der Hauptstadt seines Wahlkreises, in öffentlicher Rede:

Als ich vor kurzem Gelegenheit hatte, mit einem Admiral zu sprechen, stellte ich ihm die Frage, ob es wirklich möglich sein wird, daß der Krieg mit einem vollen Sieg für uns ende, ob er wirklich glaube, daß wir mit unserem U-Boot-Krieg es machen werden. Da antwortete er mir: Wir hoffen, ja wir sind überzeugt, daß in längstens zwei Monaten der Zustand der Engländer so sein wird, daß England am Ende ist.

Ein Jahr ist verflossen, seitdem der Fälligkeitstermin der auf die Admiralsautorität gestützten Prophezeiung Seydebrands vorbei ist. Und das deutsche Volk sieht, daß es mit dieser Prophezeiung gegangen ist wie mit den unzähligen alldeutschen Prophezeiungen, daß Amerikas Eintritt in den Krieg für uns gar nichts zu bedeuten habe.

Trotzdem hört das Prophezeien nicht auf. Noch in diesem Frühjahr erklärte ja eine an so exponierter Stelle befindliche Persönlichkeit wie Graf Hertling, er sei Optimist genug, um noch für 1918 das Ende des Krieges zu erwarten.

Wenn doch die geehrten Herren alle endlich einmal auf das Prophezeien verzichten wollten! Es kommt wirklich nichts dabei heraus.

lassen wir endlich das Prophezeien! Arbeiten wir lieber ausschließlich getreu dem Wahrspruch, das Herrn v. Rühlmann sein Amt kostete, an jener dauernden Verständigung der Völker, die die Bündnisse der Völker durch den Bund der Nationen, das Wettrüsten durch die Abrüstung, das Faustrecht durch das Recht ersetzt.

## Die italienischen Flieger über Wien.

Sechs Flugzeuge, die Flugzettel abwerfen. — Große Menschenansammlungen. — Die Flugrichtung.

S. Wien, 9. August.

Italienische Flieger erschienen heute nach 9 Uhr früh über Wien und warfen im 4., 9., 10., 15. und 16. Bezirk und auch in Schwedat Hunderttausende von Flugzetteln ab. Es waren dreierlei Flugzettel, einer in den italienischen Farben grün-weiß-rot mit dem japydischen Wappen und mit der Nummer 128, der zweite auf weißem Papier mit der Nummer 129. Die Texte auf diesen beiden Flugzetteln waren deutsch. Schließlich flatterten auch noch Flugzettel in italienischer Sprache herab. Das Erscheinen der unerwarteten Gäste rief überall das größte Aufsehen hervor. In den Straßen gab es große Menschenansammlungen. Passanten eilten in dichten Gruppen zusammen und blickten erregt gegen den Himmel. Die Zettel wurden mit großer Spannung gelesen. Die Flieger waren von Hiesing her gekommen und es hieß, daß sie zunächst über den Westbahnhof und die umliegenden Gürtel den ersten Paß Flugzettel abgeworfen hätten. In großen Massen fielen die Papiere in der inneren Stadt, und zwar namentlich im Rathauspark und im Volksgarten nieder. Offiziere, Soldaten und Wachleute stürzten sich auf die Zettel und nahmen sie an sich.

Die Flieger waren sehr rasch gegen Schwedat verschwunden. Die Ansammlungen auf den Straßen dauerten geraume Zeit. Der Inhalt der Flugzettel, der in einem Hoch auf Italien und die Entente gipfelt und die Erklärung enthält, daß der Krieg nicht gegen das intelligente Wien geführt werde, schloß jeden Zweifel an der Herkunft wie der Absicht der unerwarteten Besucher aus. Die Flugzeuge hielten sich ungefähr fünf Minuten über Wien auf. Im ganzen waren es sechs Flugzeuge, die nicht weit voneinander entfernt aus der Richtung von Brunn am Gebirge, Mauer und Liesing kamen, wo sie zuerst gesichtet wurden. Es ahnte noch niemand, daß die Besender der Flugzettel Feinde waren, denen es gelungen war unbemerkt und unbehelligt den weiten Weg über die Alpen zurückzulegen. Die Wahrheit wurde erst klar, als die dreifarbig gezeichneten Zettel von Hand zu Hand gingen. Die Apparate hielten sich in geringer Höhe und schienen dunkle Tragflächen zu haben.

Von flugtechnischer Seite wird erklärt: Die italienischen Flieger seien entweder aus der Richtung von Westire oder aber von der Tiroler Front gekommen. Im ersteren Fall hätten sie in der Luft etwa 500 Kilometer zurückzulegen gehabt, im zweiten Falle um 100 Kilometer mehr. Es heißt, daß sie aus der Richtung von Asiago kamen. Von hier hätten sie beträchtliche Höhen zu überwinden. Sie seien sich zuerst verfliegen und dann, als sie zur Donau kamen, hätten sie diese zur Orientierung benützt. Da sie,

um nach Wien zu gelangen, etwa 600 Kilometer zurücklegen mußten, hätten sie, um wieder in die heimatische Flughäfen zu gelangen, im ganzen 1200 Kilometer zurückzulegen. Wären sie mit Bomben beladen gewesen hätten sie nicht so viel Benzin und Schmieröl mitnehmen können, um ohne Zwischenlandung die 120 Kilometer zurückzulegen. Die leichten Maschinen der Aufklärungsflieger können hingegen für eine Strecke von 1000 und mehr Kilometern Benzin mitnehmen um derartige Dauerflüge sind heute keine Seltenheit mehr. Es sei nur an den Flug des französischen Fliegers von der Westfront bis nach Lublin erinnert.

S. Wien, 9. August. Die italienischen Apparate gingen stellenweise bis auf 250 Meter herab, so daß man die Bemalung der Tragflächen genau sehen konnte.

S. Wien, 9. August. Um 12 Uhr mittags kam die telegraphische Meldung aus Marburg a. d. Dr., daß dort einer der feindlichen Flieger auf dem Rückzug gesichtet wurde.

R.-B. Laibach, 9. August. Heute kurz nach 11 Uhr vormittags erschien über Laibach ein Geschwader von sechs italienischen Flugzeugen und flog, von den Abwehrbatterien beschossen, ohne Abwurf alsbald nach Südwesten weiter.

### Ein Flieger am Steinfeld gelandet.

R.-B. Wien, 9. August. Von den heute über Wien erschienenen italienischen Fliegern, die Flugzettel abwarfen, ist nach den eingelaufenen Meldungen einer bei Schwarzau in der Nähe von Wiener-Neustadt niedergegangen. Der Apparat ist vollständig verbrannt. Die Besatzung des Flugzeuges ist geflüchtet und konnte noch nicht aufgegriffen werden.

### Die Flugzettel.

R.-B. Wien, 9. August. (Antich.) Das Herannahen der Flieger wurde deshalb nicht sofort beobachtet und gemeldet, weil sie infolge des Abganges einer Belastung durch Bomben außerordentliche Höhen einzuhalten vermochten und der herrschende Morgendunst die Sichtverhältnisse einschränkte. Der Text eines dieser Aufrufe lautet:

„Lernt die Italiener kennen! Wenn wir wollten, könnten wir ganze Dörfer von Bomben auf eure Stadt hinabwerfen, aber wir senden euch nur Grüße der Tricolore, der Tricolore der Freiheit!

Wir Italiener führen den Krieg nicht mit Kindern, Kindern, Greisen und Frauen. Wir führen den Krieg mit eurer Regierung, dem Feinde der nationalen Freiheit, mit eurer blinden starrherzigen und grausamen Regierung, die euch weder Brot noch Frieden zu geben vermag und euch nur mit Haß und trügerischen Hoffnungen führt.

Wiener!

Man sagt von euch, daß ihr intelligent seid; jedoch seitdem ihr die preussische Uniform angezogen habt, seid ihr auf das Niveau eines Berliner Grobians herabgesunken und die ganze Welt hat sich gegen euch gewendet.

Wollt ihr den Krieg fortzuführen? Tut es, wenn ihr Selbstmord begehen wollt. Was hofft ihr? Den Entscheidungssieg, den euch die preussischen Generale versprochen haben?

Ihr Entscheidungssieg ist wie das Brot aus der Ukraine: Man wartet und es stirbt, bevor es kommt.

Bürger Wiens! Bedenkt, was euch erwartet und erwacht!

Hoch lebe die Freiheit!

Hoch lebe Italien!

Hoch lebe die Entente!"

Die anderen Flugzettel, von denen einer von d'Annunzio gefertigt ist, bewegen sich in demselben Gedankengang und sind womöglich noch bombastischer. Ideen und Wortlaut entsprechen vollkommen dem italienischen Empfindungsleben und dem sattem bekannten Geiste, in welchem die Italiener den Krieg führen.

Zur Belehrung der Bevölkerung sei folgendes mitgeteilt: Die notwendigen Maßnahmen zum Schutze der Bevölkerung im Falle des Erscheinens feindlicher Flugzeuge im Bannkreise der Stadt wurden von der Kriegsverwaltung und den Regierungsstellen vereinbart und werden nach Erfordernis auch eine Verschärfung erfahren. Von militärischer Seite wurde die Aufstellung von Flugzeugabwehrbatterien und die Bereithaltung von Abwehrflugzeugkapeln durchgeführt. Die heute über der Stadt erschienenen Flugzeuge werden vielleicht nicht der alleinigen Aufgabe des Zettelabwerfens durchgeführt, sondern möglicherweise auch photographische Aufnahmen für die Durchführung weiterer Flüge mit speziellen

Aufgaben gemacht haben. Es liegt demnach im eigenen Interesse der Bevölkerung, daß die von den zuständigen Behörden jederzeit bekannt gegebenen Sicherungsmaßnahmen auf das Genaueste befolgt werden. Zur allgemeinen Kenntnis diene ferner, daß unsere Flugzeuge auf den beiden Enden der unteren Tragflächen je ein schwarzes Kreuz auf weißem Grunde tragen, während die Höhenzeichen der italienischen Flugzeuge die Farben grün-weiß-rot in parallelen zur Flugrichtung laufenden Streifen an den Tragflächenenden zeigen.

**S. Wien, 9. August.** An einzelnen Stellen der Stadt fielen auch Flugzettel mit hochverrätherischem Inhalt. Um die Flugzettel entstand zuerst eine Balgerei, später wurden sie dann das Stück um 2 Kronen verkauft und schließlich bis auf 20 Kronen hinaufgeliktiert. Die Polizei warnt vor dem Besitze dieser Zettel.

**Der italienische Fluggenath. — Verona—Wien in 2½ Stunden.**

**S. Wien, 9. August.** Über das Erscheinen italienischer Flieger über Wien erfahren wir folgendes: Die Pläne zu einem Luftangriffe auf Wien reichen weit zurück. Einer ihrer geistigen Urheber ist der Fliegermajor, Dichter und Kriegsheer Gabriele d'Annunzio, der bereits am 4. September 1917 einen Flug von 9¼ Stunden mit Zurücklegung von über 1000 Kilometer und unter großen atmosphärischen Hindernissen,

niedrigen Wolken, Gewittern und starkem Winde durchführte. Der Flug wurde damals mit einem eigens dazu ausgerüsteten Flugzeug unternommen und sollte die Möglichkeit eines Angriffes auf Wien beweisen. Wie die Erfahrungen auf allen Kriegsschauplätzen, so auch auf dem westlichen, lehren, kann das glückliche Zusammentreffen günstiger Begleitumstände immerhin die Möglichkeit schaffen, daß feindliche Flugzeuggeschwader auf eine geraume Strecke unbehelligt in das Innere des Landes eindringen können.

Die technische Möglichkeit für eine Unternehmung nach Wien hat sich in der letzten Zeit günstig gestaltet, da es den Italienern zunächst gelungen ist, ein besonders rasches Flugzeug, den S. V. A.-Doppelsieder, zu konstruieren, der bereits bei einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde die Strecke Verona—Wien in 2½ Stunden bezwingen kann. Da an die Stelle von Bombenlast wahrscheinlich ein größerer Benzinvorrat mitgenommen wurde, ist der Mehrzahl von diesen Flugzeugen auch die Rückfahrt ermöglicht worden. Bis jetzt ist eines als notgelandet gemeldet. Für schwere Bombenschlepper, Caproni usw. dürften sich die Verhältnisse bedeutend schwieriger gestalten, da ihre Geschwindigkeit eine geringere und die Höhe, zu der sie aufsteigen können, nicht hoch genug ist, um von unseren Flugwachen unentdeckt zu bleiben. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß abermals Flugzeuge über Wien erscheinen und es kann dann der Bevölkerung nur empfohlen werden, sich streng nach den Befehlen der Sicherheitsbehörden zu verhalten.

#### Eine amtliche Mitteilung.

**R.-B. Wien 9. August.** Das lange in den Bereich der Möglichkeit gerückte Ereignis ist heute zur Tatsache geworden. Feindliche Flieger haben die Stadt Wien überflogen. Nach den vielen Angriffen, die Städte sowohl unserer Verbündeten als auch die Feinde im Laufe dieses Krieges über sich ergehen lassen müssen, war es längst kein Geheimnis mehr, daß auch Wien sich derartiger Dinge zu versehen habe. Vor mehr als einem Jahr schon wurde der Bevölkerung durch Plakate in den Hauseingängen mitgeteilt, was Wien im Falle eines Fliegerangriffes vorzutun habe, um sich vor den Gefahren eines solchen möglichst zu schützen. Wurden diese Warnungen auch vielleicht nicht ganz ernst genommen, so hat das heutige Ereignis gezeigt, daß es notwendig sei, die Bestimmungen zu rekapitulieren und zu beherzigen.

Die Technik hat das Flugzeug von heute auf eine Entwicklungsstufe gehoben, auf welche ihm die Abwehrwaffen nicht zu folgen vermochten; können doch die großen, empfindlichen und allzu hoch fliegenden Zeppeline das mit allen erlangbaren Mitteln verteidigte England erfolgreich angreifen, wie dies die gestrigen Bekämpfungen bezeugten. Umso leichter ist es den kleinen modernen Flugzeugen, die Höhen zu erreichen, in denen sie selbst mit dem Glase kaum mehr aufzufinden sind, um dem Blick der Flugwachen zu entgehen.

So konnten auch unsere heutigen Besucher, denen noch das dunstige Frühwetter zugute kam, erst als Feind erkannt werden, als sie oberhalb Wiens in geringere Tiefen herabgingen.

## ~~Beratungen im deutschen Hauptquartier.~~

Die Blicke der Bevölkerung sind nun wieder einmal auf das deutsche Hauptquartier gerichtet, wo sich geheimnisvolle Beratungen abspielen. Man weiß nur, wer diese Beratungen pflegt und aus der Tatsache, daß nicht bloß einige Monarchen und Kronprinzen der Mittelmächte, sondern auch ihre leitenden auswärtigen Politiker, vor allem aber auch Herr Helfferich, der deutsche Gesandte in Rußland, im deutschen Hauptquartier verweilen, ist zu schließen, daß sich wichtige und folgenschwere Entschlüsse vorbereiten. Im wesentlichen wird es sich wohl darum handeln, eine neue Orientierung in den Ostfragen zu gewinnen, denn das liegt wohl heute klar auf der Hand, daß der Friede von Brest-Litowsk keinen gesicherten Zustand geschaffen hat, mit dem die Mittelmächte rechnen können. Im Gegenteil. Es stellt sich immer mehr heraus, daß dieser Friede mehr aber noch als er die Aktionen, die ihm folgten, Wirrnisse und Verwicklungen geschaffen haben, die unseren auswärtigen Politikern nun schweres Kopfschmerzen machen. Wenn man in Brest-Litowsk geglaubt hat, freie Hand nach Westen zu gewinnen, so hat es sich inzwischen herausgestellt, daß es eine Täuschung war, und die Verhältnisse im Osten sind neuerdings ein schwieriges Problem geworden, das alle Aufmerksamkeit bindet und leider auch droht, in der nächsten Zeit Kräfte zu binden. Die Politiker der Mittelmächte stehen, nicht ohne eigenes Verschulden und auch nicht ohne Verschulden jener Männer, die immer alles Heil von gewalttätigen Lösungen erwarten, heute auf allen Punkten vor Scheidewegen und sollen nun schlüssig werden, welche Richtung sie einschlagen wollen. Wo sie hinblicken, glockt ihnen ein Dilemma entgegen und jeder Entschluß, den sie fassen, kann richtig sein, aber auch grundfalsch. Sollen sie es mit der Bolschewikenregierung, die offenkundig nicht mehr auf festen Füßen steht, halten oder sollen sie die Gegenparteien ruhig aufkommen lassen, obgleich diese deutlich genug zu erkennen geben, daß sie nicht nur den Brest-Litowsker Frieden verwerfen, sondern auch aufs neue mit dem Vierverband zusammengehen wollen. Man hat bei uns die Bolschewiken ununterbrochen beschimpft und jeder gegen sie erhobenen Verleumdung Verbreitung gegeben. Heute ist man in der Lage, innigst wünschen zu müssen, daß sich die Sowjetregierung in Rußland behauptet, und so unangenehm es unseren herrschenden Mächten auch ist, sich mit einer Regierung zu verbänden, die in ihrer Art und mit vielleicht nicht ganz zweckmäßigen Methoden die Diktatur des Proletariats zu verwirklichen strebt, so scheint man doch bereits das Gefühl zu haben, daß unter Umständen nichts anderes übrig bleiben werde. Ein Bündnis der deutschen Konservativen mit Lenin und Trotsky wäre ein grotesker Witz der Weltgeschichte, aber nach allem, was wir in den letzten vier Jahren erlebt

haben, wurde er kaum noch überraschen. Zu so was wird man sich im deutschen Hauptquartier freilich nicht so leicht entschließen und zunächst noch die anderen Möglichkeiten erörtern. Mit anderen russischen Parteien, die, falls die Sowjetregierung gestürzt wird, ans Ruder kommen könnten, ein Einvernehmen herzustellen, wird den Mittelmächten wohl nicht so leicht möglich sein, denn der Kadettenführer Miljutow, der sich in der letzten Zeit zum Deutschenfreund bekehrt hat, ist eine ganz isolierte Erscheinung. Sowohl die Kadetten wie auch die Sozialrevolutionäre sind heute nach allem, was sich nach dem Frieden von Brest-Litowsk ereignet und das russische Nationalgefühl aufgepeitscht hat, wüthendere Feinde der Mittelmächte als nur je. Freilich kann man hoffen, daß sich diese Feindschaft gegebenen Falles in keine ernsthafte Tat würde umsetzen können, weil es heute in Rußland wohl schwerlich noch gelingen kann, die Volksmassen neuerlich zu einem Krieg zu mobilisieren. Ein Verlaß ist aber auch darauf nicht und so stehen denn die Beratungen im deutschen Hauptquartier im Zeichen einer besonderen Unsicherheit der Lage.

Freitag, 22.8.1918

## Der Wert der deutschen Hochseeflotte.

Von Heinrich Friedjung.

Es ist richtig, daß die deutsche Hochseeflotte zwar den vereinigten Marinen der übrigen Seemächte nicht die Herrschaft auf dem Ozean streitig machen kann, dennoch besitzt sie für die Weltstellung Deutschlands eine nicht geringe Bedeutung. Es sei davon abgesehen, daß England und seine Verbündeten die größten Anstrengungen machen müssen, um die Schifffahrt auf dem Ozean freizuhalten und daß dadurch aussehentliche Kräfte gebunden werden. Das ist nur die eine Seite der Angelegenheit, wobei bloß von einem mehr negativen Erfolg der deutschen Flotte gesprochen werden kann. Ihre positive Leistung besteht aber in dem Schutz der Schifffahrt mit den skandinavischen Staaten und in der Offenhaltung der Ostsee für Deutschlands Handel und für die militärischen Operationen seiner Heere. Wie die Meerengen bei Konstantinopel das Schwarze Meer den feindlichen Panzern verschließen, so wird das andere Binnenmeer Europas, die Ostsee, durch die deutsche Hochseeflotte beschirmt. Es ist auch den kühnen englischen Unterseebooten, die den Sund passiert haben und in die Ostsee eingedrungen sind, nicht gelungen, die Herrschaft Deutschlands über die Ostsee zu erschüttern und seine gegen Rußland, besonders in Finnland ausgeübten Schläge zu hindern.

Diese Tatsache wird wieder durch eine Schrift in Erinnerung gerufen, welche der französische Admiral Degout jüngst erscheinen ließ und die von den skandinavischen Zeitungen eifrig besprochen wird. Der gute Mann ist auf den Einfall gekommen, der französischen Diplomatie Verbindungen mit den skandinavischen Staaten zu empfehlen, um diese zu bestimmen, den Engländern und ihren Verbündeten Flottenstützpunkte in der Ostsee auszuliefern, von wo die deutschen Küsten zu bedrohen

wären. Eine glänzende Idee, bei der dem Admiral das Vorbild von Salonicchi vorschwebt. Nur sind Schweden und Dänemark, diese Anrainer der Ostsee, nicht willens, dem Beispiel des griechischen Ministers Benkselos zu folgen, der, verführt durch die Aussichten auf Eroberungen in Bulgarien und Kleinasien, den Verbündeten den schönen Hafen von Salonicchi auslieferte. Die Antwort auf die Zumutung wird mit kräftigen Worten von der schwedischen Presse erteilt, die, wenn man von den radikalen Zeitungen absteht, immer aufs neue eine ehrliche Neutralität empfiehlt. So schlaun kann die französische Diplomatie nicht sein, um Schweden und Dänemark zur Teilnahme am Kriege mit Deutschland zu vermögen, was dem Admiral Degout als Ziel vorschwebt.

Übrigens hätte es, selbst wenn einer der skandinavischen Staaten bereit wäre, Deutschland in den Rücken zu fallen, mit dem Hereinlassen und der Tätigkeit einer englisch-französischen Flotte in der Ostsee keine guten Wege. Denn im nassen Dreieck zwischen Bremen und Helgoland ankert in drohender Stellung die deutsche Hochseeflotte, der kein größerer Dienst erwiesen werden könnte, als wenn sich der Feind auf das Abenteuer einkaufte, einen Teil seiner Flotte durch den Sund in die Ostsee zu schicken. Man erinnert sich, daß die deutsche Regierung den Nord-Ostseekanal deshalb gebaut hat, um auf dieser Verbindungslinie ihre Flotte nach Velleben in der Nord- oder in der Ostsee erscheinen zu lassen. Teilen die Verbündeten ihre Kriegsmarine zu einer Operation im Baltischen Meer, so kann sich der wohlgeprobte Chef des Admiralsstabes, Reinhold Scheer, den Kampfplatz aussuchen, auf dem er mit Übermacht über den Feind entweder westlich oder östlich von Dänemark herfällt.

Es zeigt sich, daß die deutsche Hochseeflotte nicht bloß zum Schutze des Reiches, sondern ebenso der skandinavischen Staaten gebaut wurde. Auf

Nordwegen kann sich dieser Schutz nicht erstrecken, weil dieses Land an der Nordsee, also unter den Kanonen der englischen Kriegsschiffe liegt. Die Anrainer der Ostsee aber, Dänemark und Schweden, jetzt auch Finnland, haben keine Lücke oder Schranke zu befürchten, sondern befinden sich in voller Freiheit zur Entschließung je nach den nationalen Interessen ihres Staates. Ebenso hat auch Rußland von dieser Seite keine Unternehmung zu fürchten, wie etwa die gegen die Murmanküste, gegen Archangelsk oder gegen Madlivoskoff und die Mandschurei ist. Man unterschätze die Wichtigkeit der Freihaltung der Ostsee nicht, weil dies den Weltmeeren gegenüber ein eng begrenztes Gebiet ist. Die Unabhängigkeit zweier nördlicher Königreiche, die Selbstbestimmung Finnlands, sind hohe, auch für Deutschland wertvolle Güter. Die Weltmächte wären nach dem Norden und Osten vollständig eingeklemmt, wenn sie nicht den Ausweg nach Skandinavien und Finnland besäßen. Das aber verdankt das Deutsche Reich nebst seinen nördlichen Nachbarn der Hochmacht der deutschen Kriegsflotte.

### Negerathleten.

Zürich, 2. September. (Telegraphencompagnie.) Das französische Kriegsministerium macht nach Meldungen hiesiger Blätter aus Paris durch die Presse in einer längeren Erklärung auf die Rekrutenanwerbungen des Negerdeputierten Diagne aufmerksam, der 75.000 Schwarze nach Frankreich gebracht hat, darunter 55.000 aus Französisch-Westafrika und die übrigen aus Neuguinea und Neuseeland. Zur Entschuldigung dieser Zwangsaushebung fügt die halbamtliche Notiz folgende Bemerkung hinzu: Diese Rekruten sind wahre Athleten, die für die Deutschen furchtbare Gegner sein werden. Ihr Deutschenhaß ist ebenso wild (farouche), wie ihre Ergebenheit zu unserem Lande unbedingte ist.

FRIEDJUNG, H.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 242

TAG: 4.9.1918, 1

## Der Kaukasus.

Von Dr. Heinrich Friedjung.

Es mag paradox klingen, aber in gewisser Beziehung sind sich die Völker des Erdenrunds trotz des mörderischen Wütens auf den Schlachtfeldern durch den Weltkrieg wenn nicht näher gekommen, so doch einander bekannter geworden. Wir müssen uns um weit entlegene Gebiete des Erdballs kümmern und Einblick in das Leben der Völkerschaften zu gewinnen trachten, die uns früher kaum dem Namen nach bekannt waren. Das gilt auch vom Kaukasus, dessen innere Verhältnisse durch den Zusammenbruch des Zarenreiches gründlich aufgewühlt wurden. Man hört den Namen neuer Staaten, kennt zwar nicht ihre Grenzen, weiß jedoch, daß sie leben und selbst die Nachbarn beherrschen wollen. Dorthin wendet sich jetzt der Blick, weil in dem kürzlich zwischen Deutschland und Großrußland abgeschlossenen Zusatzvertrag zum Frieden von Brest-Litowsk eine wichtige Vereinbarung auch über den Kaukasus getroffen wurde.

Um den neuen deutsch-russischen Vertrag in diesem Punkte zu verstehen, muß man eine scharfe Linie zwischen den Gebieten nördlich und südlich des Kaukasus ziehen. Diese mächtige Gebirgskette ist in dem neuen Vertrag als Scheidewand gedacht, so zwar, daß das Land nördlich vom Kaukasus der Bolschewikregierung zugeschrieben worden ist. Darauf legten Trotski und Lenin sowohl aus zwischenstaatlichen, wie aus volkswirtschaftlichen Gründen den größten Wert. Denn im Osten Nordkaukasiens liegen die reichen Petroleumquellen von Baku, und diese will Rußland festhalten. Außerdem aber bleibt es durch den Ostzipfel Nachbar des persischen Staates und diese Verbindung möchten sich die Bolschewiki nicht abschneiden lassen. Indessen ist die Kärregierung noch lange nicht im wirklichen Besitze Nordkaukasiens,

wenn sie auch von Deutschland schwarz auf weiß die erwünschte Zusicherung erhalten hat. In diesem Lande ist eine besondere Republik aufgetaucht, die sich Ziskaukasien nennt und den Anschluß an Rußland wünscht. Indessen wollen sich die hier der Zahl nach überwiegenden Mohammedaner nicht in die Verbindung mit Rußland fügen. Sie haben sich selbständig als Staat konstituiert und sandten eine Abordnung nach Konstantinopel, um die türkische Regierung zu bitten, sich ihrer anzunehmen und ihren Anschluß entgegenzunehmen. Die letzte Nachricht von den Kämpfen ist gerade in diesen Tagen eingetroffen, indem der türkischen Regierung gemeldet wird, daß die Mohammedaner die wichtige Stadt Vladikavkaz erobert haben, den Schlüssel zum Übergang über einen wichtigen Kaukasuspaß. Mehrtägige Kämpfe sollen der Entscheidung vorgegangen sein. — Ebenso bestritten ist der Besitz des Petroleumgebietes am Kaspischen Meer, wo auf einem Dampfschiff von Persien her etwa 1000 Engländer eingetroffen sind, um die im Aufstand befindlichen Armenier gegen Rußland zu unterstützen. Es wird noch viel Blut fließen, bevor endgültig ausgemacht ist, ob Nordkaukasien in den Verband Rußlands oder des türkischen Reiches treten wird. Es ist aber wichtig, daß Deutschland sich den Ansprüchen Rußlands gegenüber zustimmend verhält. Das ist ein Glied in der Kette der russischen Politik Deutschlands, das auf den Ausgleich mit dem östlichen Nachbar hinarbeitet.

Nun zu Südkaukasien. Auf dieses seinerzeit von den Zaren eroberte Ländergebiet erhebt die Bolschewikregierung keinen Anspruch. Sie selbst trat im Frieden von Brest-Litowsk den südwestlichen Landesteil mit Kars und Erdschan an die Türkei ab, die dadurch eine schöne Abrundung mit

überwiegend mohammedanischer Bevölkerung er-  
hält. Nordöstlich davon längs der Südhänge des  
Kaukasus ist hier die Republik Georgien ent-  
standen, bewohnt von einem uralten christlichen  
Bergvolk. Die Georgier hatten sich unter blutigen  
Kämpfen ihren selbständigen Staat durch ein Jahr-  
tausend zu erhalten gewußt, wenn auch hart von  
Persern und Türken bedrängt. Als im 18. Jahr-  
hundert ihre Kräfte erschöpft waren, suchten sie  
Schutz beim Kaiser von Rußland, der ihnen zwar  
Truppen gegen ihre Feinde zu Hilfe schickte, sie aber  
entgegen dem geschlossenen Vertrag seinem Reiche  
eingerleibte. Diesen Rechtsbruch haben die Georgier  
nie anerkannt und es ist ihnen jetzt gelungen, sich  
von Rußland zu befreien und einen selbständigen  
Staat aufzurichten, der seinen Mittelpunkt in  
Tiflis besitzt.

Mit ihnen vermischt, in manchen Gebieten je-  
doch in überwiegender Zahl, wohnen die Arme-  
nier, die sich aus dem ehemaligen russischen Kau-  
kasus gleichfalls eine Republik herausgeschnitten  
haben, deren Hauptstadt Eriwan ist. Sie be-  
finden sich in einer gedrückten Lage, da sie nur im  
Norden eine Aulehnung an die christlichen Geor-  
gier besitzen, während sie sonst von mohammeda-  
nischen Völkern, Türken, Kurden und Tafen, um-  
kammert und durchsetzt sind.

Endlich ist noch von dem östlichen Zipfel Süd-  
kaukasiens zu sprechen, wo sich gleichfalls ein eigenes  
Gemeinwesen aufgetan hat, das sich Aserbeid-  
schan nennt. Mit diesem Namen bezeichnet man  
bekanntlich auch das nordwestliche Persien nebst  
dem angrenzenden türkischen Gebiet. Ob Aser-  
beidschan mit seinen Steppen und seiner dünnen  
Bevölkerung mehr ist als eine Eintagesercheinung,  
kann bezweifelt werden.

Das ist das augenblickliche Wandelbild in dem  
kaukasischen Kaleidoskop. Einen Lichtpunkt bildet  
die georgische Republik, weil sie auf einer alten  
Kultur, einem wohl ausgebildeten orthodoxen Kir-  
chenwesen, vor allem auf einer mannhaften Be-  
völkerung beruht; dem tapferen Stamme vor allem  
ist Unabhängigkeit zu wünschen. Sonst aber liegt  
alles im Dunklen, besonders ist der Wunsch der  
Mittelmächte, Nordkaukasien mit Baku bei Groß-  
rußland zu lassen, der Erfüllung noch ferne. Auch  
wird sich in der Türkei eine gewisse Verstimmung  
regen, da die Osmanen alle mohammedanischen  
Völkerschaften des Kaukasus ihrem Reiche anglie-  
dern möchten. Aus all dem aber geht hervor, wie  
dünn der russische Firnis war, der von den Beam-  
ten und Soldaten des Zaren über den Kaukasus  
gestrichen worden war. Rußland war, wie sich jetzt  
zeigt, das am meisten brüchige Gefüge Europas.  
Es war wirklich ein Koloss auf tönernen Füßen.  
Es besteht keine Gefahr, daß es in der nächsten  
Zeit den Mittelmächten gefährlich werden könnte.  
Seine Wiederaufrichtung wäre am ehesten durch  
noch engere Verbindung mit Deutschland und Öster-  
reich-Ungarn zu erreichen.

### Ein Ausruf Hindenburgs gegen die feindliche Flugzettelooffensive und die Gerüchte.

K.-B. Berlin, 4. September. Generalfeldmarschall von Hindenburg hat eine Kundgebung erlassen, in der es heißt:

„Wir stehen in schwerem Kampf mit unseren Feinden. Wenn zahlenmäßige Überlegenheit allein den Sieg verbürgte, läge Deutschland schon längst zerstückt am Boden. Der Feind weiß aber, daß der Geist, der unseren Truppen und unserer Bevölkerung innewohnt, uns unbesiegbar macht. Deshalb hat er neben dem Kampf gegen die deutschen Waffen den Kampf gegen den deutschen Geist aufgenommen. Den Feldzug gegen unseren Geist führt der Feind mit verschiedenen Mitteln. Er überschüttet unsere Front mit einem Trommelfeuer von bedrucktem Papier. Unsere Feldgrauen lieferten von der Westfront von diesen feindlichen Flugblättern im Mai 84.000, im Juni 120.000 und im Juli 300.000 Stück ab.

Der Feind will vor allen Dingen auch den Geist in der Heimat vergiften. Ahnungslos nehmen viele Tausende den Giftstoff in sich auf. Tausenden wird die Last, die der Krieg ihnen ohnehin bringt, dadurch vergrößert. Alle diese schreiben dann wieder von ihren Zweifeln an die Front und Wilson, Lloyd George und Clemenceau reiben sich die Hände. Der Feind greift den Geist der Heimat auch sonst noch an. Die unsinnigsten Gerüchte werden in Umlauf gesetzt. Auch dieses Gift wirkt auf die Urlauber und fließt in Briefen zur Front. Kleinmütige schlächtet der Feind ein. Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und sind stark genug, es auch im Westen zu tun trotz der Amerikaner, aber stark und einig müssen wir sein. Das ist es, wogegen der Feind mit seinen Zetteln und Gerüchten kämpft.“

Der Ausruf schließt: Darum, deutsches Heer und deutsche Heimat, wenn Euch einer dieser ausgeworfenen Giftbroden in Form eines Flugblattes oder eines Gerüchtes vor die Augen oder die Ohren kommt, so denket daran, daß er vom Feinde stammt. Triffst Du einen, der zwar dem Namen und der Abstammung nach deutsch ist, der aber seinem Wesen nach im Feindeslager steht, so halte ihn Dir fern und verachte ihn. Stelle ihn an den Pranger, damit auch jeder andere wahre Deutsche ihn verachte. Wahre Dich, deutsches Heer und deutsche Heimat!

Großes Hauptquartier, den 2. September 1918.  
v. Hindenburg, Generalfeldmarschall.“

### Was geht vor?

Der Aufruf, den Feldmarschall Hindenburg erläßt und der sich gegen trübe Stimmungsmacherei wendet, besagt in seinem Auftakt, daß gerade jetzt dafür die Zeit nicht sei, weil die deutsche Heeresmacht wie im Osten, so auch im Westen einen ehrenvollen Frieden erkämpfen könne. Wenn Feldmarschall Hindenburg so spricht, so hat er seine guten Gründe dazu, denn abgesehen von seinem Feldherrntalent hat er noch nie etwas versprochen, was er nicht gehalten hat. Man muß also auch im deutschen Hauptquartier Anhaltspunkte dafür haben, daß eine ehrenvolle Beendigung des Krieges in absehbarer Zeit möglich ist. Diese Annahme steht auch mit den Äußerungen verschiedener deutscher Staatsmänner im Einklang, die sich gerade in jüngster Zeit hoffnungsvoll ausgesprochen haben. Im Gegensatz dazu stehen allerdings die Reden der Entente-Staatsmänner, vor allem der amerikanischen, die jetzt geradezu die Führung der Kriegspartei übernommen haben. Gerade diese Tatsache gibt aber zu denken. Zugegeben, daß der Eintritt Amerikas in den Krieg in seiner Wirkung bei den Mittelmächten stark unterschätzt wurde, so steht doch andererseits fest, daß sich in London ein Stimmungswechsel insofern bemerkbar macht, als der überragende Einfluß Amerikas dort mit sehr geteilten Gefühlen aufgenommen wird. Englands Welt Herrschaft ist von dieser Seite sehr stark bedroht und dafür hat man in London ein starkes Gefühl. Dazu kommt, die nach einwandfreien Berichten arg Kriegsmüde Stimmung in den romanischen Ländern, besonders in Italien, aber auch in Frankreich, wo selbst die Erfolge der letzten Wochen nicht jene Ekstase der Freude und Kriegsbegeisterung hervorriefen, wie man wohl angenommen hatte. Es scheint vielmehr, daß in Frankreich jene Bewegung in Zunahme begriffen ist, die diese Erfolge als Ehrenrettung für die Waffen der Entente ansieht und damit die Möglichkeit einer Friedensverhandlung gekommen glaubt. Diese Stimmungen zu sondieren und auszunützen, wäre Sache der Diplomaten, wobei allerdings besonderes Geschick notwendig ist.

Aus dem Aufrufe Hindenburgs ist aber auch jene Stelle von Bedeutung, die die Wirkung des Hinterlandes auf die Front betrifft. Es ist nicht nur die Stimmung, sondern das ganze Gebaren des Hinterlandes, das die Stärke und Kraft der Front zum großen Teile ausmacht. Da kommt man wieder auf das alte Kapitel von der Notwendigkeit, die Arbeit des Hinterlandes mit allen Kräften zu fördern. Nur die Arbeit verleiht Stärke

und Widerstandskraft, sie ordnet und schlichtet. Das gilt für Deutschland, aber noch viel mehr für Österreich. Die Versammlung der deutschen Abgeordneten, die gestern in Wien tagte, hat auf den Mangel einer kräftigen Organisation des gesamten Wirtschaftslebens verwiesen, aber nicht die Mittel berührt, die dazu führen können. Der Organisator allein tut's nicht; er braucht auch die Kräfte und das Material dazu. Da müßte das Parlament einmal gehörig zugreifen. Eine Versammlung von 14 Abgeordneten — mehr waren bei dieser Beratung nicht zugegen — ist zu schwach dazu, dem Hinterlande jene Kräfte zu beschaffen, deren es bedarf, durchhalten zu können. Der Ruf Hindenburgs erscholl in sehr ernster Stunde; wenn er gehört wird, kann er der Erde Frieden und Arbeit bringen; wenn nicht danach gehandelt wird, drohen die schwersten Zeiten in diesen Jahren der Kriegsnöte.

## Die Gegner im Süden.

Auf italienischem Boden spielt sich jetzt eine höchst interessante Polemik ab. Es ist im Grunde eine Polemik zwischen irreidentistischen italienischen und südslawischen Flüchtlingen aus Oesterreich-Ungarn. Die Südslawen können allerdings nicht selbst zu Worte kommen und wünschen auch vor der italienischen Öffentlichkeit nicht zu sprechen. Ihre Sache wird von den großen Blättern geführt, die ihre politischen Weisungen aus Paris und London beziehen und entsprechend diesen Weisungen den Kampf gegen Sonnino eröffnen haben. Wie es scheint, hat Sonnino in diesem Kampf geiegt, und das dankt er vor allem den italienischen Irreidentisten. Ihr Hervortreten hat dem „Corriere della Sera“ und dem „Secolo“ das Spiel verdorben. Italien mag für die Befreiung der Tschechen, der Polen, der Rumänen von der sogenannten österreichisch-ungarischen Unterdrückung eintreten, aber man wird seine Befreiernmission nirgends in der Welt ernst nehmen, solange es nicht die Rechte der Südslawen anerkennt. Für eine solche Anerkennung hat man auf dem römischen Kongress zu Anfang April eine nichtssagende, absichtlich unklare Formel gefunden. Von der territorialen Frage wurde geschwiegen. Aber Italien führt seinen Krieg doch wegen einer territorialen Lösung und will diese Lösung gegen südslawischen Widerspruch sichern. Kann es den Widerspruch der Südslawen zum Schweigen bringen, sich mit ihnen über eine territoriale Abgrenzung der nationalen Ansprüche einigen? Sonninos Gegner haben diese Möglichkeit vordrängen wollen, aber wenn man auch die Franzosen und Engländer und die Amerikaner, auf die es hauptsächlich abgesehen war, täuschen könnte — die italienische öffentliche Meinung ist auf die Dauer nicht zu täuschen, und ebensowenig sind es die Südslawen. Eine Erklärung der Irreidentisten hat jede Unklarheit beseitigt: Italien muß entweder zugeben, daß alle seine Ansprüche, die über das Trentino hinausgehen, unberechtigt sind, oder es mußte den Südslawen absagen. Nur im Trentino greifen die italienischen Wünsche auf deutsches Gebiet über, sonst brechen sie überall in slavisches Gebiet ein, und die Irreidentisten, die aus Dalmatien, Triest, Kroatien und dem Gebiet von Görz nach Italien geflohen sind, haben ihr ganzes politisches Leben in der Bekämpfung der Südslawen verbracht. Italien wird sie verzeihen müssen, wenn es mit den Südslawen paktieren will.

Aber das will es gar nicht. Und Sonnino sieht sich nach allen heftigen Angriffen stark genug, um selbst den Schein der Nachgiebigkeit zu verschmähen. Der König von Italien hat jüngst den Südslawenführer Dr. Trumbitsch empfangen, und danach hieß es, daß diesem auch von Sonnino ein Empfang gewährt worden sei. Nachträglich mußte jedoch der „Secolo“ zugeben, daß die von der Quenzia Nazionale della Stampa verbreitete Nachricht falsch war. Sonnino hat mit Herrn Trumbitsch, der sich wiederum in Rom aufhält, bis zum heutigen Tage nicht gesprochen. Dagegen ist es ihm gelungen, Stimmen gegen Trumbitsch zu werben. Sonninos Gegner, in die Lage gefallen, haben einräumen müssen, daß auch sie keineswegs gewillt sind, von den bekannten italienischen Forderungen abzusehen, und da

haben sich dann ebenfalls besorgte Patrioten gefunden, um nachzuweisen, daß man selbst beim äußersten Entgegenkommen auf die südslawischen Forderungen nicht eingehen kann. Mussolini ist einer der Veranlasser des römischen Kongresses der unterdrückten Völker“ gewesen und hat die angebliche Verständigung mit den Südslawen schonungsvoll geseiert, hält es aber jetzt für notwendig, mit ihnen abzurechnen. Er führt im „Popolo d'Italia“ (28. August) Kundgebungen aus dem Buletin Jugoslave an, das vom Londoner jugoslawischen Komitee herausgegeben wird. Obmann dieses Komitees ist Trumbitsch. Und nun fragt Mussolini Herrn Trumbitsch persönlich, ob er diese Erklärungen verantworte, nach denen die Südslawen nicht bloß ganz Dalmatien und alles österreichische Küstenland als ihnen eigentümliches Gebiet beanspruchen, sondern auch bis Sibidale und Udine und noch darüber hinaus ausgreifen. „Von Deutschland und Magharen,“ ruft Mussolini den Südslawen zu, „wollen wir euch befreien; wir wollen, daß ihr im eigenen Lande seid in euren Ländern und in euren drei Hauptstädten, nämlich Laibach, Maran und Belgrad; wir wollen euch ein breites Fenster zur Adria öffnen. Aber, wohlverstanden: Hände weg von Görz, von Triest, von Fiume, von Zara!“

Das ist Italiens wahre Meinung. Niemand hätte es in den Krieg eintreten können, wenn es zum Verzicht bereit wäre, den es mindestens heucheln mußte, um sich, wie Mario Borsa im „Secolo“ (31. August) fordert, ausdrücklich Wilsons Kriegszielen anzuschließen. Bemerkenswert ist Borsas Feststellung, daß in Amerika die Kriegsziele Italiens mißbilligt werden; er führt das darauf zurück, daß es entweder an italienischer Propaganda in Amerika gefehlt habe — was bei der großen Anzahl der amerikanischen Italiener gewiß nicht stimmt — oder daß die italienische Propaganda „ungefährlich, ohne Takt, ohne Ansehen und in Amerika wie überall durch nationalistische Annahme entsetzt“ gewesen sei. Jedenfalls ist es richtig, daß Amerika nur wenig Sympathien für Italien hegt, und Präsident Wilson mußte seine ganze bisherige Politik verlassen, um — wie ihm jüngst eine italienisch-schweizerische Meldung zumutete — dem Vertrag von London beizutreten und damit Italiens Kriegsführung auf Kosten der Südslawen zu belohnen. Die Agitation der Trumbitsch und Genossen in den westlichen Ländern und der Widerstand, der ihr in Italien entgegengesetzt wird, haben wenigstens das eine Gute: daß die Welt allmählich Einblick gewinnt in die Schwierigkeit nationaler Fragen, die Oesterreich-Ungarn noch nicht zu lösen vermocht hat, die aber am allerwenigsten durch territoriale Veränderungen einseitig gelöst werden können. Angenommen, daß der von Oesterreich-Ungarn losgerissene südslawische Staat bereits bestünde: hätte d'Annunzio's „La Mabe“ nicht ihn gegolten statt Oesterreich-Ungarn, und würde Italien ihn heute nicht als unser Bundesgenosse bekämpfen? Oder angenommen, Italien wäre im Besitz der Adriaküste bis Manaja hinab: wäre dann unser Krieg mit Italien nicht der Lebenskampf des Südslawentums? Die Rechte der Südslawen zu schützen, ohne jene der Italiener zu kränken, und umgekehrt, ist im Nationalitätenstaat überdies ein weit leichter zu lösendes Problem als im nationalen Staate.

A. Z. AM ABEND (Fünfuhrblatt)

Nr.: 1203.

TAG: 21. 9. 1918/19

## Zeit- und Streitfragen.

### Die Antwort Deutschlands.

Die Antwort auf die österreichisch-ungarische Note wird also keine gemeinsame sein. Die feindlichen Regierungen nämlich berufen sich bereits auf die verschiedenen Erklärungen der Minister und des amerikanischen Präsidenten Wilson, die er der österreichisch-ungarischen Regierung bereits durch den schwedischen Gesandten hat zustellen lassen. Diese Antworten aber lauten alle ablehnend. Nun hat auch die deutsche Regierung gesprochen und ihre Antwort ist kurz und zustimmend. Die Zustimmung liegt zunächst in dem Satz, daß die Aufforderung Burians zu einer Aussprache „dem Geiste der Friedensbereitschaft und Versöhnlichkeit entspreche, den die Staatsmänner und Vertreter der verbündeten Völker immer wieder bekundet haben“. Die deutsche Regierung spricht also hier aus, daß der Geist des Friedensvorschlages zugleich auch der Geist der Vierbündsmächte ist. Damit stellt sie vor der Öffentlichkeit fest, daß Graf Burian seinen Versuch nicht gegen den Willen der deutschen Regierung unternommen hat.

Die deutsche Regierung begleitet die Note ferner mit dem aufrichtigen und ernstesten Wunsch auf Erfolg. Darin liegt doch auch, abgesehen von dem Schlusssatz, daß Deutschland bereit ist, an dem vorgeschlagenen Gedankenaustausch teilzunehmen“, die Erklärung, die deutsche Regierung sei ganz des gleichen Willens. Und doch wird jeder, der die deutsche Note liest, etwas vermissen. Es fehlt die Wärme, der Nachdruck, mit denen man einen solchen Schritt begleiten sollte. Es liegt eine kühle Höflichkeit über der ganzen Note, nicht jene warme Arbeitsfreudigkeit, die zwei Freunde, die zum gleichen Ziel strebend, am gleichen Werk sich mühend, dem Zuschauer zeigen. Die Note ist so diplomatisch ruhig, daß sie dadurch verstimmen kann, diejenigen wenigstens, die etwas mehr Leidenschaftlichkeit für einen ernstlichen Friedensschritt erwartet hätten.

Ja die deutsche Antwort hat an einer Stelle sogar nicht bloß eine kühle, sondern eine eiskalte Wirkung. Es ist, wie wenn plötzlich durch die laue Abendluft ein eisiger Windhauch fährt. So geschieht uns bei dem Satz, der feststellt, daß die früheren ähnlichen Schritt eine Ausnahme fanden, die nicht ermutigend sei. Unrichtig ist das gewiß nicht, aber daß es in der Antwortnote festgestellt sein müsse, sieht man nicht recht ein. Die deutsche Regierung will damit eben sagen, daß sie von vornherein den Schritt für aussichtslos gehalten hat, daß sie keinen Glauben bei der Sache hatte, vielleicht auch will sie den Verdacht nicht aufkommen lassen, daß Deutschland etwa Oesterreich-Ungarn angeregt und bei diesem Unternehmen als Vorspann benutzt hätte.

So scheint also auch dieses Friedenssuchen ein Schlag ins Wasser gewesen zu sein, weil die Gegner den Vorschlag einmütig, teilweise sogar in verletzender, wenig achtungsvoller Art ablehnen, wie die französische Regierung, die der Ablehnung als Begründung einfach eine Zeitung mit der Rede Clemenceaus beigelegt hat. Und doch, behaupten wir immer wieder, kommt es nicht in erster Linie auf die Belehrung der durch einige Erfolge jetzt besonders kriegslustigen Regierungen an, sondern auf die Wirkung, die der aufrichtige Friedensversuch Oesterreichs auf die Völker hat. Solange die kriegshegerischen Regierungsmänner am Ruder bleiben, werden unsere Versöhnungsrufe keinen Widerhall finden. Denn erleiden sie Niederlagen, dann sind sie zu hochmütig, um sich an einen Verhandlungstisch zu setzen; haben sie Erfolge, so glauben sie in ihrem Uebermut an den baldigen Sieg. Noch immer ist also das Hauptziel des Krieges

das der Vernichtung des Gegners, der militärische Triumph. Darum wird es erst zu einem wirklichen Frieden kommen, wenn die Völker stärker sind als die Kriegsheger, die bisher immer wieder einen Vorwand wußten, daß der Krieg fortgeführt werden müsse. Wie wir aber die feindlichen Völker gewinnen können, das ist eine andere Sache. Da müssen wir selber erst in die demokratische Schule gehen.

A. Z. AM ABEND (Fünfuhrblatt)

Nr.: 1209.

TAG: 28. 9. 1918/1

## Das Trauerspiel auf dem Balkan.

### Der Kniefall vor dem Feind.

Diesmal überragen die Ereignisse auf dem Balkan selbst die großen Schlachten auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Zwischen Neim s und Verdun haben Franzosen und Amerikaner, und vor Cambrai Engländer und Amerikaner mit gewaltigen Angriffen begonnen; aber diese neue Riesenschlacht wird in Schatten gestellt durch die Niederlage Bulgariens, noch mehr aber durch den politischen Zusammenbruch dieses dritten Gliedes des mitteleuropäischen Bundes. Um die Wirkung dieses Ereignisses auf die Völker des Vierverbandes abzuschätzen, müssen wir nur daran denken, wie die Niederwerfung Belgiens und Serbiens auf unsere eigenen Völker wirkte.

Bulgarien aber hat angesucht um einen Waffenstillstand, es will mit den Feinden Frieden schließen. Dieser Frieden bedeutete natürlich bedingungslose Unterwerfung. Der Waffenstillstand wurde nicht bewilligt, der siegreiche Oberkommandant des Vierverbandes Franchet d'Esperey will schnell weitererobern. Aber die Abgesandten Bulgariens werden empfangen. Die Engländer sind bereits in Strumiza eingerückt. Das würde noch gar nichts bedeuten, wenn das bulgarische Heer noch verteidigungsfähig wäre.

Nun schicken Oesterreich-Ungarn und Deutschland in größter Eile ihre Reserven nach dem Balkan, um dem Vormarsch der Feinde haltzujubieten. Die ersten Truppen sendungen sollen bereits eingetroffen sein.

In Berlin wird der bulgarische Ministerpräsident Malinow als der alleinige Anstifter der Kapitulation Bulgariens angesehen und man tut sehr entrüstet über den Vertragsbruch. Aber die Regierungen haben im Weltkrieg mannigfach Verträge gebrochen und die bulgarische Regierung ist vielleicht nicht die letzte, die so was tut. Gerade die Oesterreicher haben viel von Vertragsuntreue um sich her erlebt. Es bleibt also offen, ob Malinow in Uebereinstimmung mit dem bulgarischen Parlament, dem Sobranje, und mit Wissen und Willen des Königs gehandelt hat. Wenn in Berlin behauptet wird, daß auch der Oberkommandant Todorow gegen den Schritt Malinows ist und aus diesem Grund die Unterwerfung nicht geschehen könne, so muß darauf hingewiesen werden, daß die Entscheidung über Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen, besonders über das Anbot solcher verfassungsrrechtlich überall nur die Regierung zu treffen hat, denn das ist eine politische Handlung und die Politik sieht über der Kriegführung.

Gelassener wird der militärische und politische Zusammenbruch Bulgariens scheinbar bei der Wiener Regierung aufgefaßt. Graf Burian hat zwar die Gelegenheit sofort zur Erklärung benützt, daß durch diese Ereignisse unser Bundesverhältnis zu Deutschland nicht berührt wird. Diese Erklärung dürfte erwartet werden. Die Westmächte schöpfen aus dem Zusammenbruch

Bulgariens natürlich große Hoffnungen. Vielleicht gewähren sie Bulgarien einen leichteren Frieden, weil sie hoffen, um so größere Vorteile gegenüber den Mittelmächten zu erlangen. Eins jedoch ist sicher. Bulgarien wird auch jetzt keine Ruhe finden, weil es der Zankapfel zwischen den beiden Mächtegruppen werden wird. Leicht könnte der Krieg ins Innere des Landes getragen und der Krieg es zu einem neuen Kriegsschauplatz auszersehen. Das ist ja die große Tragik dieses Weltkrieges, daß kein Volk den Frieden finden kann, ob es unterjocht wird wie Belgien, Serbien und Montenegro oder freiwillig den Frieden anbietet wie Rußland und jetzt Bulgarien. Auch das Leiden Bulgariens dürfte noch kein Ende finden, es kann erst recht anheben.

## Von der Grätte des Todes.

Ein Stimmungsbild vom Sponzo von R. F. Rindl.

Ende September 1918.

Ein herrlicher Herbsttag ist über die Landschaft gebreitet. Von der Piavefront donnern die Geschütze. Vor uns das schreckliche Bild der Zerstörung der Sponzoschlachten. Wir stehen auf einer der Höhen inmitten der alten italienischen Stellungen. In unserem Rücken liegt Cormons an der italienischen Grenze. Dort hinten rechts auf jener Höhe standen die schweren Ferngeschütze, die Görz beschossen, das dort im Osten unter der Podgora liegt. Und rechts und links schließen sich an diese die blutgetränkten Höhen, vor allem das Doberdoplateau. Sie und da modern auf ihnen noch heute unerscharrte Stelette. Und wohin der Blick fällt, Spuren des Kampfes, der Verwüstung, des Todes.

Wir stehen auf einer unterirdischen, in dem Berggipfel verborgenen Aussichtswarte. Sie ist zum Teil mit Wasser gefüllt. Die Luglöcher, durch die die Wachen einst nach drei Seiten ausschauten, sind von Gras überwuchert. Dort tiefer an den Hängen ziehen die verlassenen Schützengräben. Ihre Wände sind

gegen das Einstürzen mit Drahtnetzen gesichert. Diese und ihre Zimmerungen haben die Leute zum Teil schon herausgerissen, um ihre schadhafte Jähne damit zu flicken. Auch große Tafeln Wellblech von den Unterständen dienen diesem Zwecke oder liegen auf Heuschobern als Regenschutz.

Noch weiter unten ziehen die furchterlichen Stachelbrauthindernisse. In mehrfachen Reihen stehen die Holzpfähle und Eisenstangen mit einem unentwirrbaren Netz von rostigem Stachelbraut umwickelt und verbunden. Und diese Drähte halten fest umschlungen Weinstöcke und Bäume; sie würgen sie langsam zu Tode. Wo Durchgänge gelassen waren, da geht der Verhan in Dickadlinie oder es liegen die schrecklichen Reiter, mit Stachelbraut umflochtene Böcke, die in die Rücken gewölzt wurden. Unkraut wuchert in schrecklicher Menge in diesem Drahtgewirr und streut seinen Samen weit über das fruchtbare Land.

Dort auf jener Anhöhe liegt die zerstörte italienische Telephonzentrale. Unendliche Vorräte von allen möglichem Material sind um das gesprengte Haus zerstreut. Draht, Taster, Isolator, Bestandteile von Elementen, hunderterteil Metallzeug. Viel hat man weggeräumt, aber das Kupfer liegt noch in Massen da. Und dabei Granatkügel, ein Zeichen, daß das wichtige Objekt von unseren Truppen beschossen wurde. Dort liegt noch ein Blindgänger, der bei den Aufräumungsarbeiten übersehen und noch nicht gesprengt wurde. In unmittelbarer Nähe spielen Kinder, denn das halbzerstörte Haus ist bewohnt. Unausgeschossene Gewehrpatronen liegen auf dem Boden, um die sich niemand kümmert. Und doch ist erst vor kurzem in Capriva ein Pferd, das einen Wagen zog, von einer solchen losgehenden Patrone getötet worden. Dort im

Gebüsch oder in jener Deckung mögen auch noch die gefürchteten Handgranaten umherliegen, die so viel Unglück anrichten. Wohl sieht man hier und da von den sorgsamsten Militärbehörden die mannigfaltigen Typen dieser Wurfgeschosse in Schaukästen zur Warnung ausgestellt. Aber selbst Soldateneinlinge fallen dieser tückischen Waffe zum Opfer, wie jüngst einige Männer, die aus einem Unterstand Strohsäcke holen sollten. Sie hatten eine dort liegende Granate offenbar neugierig untersucht, denn alle drei waren im Gesicht gräßlich zugerichtet. In abgelegenen Gräben sollen Gewehre und andere Waffen in Menge liegen. Allgemein wird mir versichert, daß die Zeitungsberichte über die Fülle des erbeuteten Kriegsmaterials noch lange nicht an die Wirklichkeit heranreichen. Auf einer anderen Höhe sieht man wieder die von den Italienern errichtete Wasserleitung, die die umliegenden Ortschaften mit Wasser versah. Sie hatten sie beim Abzug gesprengt, doch wurde sie wieder von unseren Truppen hergestellt und dient insbesondere zur Versorgung der Spitäler mit hinreichendem Wasser. Auch eine Waschanstalt mit großen Betontrögen und allerlei Zubehör war von den Italienern hergestellt worden. Sie und da sieht man noch einen der großen Tröge in Gebrauch.

In der Talsohle zieht die schöne Straße, die die Italiener gebaut haben und daneben die sorgfältige Feldbahn auf eisernen Schwellen, wie für die Dauer hergestellt. Damit die Bewegungen auf denselben verborgen bleiben, waren gegen Osten Rohrmatten vorgehängt, die zum Teil noch jetzt an Bäumen und Stangen zu sehen sind. Von da führen Wege in die bewaldeten Höhenzüge gegen Osten und jeder endigt in einer Geschützstellung, die in den Abhang hineingeschnitten ist. Ein kleines, künstliches Kesselal, die Wände mit Sandsäcken, Drahtnetzen u. dgl. gegen Einsturz gesichert. In der Mitte der Betonunterbau für die Mörser. Von manchem steht noch das mächtige dreifache Untergestell. Andere waren offenbar erst im Ausbau begriffen. Daneben in dem Berg der Unterstand für die Bedienung und die Kammer für die Geschütze. Umherliegende Drähte beweisen, daß über den Geschützen Deckungen aus Ästen sie gegen die Auffindung durch unsere Krieger schützten. Die zahlreichen Granattrichter auf den Feldern in der Nähe beweisen, daß unsere Artillerie das Gelände nach dem verborgenen Feind abtastete.

Wo die heikelnkämpften Stellungen lagen, dort sind die Berge noch jetzt von aufgewähltem Gestein rot. Noch hat die Mutter Natur diese Wunden nicht verdecken können. Anderswo verbirgt schon der Pflanzenwuchs die schrecklichen Spuren. Völlig vernichtet sind vor allem die über die sonnigen Hänge sich weit hin ausbreitenden Weingärten. Tausend und abermal-tausende Stöcke stehen kahl oder braun; keine Beere, oft kein Blatt ist auf ihnen zu schauen. Der Eindruck dieser langen, regelmäßigen Reihen von ersterbenden Reben ist niederschmetternd. Niemand hat sie gepflegt. Die verheerenden Nebenkrankheiten haben sie vernichtet. Ihre Bauern weilen in der Fremde.

Sie können nicht zurückkehren, denn diese Ortschaften, soweit das Auge reicht, sind Trümmerhaufen. Wer das nicht sah, kann es kaum glauben. Ein zerstörtes Haus neben dem anderen. Eine durchlöcherter Wand neben der völlig zertrümmerten. Die Dächer eingestürzt oder verbrannt. Eine schrecklich verworrene Abwechslung der Zerstörung. Und über diesen Trümmerstätten ragen die mehr oder weniger geschossenen Campanile der Kirchen. Unser Militär bringt hier und dort Ordnung in den Wust, schafft für sich Unterkünfte und übergibt die hergestellten Häuser an rückkehrende Flüchtlinge.

Und dort auf dem ebenen Platze ein italienischer Friedhof. Ein kleines Holzkreuz reißt sich an das andere in langen Reihen. Einzelne sind durch Verwandte und Freunde schon durch Denksteine ersetzt worden.

Inmitten dieser Schrednisse nur eine Oase: das Offiziersspital in Auszug inferior, ein Schlößchen der Grafen La Tour. Schon die Italiener hatten es als Spital eingerichtet. Kamplos war dieses Gebiet nach unserem gewaltigen Durchbruch in unsere Hände gefallen. So ist dieses kleine Paradies unverfehrt geblieben und dient jetzt unseren Truppen als Heilstätte. In seinem Park unter Palmen und Zypressen, Dornbeer und Tarnus, unter breitästigen Korkeichen und Edelkastanien ruhen die Kranken. Weit ausgedehnte Wirtschaftsgebäude schließen sich an. Inmitten lag der große Weinkeller, der bei Kriegsansbruch reiche Vorräte trefflicher Sorten enthielt; für 60.000 bis 70.000 Kronen Wein haben die italienischen Soldaten beim Einbruch hier ausgekrumelt oder auslaufen lassen, so daß er kniehoch im Keller stand. Jetzt dient der Oberbau des geleerten Kellers als Speiseaal. Auf der einen benachbarten Anhöhe ragt inmitten der Geschützstellungen das gräßliche Mausoleum. Ich steige zu ihm hinauf. Da liegen neben einem Drahtverhau Blätter eines Buches. Ich hebe sie auf: sie sind deutsch gedruckte Bruchstücke eines evangelischen Werkes. Ich trete in das Mausoleum ein und lese auf der Grabplatte: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg. Gott aber sei Dank, der mir den Sieg gegeben hat, durch Herrn Jesum Christum — I. Kor.“ Und am Sockel der Christusstatue stehen die Worte: „Ich lebe und Ihr sollt auch leben. Joh.“ Ja, dieses kleine Paradies hat ein deutsches Geschlecht geschaffen. Dieses Geschlecht hat hier den Weinbau verbessert. Es ist ein Wohltäter der weihen Umgebung geworden und dankbar denken die Bewohner des letzten Grafen La Tour. Aber ebenso ist seine jüngst verstorbene Gemahlin Elvine eine der größten Wohltäterinnen der Bewohner gewesen. Sie hat in diesem Schlosse schon 1873 ein Heim für arme und verwaisste Mädchen errichtet; deutsche und italienische fanden liebevolle Aufnahme.

Der Krieg hat dieser Anstalt wie vielen anderen ein vorzeitiges Ziel gesetzt. Seine Stifterin ist auch selbst den Unbilden, die die Italiener über sie gebracht haben, erlegen. Im Spital erhalte ich von einem der freundlichen Offiziere, die mir als Führer gebient haben, die von der Gräfin Elvine kurz vor ihrem Tod niedergeschriebene Schrift: „Aus meinen Erinnerungen in der Kriegszeit mit Italien.“ Sie erzählt von dem Einbruch der Italiener im Mai 1915, von den Drangsalen, die sie und die Ihren erlitten, von ihrer Internierung und den Gefahren, die sie zu bestehen hatten. Endlich wurde sie mit ihren Begleitern nach der Schweiz entlassen, wo sie ihre Aufzeichnungen geschrieben zu haben scheint. Rührend ist diese schlichte Darstellung zu lesen. Rührend die Ergebung in das Schicksal, rührend vor allem die stille Sorge für die ihrer Obhut Anvertrauten, rührend aber auch, wenn die fast Achtzigjährige erzählt, wie sie selbst in Ermangelung eines Kutschers den Wagen kutschiert, stellenweise mit verbundenen Augen, wie sie mit ihrer Köchin die Pferde füttert, oder wie sie dankbar der Suppe aus der italienischen Feldküche gedenkt, mit der sie sich mit ihren Anstaltsmädchen sättigen mußte. Bald nach ihrer Rückkehr nach Österreich ist diese wahrhaft edle deutsche Frau gestorben.

Aber ihr der Wohltätigkeit gewidmeter Besitz dient auch jetzt gleichen Zwecken. Jeder der Kranken Krieger, der hier verweilen konnte, wird dieses Aufenthaltes dankbar gedenken. . . .

Der Abend ist hereingebrochen. Leiser Wind raschelt in den Blättern der Fächerpalme und im Bambusrohr. Der Vogelsang schwiegt, Grillen zirpen, von den Campanilen der umliegenden Orte tönt leiser Glockenklang. Um mich sammeln sich im Speiseaal die Bewohner des Spitals zu einem wissenschaftlichen Vortrag.

So sieht es an der Sfonzofront aus, zehn Monate nach dem Durchbruch.

## Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 25. Oktober. Untlich wird verlautbart:

### Italienischer Kriegsschauplatz.

Das Friedensangebot der Mittelmächte hat unsere Feinde nicht daran gehindert, unseren und ihren Armeen neue Blutopfer aufzuladen.

Bestigstes Artilleriefener leitete vorgestern zwischen der Uffajschlucht und der Adria den Angriff ein, der gestern früh an der venezianischen Gebirgsfront und im Raume südlich vom Montello losbrach. In gewohnter Tapferkeit, Pflichttreue und Mannszucht haben unsere braven Truppen den Ansturm abgeschlagen.

Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden waren das Gelände südwestlich von Asiago, der Monte Sisoni und das Gebiet des Monte di Balbetta Stätten erbitterter Kämpfe. Es gelang dem Feinde, stellenweise in unsere Gräben einzubringen, aber er wurde überall wieder zurückgeworfen und mußte in der Nacht auch den am längsten behaupteten Sisoni wieder räumen. Die Szeller der Infanterieregimenter Nr. 82 und 131 und die Honvedregimenter Nr. 9 und 30 haben den Hauptanteil an diesen Erfolgen.

Zu noch größerer Festigkeit steigerte sich das Ringen im Gebirgslande östlich von der Brenta. Auch hier vermochte der Feind vorübergehend örtliche Erfolge zu erzielen. Er setzte sich auf dem Capriolo, Ufolone, Monte Bertica und Solarolo in unseren vordersten Gräben auf kurze Weile fest, mußte jedoch sehr bald den mit altem Schneid geführten Gegenangriffen unserer Braven wieder weichen. Fünfmal rannten die Italiener gegen den Spinuccia vergebens an.

Das Infanterieregiment Nr. 9 (Stryj), das den Ufolone in bravourösem Gegenstoß zurückgewann, die Regimenter Nr. 73 (Eger), Nr. 99 (Znam), das junge südbungarische Regiment Nr. 123, das den Spinuccia verteidigte, die Schützenregimenter Nr. 14 (Brünn) und Nr. 24 (Wien) haben sich mit Ruhm bedeckt. Unsere brave Artillerie bewährte sich westlich und östlich von der Brenta wie immer als treue Helferin der Infanterie im Kampfe.

Der Vorstoß einer englischen Division auf die Piave-Insel Papadopoli vermochte nur den Nordflügel unserer Vorpösten etwas zurückzudrücken. Der südliche Teil der Insel wurde völlig behauptet.

### Balkanriegsschauplatz.

Im nördlichen Albanien weitere Nachhut- und Bandenkämpfe. Im Sandschat Nowibasar sind Ententeabteilungen, verstärkt durch Bandenzug, bei Novaros eingelangt. Südlich von Ragujevat, beiderseits der Morawa und in der Plawo-Planina haben österreichisch-ungarische und deutsche Truppen nachdrängende feindliche Detachments erfolgreich abgewehrt.

Der Chef des Generalstabes.

Wien, 25. Oktober. Die verspätete Ausgabe des Heeresberichtes vom 25. d. nachmittags hat in Wien zur Bildung einer ganzen Reihe verschiedener Gerüchte Anlaß gegeben. Demgegenüber werden wir von unterrichteter Seite ersucht, festzustellen, daß die Kämpfe an der Südwestfront am 24. d. ausnahmslos mit dem vollen Erfolg unserer heldenmütigen Truppen geendet haben und daß auch nach den in den Vormittagsstunden eingelaufenen Berichten der Feind am Morgen des 25. d. seine Angriffe nicht wieder aufgenommen hat.

## Zweckloses Blutvergießen.

Da die italienische Heeresleitung ihrer Kriegsführung immer ein bißchen Rhetorik beizumengen pflegt, so war mit einiger Sicherheit zu erwarten, daß sie den Jahrestag der Schlacht von Flitsch und Tolmein nicht verstreichen lassen werde, ohne etwas Großartiges zu unternehmen, was sich als Revancheaktion darstellen sollte. Besonderen Antrieb hierzu gab ihr wohl die Vermutung, daß die innerpolitischen Ereignisse in der Monarchie auf die Stimmung der Front in einer Weise zurückwirken müssen, die die Kampfbereitschaft der österreichisch-ungarischen Truppen wesentlich herabmindert. Mit dieser Annahme haben nun die Italiener gestern eine schwere Enttäuschung erlebt, eine Enttäuschung, die mit vielem

unter den gegenwärtigen Umständen schon wirklich ganz zwecklosem Blutvergießen verbunden war. Die Sammungen von Kampftruppen sind gewiß von Ereignissen im Hinterland beeinflusst, aber doch niemals ein Thermometer für diese. Die Verteidiger einer Kampfstellung haben eine ganz eigene Psychologie, die Psychologie der Notwehr. So sehr sie auch ergriffen sein mögen von den Bewegungen des Hinterlandes und so sehr sie auch zweifellos im Hinblick auf den nahen Frieden davon ergriffen sind, so verteidigen sie sich doch, wenn es darauf ankommt, mit Klauen und Zähnen; denn was die furchtbaren Wirnisse und Strapazen eines vom Feinde erzwungenen regellosen Rückzuges bedeuten, wissen sie sehr wohl. Mögen sie sich auch dem Frieden noch so nahe fühlen, mögen sie auch vielleicht zu Wilson, von dessen vierzehn Punkten sie wohl hören mochten, Vertrauen haben — zum Feinde, der ihnen Auge im Auge gegenübersteht, der sie mit schweren Geschossen betrommelt und mit den Feuergarden der Maschinengewehre bestreut, haben sie kein Vertrauen und wehren ihm das Eindringen in ihre Stellungen so erbittert wie je zuvor.

Das haben gestern die Italiener erfahren müssen, als sie mit starken Kräften entlang der breiten Front vom Affatal bis an den mittleren Piave südlich vom Montello alle wichtigen Punkte der österreichisch-ungarischen Stellung nach vielstündiger Artillerievorbereitung im Sturme angriffen. Es waren nicht nur die Italiener allein, die sich an diesem Kampfe beteiligten.

Am linken Flügel der Front, östlich der Affatschlucht und gegenüber dem Monte Sismol, griff das französische Korps an, südlich vom Montello gegen den unteren Piave zu trat eine englische Division in den Kampf. Das Zentrum des Angriffs aber bildete die von jeher sehr starke italienische Grapparmee des Generals Pecore-Giraldi. Die Hauptziele des Angriffs waren die aus früheren Kämpfen bekannten Höhenstellungen unserer Truppen auf dem Sismol, dem Monte Asolone und dem Monte Bertica. Den Sismol vermochten die Franzosen zu erstürmen, konnten ihn aber gegen den wuchtigen Gegenangriff nicht behaupten und mußten wieder zurück in ihre Ausgangsstellungen. Auf den Monte Asolone hatten es die Italiener ganz besonders abgesehen. Die Eroberung dieses Gipfels bildete bekanntlich den letzten Erfolg der vorjährigen österreichischen Offensive. Sie gelang erst im Dezember im Zuge der Nachtragsoffensive Conrads v. Höhendorf. Man hoffte damals durch den Besitz des Asolone das Grappamassiv für die Italiener unhaltbar zu machen, denn man hatte damit einen Stützpunkt gewonnen, der auf die Flanken dieser starken Gebirgsstellung zu wirken vermochte. Eine weitere Ausnützung des Erfolges verhinderte der plötzlich einbrechende Winter, der große Schneefälle brachte. Seither haben die Italiener ihre Grappastellung außerordentlich stark gesichert und in eine wahre Hochgebirgsfestung verwandelt. Bis zu den Gipfeln des Gebirgszuges, die mehr als 2000 Meter aufragen, haben sie Nachschubstraßen gebaut, die selbst für schwere Lastautomobile benutzbar sind. Gleichwohl haben sie immer den Stützpunkt unserer Truppen auf dem Asolone als einen Pfahl im Fleische empfunden und immer wieder versucht, sich dieser Flankenbedrohung zu entledigen. Es ist ihnen auch diesmal nicht gelungen, den Monte Asolone zu nehmen, und obgleich sie bereits die vordersten Gräben der österreichischen Stellung erreicht hatten, mußten sie dort ebenso wie auf dem Monte Caprile, dem Monte Bertica und dem Solarolo unter der Wucht des Gegenangriffs wieder zurück. Alle Opfer, die sie brachten, waren vergeblich, es blieb ihnen jeder Erfolg ver sagt. Dennoch muß man vorläufig erwarten, daß sich der italienische Ansturm heute oder in den nächsten Tagen wiederholen wird.

## Die Räumung Venetiens und die Triester Frage.

Gerade heute vor einem Jahr ist Udine, die Hauptstadt des italienischen Friauls, von deutschen und österreichischen Truppen genommen worden, die deutschen drangen in den nördlichen, die österreichischen in den südlichen Stadtkern ein, und auf dem alten Kastell wehten von diesem Tage an vereint die Flaggen beider Reiche. Nur ein Jahr lang... Der Kriegsbericht von gestern enthält die schweren Worte: „Um unseren mehrfach ausgedrückten Entschluß zur Herteilführung eines Waffenstillstandes und des Friedens auszuführen, werden unsere auf italienischem Boden kämpfenden Truppen das besetzte Gebiet räumen. Zu diesem Entschluß haben zweierlei Erwägungen geführt, einmal die Einsicht in die amerikanisierte Überlegenheit der Italiener, und dann hauptsächlich die Frage, wozu einen Boden mit Blut tränken, der für die noch kämpfende, einstmalig österreichisch-ungarische Armee wertlos geworden ist. Nun versucht man die dringliche Friedensbitte Andriasson Wilson.

Eine Flut von Möglichkeiten knüpft sich an dieses geschichtliche Ereignis — man sieht, welche unerforschlich neue, unerwartete und folgenschwere Formen dieser Krieg, die Erscheinung des Formlosen, selbst in seinem Ablauf, seinem sogenannten Ende noch annimmt. Wenn die Heeresleitung mitteilt, daß sie das besetzte Gebiet räumt, so ist daraus zunächst zu entnehmen, daß sie die alten Reichsgrenzen — wahrscheinlich — noch zu schützen gedenkt, wobei man hoffen mag, daß inzwischen der Waffenstillstand zustande kommt und ein Halt auf dem Besitzstand gebietet. Weiter ist aus dieser Mitteilung zu schließen, daß es sich um eine geordnete Räumung handelt, und die militärische Maschine noch weiter Dienst tut wie bisher, trotz der großen Umwälzungen im Hinterland. Es kann nicht frühzeitig und dringend genug auf die Gefahren aufmerksam gemacht werden, die aus einem ungeordneten und ziellosen Rückzug für die Sicherheit des Hinterlandes erwachsen könnten, wenn statt der Gefechtsinheiten Banden und Marodeure zurückfluteten. Die Vorgänge in Kroatien müssen eine Warnung sein. An die Nationalräte, an die südslawischen zunächst wie an die deutschen tritt eine Aufgabe, die bald rasche Entschlüsse notwendig machen kann.

Anscheinend halten Italiens Ansprüche nun vor der Erfüllung: das österreichisch-ungarische Heer weicht und die grauen Karstberge rücken den vorrücken Infanteriekolonnen näher, und in der Ferne zeigt sich wieder die Hoffnung auf den Einmarsch in die

zu erlösende Stadt Triest. Trieste o nulla war der Fahnenruf der Irredenta und der Radius der italienischen Bestrebungen, der sich vom Brenner bis nach Ragusa erstreckte, hatte hier seinen Mittelpunkt. Aber nur anscheinend. Denn neben Triesto gibt es in dieser Kriegssprache noch ein — Trst. Und dieses Trst ist auch der Ausgangspunkt des südslawischen Radius, der sich vom Isonzo bis Salonichi erstreckt. In der feierlichen Eröffnungsitzung des kroatischen Landtages wurde die Unabhängigkeit Südslawiens und mit besonderer Betonung erklärt, daß der südslawische Staat „gewisse Ansprüche auf den Vorrang in der Adria absolut nicht dulden werde“. Das heißt: mit der Räumung der besetzten Gebiete, mit dem Vordringen der Italiener gegen Triest, öffnet sich ein neues Gebiet neuer Kämpfe, von denen niemand sagen kann, ob sie durch Verhandlungen beigelegt oder durch Waffengewalt ausgetragen werden müssen.

In Rom wird man heute trotz dem Siegesjubel einige Unruhe nicht von sich weisen können. Die Rolle, die Italien in der Orient spielt, ist überhaupt nicht die eines vollwertigen Mitkämpfers. Es hat keine

Hauptstimme, weil es bis heute trotz allen Opfern nicht einen wirklichen Großerfolg hatte. Die Bereitwilligkeit der italienischen Presse gegen Wilson bestätigt diese untergeordnete Stellung. Dazu kommt, daß Wilson zum Schmerz der Italiener den Londoner Vertrag nicht unterzeichnet hat, der den Italienern für den Eintritt in den Krieg Triest und das österreichische Küstenland verspricht. Nun ist aber der Krieg Italiens mehr als ein anderer unmittelbar auf dem Imperialismus aufgebaut. Was sagte man dem Volke anderes als Trieste o nulla? Was ist hinwiederum seit Jahren die ungebändigte Sehnsucht des vollreife Südlawentums? Dasselbe Triest, das Triest, das vor zwanzig Jahren kaum eine slawische Aufschrift kannte, außer in den entlegenen Vorstädten, das Triest, das heute die alte italienische Zunge und die neue slawische zugleich spricht, das Triest, das nichts ist als der Stapel des slawischen Handels. Selbst wenn Italien seinen Traum erfüllte und mit Hilfe der Engländer und Amerikaner Triest eroberte — wie würde es alleine diese Stadt halten können die ganz slawisch umwohnt ist und von der slawischen Versorgung abhängt?

Allein überlassen wir das den Junkerparteilichen. Auch die Ordnung dieser österreichischen Seefrage wird wahrscheinlich in Washington einig's Kopfschütteln machen. Für uns Deutschösterreicher ist die Hauptsache, daß uns der freie Weg zum Meere, also der freie Weg nach Triest, verbürgt wird, seien es nun Slowenen oder Italiener, die auf die blaurollende Fläche der Adria mit Herrschergefühlen blicken. Auch hier steht der deutsche Nationalrat vor einer deutschen Lebensfrage.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 19.468 TAG: 5. 11. 1918, 2f.

Epilog.

Von Fabius.

Wien, 4. November.

Angeichts des trüben und schmerzlichen Endes, das der Krieg für Oesterreich-Ungarn genommen, wendet sich unser Blick nach rückwärts und verfolgt den vierjährigen Leidensweg, den wir zurückgelegt, bis zu seinen Anfängen. Manche Erkenntnis bricht durch, und mit erschreckender Deutlichkeit drängen sich die Kapitalfehler auf, die begangen wurden. Es ist ganz richtig, daß das Verhältnis zu Serbien immer unerträglicher wurde, es ist

ganz richtig, daß unser Bundesgenosse Italien seine Grenzen uns gegenüber mit befestigten Ausfallsporten spickte, seine Küstungen zu Lande und zur See in aggressiver Absicht betrieb und die Tredenta großzog. Diejenigen, die das Ultimatum an Serbien veranlaßten, mußten sich dessen bewußt sein, daß es den Krieg und, weil Rußland hinter seinem Schützling stand, auch den Krieg mit dem nordischen Kolosß bedeuten konnte. Ganz besondere Vorsicht aber war geboten, weil die Entente die Bündnisur bereits um die Mittelmächte geschlungen hatte. Hier beginnt die Sphäre der Verantwortlichkeiten. Krieg — gut, wenn für den siegreichen Ausgang alles getan und vorbereitet worden, was nach menschlicher Voraussicht möglich ist, Frieden, wenn erstere Voraussetzungen nicht zutreffen. Hat der berufene militärische Berater bedacht, daß die Monarchie in die Lage kommen könne, wie es auch wirklich geschah, an drei Fronten zu kämpfen? Hat der berufene militärische Berater bedacht, daß das verbündete Deutschland mit fast allen Kräften im Westen gebunden sein würde, so daß Oesterreich-Ungarn an drei Fronten bedroht wäre? Daß Italien nicht sofort seine Maske fallen ließ, ist wahrlich nicht das Verdienst unserer Diplomatie und des militärischen Beraters gewesen. Wenn man es voraussichtlich mit drei, mindestens aber mit zwei Gegnern zu tun hat und für das erste auf sich allein angewiesen ist, so mußte die Wehrmacht — von strategischen Momenten sei abgesehen — mindestens in organisatorischer Hinsicht vollkommen ausgestaltet sein, was bei unserer Minderzahl doppelt notwendig war. Nicht sehr lange vorher hatte aber einer unserer besten Kriegsminister, die wir hatten, seiner Beklemmung Ausdruck verliehen: „Unser Heer verdorrt!“ Mit einem Heere, das von den Volksvertretungen der Gefahr des Verdorrrens ausgesetzt wird, kann man keinen Krieg an zwei oder drei Fronten führen und gewinnen.

Hierzu kommen die organisatorischen Mängel, die hinsichtlich der Feldartillerie, deren Geschützanzahl und -konstruktion den feindlichen weit unterlegen war, des Trains, der noch an den Traditionen aus der napoleonischen Zeit festhielt — von einer Modernisierung durch Kraftwagen waren nur geringe Spuren zu sehen — und des Flugdienstes. Ja, selbst die Infanterie war nicht hinlänglich ausgerüstet. Ein großer Teil der Gewehre war noch das alte Modell 1889/90, es hatten noch nicht alle Glieder der Wehrmacht zwei Maschinengewehre per Bataillon, was ja an und für sich schon wenig genug ist. Die Gliederung der Regimenter in vier Bataillone war

schwerfällig. Die Korps zu drei Divisionen waren gleichfalls schwer zu bewegende Körper, und da sich dies fühlbar machte, so fehlten bei den Neuaufstellungen die zugehörigen Stäbe und Heeresanstalten. Das österreichisch-ungarische Eisenbahnetz war in strategischer Hinsicht geradezu als dürftig zu bezeichnen, was sich insbesondere bei den Truppenverschiebungen vom serbischen Kriegsschauplatz nach Galizien und von Polen über Ungarn in die Karpathen erwiesen hat. Der Hinweis auf Rußlands weitmaschiges Eisenbahnetz ist kein triftiges Argument, denn in Anbetracht der riesigen Flächen des Reiches fand es in dieser Beziehung relativ noch immer höher als wir.

Die organisatorischen Mängel, die notorisch waren, mußten daher ein solches Gewicht haben, daß der berufene militärische Berater mit allen Kräften vom Kriege hätte abraten müssen. Auf Grund eines solchen Gutachtens wäre unsere Außenpolitik wahrscheinlich einen anderen Weg gegangen oder hätte mindestens einen Tropfen Del in das Ultimatum fallen lassen. Niemals hätte sich der Spruch besser bewährt: Seid klug wie die Schlangen und sanft wie die Tauben. Verhandlungen konnten eingeleitet werden, die eine Abkehr von der Wirtschaftspolitik gegenüber Serbien bedeutet und noch gar manches ausgeglichen hätten, um das Verhältnis zu unserem Nachbar zu bessern. Es ist nicht unmöglich, daß der Krieg und vielleicht auch der Weltkrieg vermieden worden wäre, mindestens aber hätte sein Ausbruch verschoben werden können. Diesen Zeitgewinn rationell für die Ausgestaltung des Heeres auszunützen, um, wenn wir dennoch angegriffen werden würden, bereit zusehen, wäre Pflicht und Vorteil gewesen. Auf den Einwurf, daß sich Oesterreich-Ungarn nicht demütigen lassen dürfe, den man ja gelten lassen kann, braucht bloß der abgeschlossene Waffenstillstandsvertrag entgegengestellt zu werden. In welcher Proportion stünde eine damalige Nachgiebigkeit zur gegenwärtigen Situation? Eine weitsichtige Politik hätte durch diesen Ausschub auch die Gelegenheit wahrnehmen können, die Maschen des Netzes, das uns über den Kopf geworfen wurde, zu lösen. Nichts ist unmöglich.

Die operativen Maßnahmen wollen wir übergehen, nur so viel sei gesagt, daß der Suggestion des Offensivrausches, der in den ersten Kampfwochen herrschte, die Blüte unseres Heeres zum Opfer fiel. Damals hat auf den Schlachtfeldern in Galizien und Russisch-Polen die Monarchie eigentlich schon den Krieg verloren. Nur die unentwüßliche Kraft und die Langmut der österreichisch-ungarischen Völker, die es möglich machten, daß immer neue Legionen in die Schlachtfeldfront geworfen werden konnten, vermochten diesen gewaltigen Überlaß zu überstehen; allein die frühere Stärke war geschwunden. Die Kampfleistungen unserer Truppen bleiben ein Heldenepos, von welchem unsere Nachfahren nur deshalb nicht singen und sagen werden, weil, so wie Peter Schlemihl seinen Schatten, wir unsere Nachfahren verloren haben.

Trotz alledem gab es im Weltkriege zwei Gelegenheiten, den militärischen Endsieg zu erringen. Die eine ergab sich nach der italienischen Niederlage am Nonzo im Vorjahre. Man nennt es eine Katastrophe, aber fälschlich. Eine Katastrophe hätte es werden können und werden müssen, wenn alles geklappt hätte, wodurch das italienische Heer erledigt worden wäre. Aber da war in den Bergen Tirols der Geist des Awerakönigs Laurin lebendig, dem

die Legende einen Zaubergürtel andichtete, der dem Besieger Zwölfmännerstärke verlieh. Doch der Zaubergürtel war wirklich nur eine Dichtung. Das italienische Heer vermochte sich an der Piavelinie festzuklammern, weil der Stoß aus dem Gebirge des Nachdrudes entbehrte. Die Operationen waren verfehlt. Es erholte sich und schlug wieder Wurzel. Mit dem vollständigen Niederwerfen des italienischen Heeres wäre das österreichisch-ungarische Heer frei und fast in seiner Gänze zur Mitwirkung an der Westfront fähig geworden, sei es über die Alpen hinüber, sei es wo anders. Dann konnte auch der Endsieg im Westen nicht ausbleiben.

Die zweite und letzte Gelegenheit wurde von den Deutschen versäumt. Vom 21. März bis zum 15. Juli 1918 sind es fast vier Monate, während welcher bis zum Anschwellen der amerikanischen Kampftrast die militärische Ueberlegenheit Deutschlands feststand. Es ist wohl wahr, die Deutschen teilten furchtbare Schläge aus, aber sie zogen nicht die letzten Konsequenzen daraus und gewährten dem Feinde eine jedesmalige Erholungszeit von Wochen und gaben auch den Amerikanern Zeit zur Ueberhäufung einer kolossalen Streitmacht. Auch hatte der Feind Muße, seine verbesserten Tanks in großer Zahl fertigzustellen. Das Blatt wendete sich, der Augenblick war versäumt. Ueberhaupt wurde auf Seiten der Mittelmächte niemals der Faktor Zeit so gewürdigt, als er es verdient hätte. Die EntenteStaatsmänner hatten nur zu sehr recht, wenn sie behaupteten, die Zeit arbeite für sie.

Aber auch die Gelegenheit zum Frieden war wiederholt gegeben, allerdings nicht zu einem solchen Frieden, wie ihn die Alldeutschen sich vorstellten, und auch nicht nach dem Rezept von Brest-Litowsk. Das war, als Rußland niedergebroschen war, das war nach der zwölften Isonzoschlacht und das war heuer im Frühjahr, als die Deutschen auf der Höhe ihrer Erfolge standen.

Ueberblickt man den Weg, den unser Heer in den vier Jahren gegangen ist, so sehen wir auf dem Begrain immergrüne Lorbeerzweige hervorsprossen, und dennoch führt er zu einem bitteren Ende. Warum? Weil unsere Politik, unsere Heeresrichtungen und unsere Strategie niemals auf der Höhe des Heldennutes unserer Truppen standen.

Biel Schuld daran ist, daß kein offenes Wort gestattet war, daß jede Meinungsäußerung geknebelt und alles, was im entferntesten wie eine Kritik ausseh, als Sakrilegium angesehen wurde. Bei der Entente war es anders. Ihrer Presse war ein großer Spielraum für die

Kritik eingeräumt, und sicher war es diesem Umstand zuzuschreiben, wenn manche Mißstände beseitigt wurden. Auch die amerikanischen Blätter hielten mit ihrem Urteil nicht zurück. Man erinnere sich nur der Waffenindustriestandale, die rücksichtslos aufgedeckt wurden. Es entbehrt nicht der Ironie, daß die Einführung der verbesserten Tanks sehr gegen den Willen der französischen Heeresleitung von zwei französischen Abgeordneten durchgeführt worden ist, ein Beweis, daß mitunter Außenstehende einen schärferen Blick haben als die mitten im Betriebe stehenden.

Gesehen ist gesehen. Das bittere Ende ist da. Aber die Gerechtigkeit verlangt, daß die Verantwortlichkeiten festgestellt werden. Deutschösterreich ist im Begriffe, sein Heer aufzubauen. Auch deshalb muß Klarheit geschaffen werden, damit nicht das alte System sich der jungen Schöpfung bemächtigt.

## Am Ende des Krieges.

Noch wehrt sich die deutsche Armee im Westen mit hingebender Tapferkeit gegen die übermächtigen Feinde; aber dieser Widerstand zählt nur mehr nach Tagen. Nach dem Waffenstillstand, den die Heeresleitung der Südwestarmee abgeschlossen hat, nach dem Zusammenbruch der Südwestfront und nach der Waffenstreckung, die Ungarns neues Regime beschlossen hat, ist jeder Widerstand Deutschlands auf die Dauer ausgeschlossen. Fürchtbar traurig senkt sich die Zukunft auf die deutschen Lande. Das Selbstbestimmungsrecht, das allen Völkern als höchstes Glück nach schwersten Kriegsjahren zuteil werden soll, wird dem deutschen Volke trotz aller Versicherungen Wilsons nicht blühen. Es wird den Leidenskelch des Besiegten bis zur Reige leeren müssen, bevor es einer besseren Zukunft entgegengehen kann. So schwer die Bedingungen sind, die Deutschösterreich auferlegt wurden, sie werden für Deutschland kaum bessere sein, denn der ganze Haß der Welt richtet sich gegen das unglückliche Reich, das den Kampf mit der ganzen Welt, vertrauend auf seine Kraft, aufnehmen zu können glaubte, das ihn durch mehr als vier Jahre mit beispiellosem Erfolg führte, um schließlich doch zu unterliegen nach den Gesetzen der Zahl und aus Gründen eines Systems, das einst Deutschlands ganze Kraft zu heben wußte und jetzt zu seinem Unheil wurde. Das alles hat sich vor unseren Augen in einem kurzen Zeitraum abgespielt; das Ende erschüttert uns bis ins Innerste, ohne daß wir helfen könnten.

Das Gefühl zieht uns zu dem schwer geprülften Deutschen Reich, mit dem wir in Not und Sorge verbunden bis ans Ende gehen möchten. Der Verstand aber rät, die Last des besiegten Landes jetzt nicht noch zu erschweren. Der Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland findet in den Augen der Sieger keine Gnade; da hört das Selbstbestimmungsrecht eben auf. Alle westländischen Stimmen wenden sich mit aller Heftigkeit dagegen und erklären, daß in diesem Falle die Bedingungen, die man Deutschland auferlegen werde, noch härter sein müßten. Das will niemand in Deutschösterreich, das kann niemand wollen, der es ehrlich mit den deutschen Brüdern meint. Die Bundesgenossenschaft Oesterreich-Ungarns hat Deutschland genug Sorge, genug Opfer gekostet. Deshalb müssen die Deutschen Oesterreichs noch so lange auf ihren Posten stehen, den ihnen ein bitteres Geschick beschieden hat, bis sie ohne Unehre

ihn verlassen können. Wenn die Deutschösterreich umgebenden Nationalstaaten, wenn die Sieger der neuen Welt und des Westens die Deutschen Oesterreichs zu Lohnsklaven erniedrigen und ihnen das letzte: die nationale Ehre, den völkischen Bestand nehmen wollen, dann kann keine Macht der Erde sie aufhalten, sich mit ihrem Volke zu vereinen und aufzugehen in der Gemeinschaft gleichen Stammes und Blutes. Dann kann auch niemand den Vorwurf mit Recht erheben, daß Oesterreichs Deutsche nicht bis zum letzten Augenblicke ihre Pflicht getan haben, solange sie sie überhaupt erfüllen konnten. Der Weg dieser Pflicht ist hart, er widerspricht jedem Gefühl und doch muß auch er gegangen werden, bis die Welt sich wieder wendet und den Tagen der schwersten und furchtbarsten Erniedrigung wieder Tage der Erhebung folgen.

Sie werden, sie müssen kommen, wenn das deutsche Volk sich nicht selbst verliert. Auf 1809 ist 1814 gefolgt. Auf 1918 wird dereinst ein Jahr folgen, das auch das deutsche Volk wieder groß und stark findet, entweder im ehrlichen Völkerbunde oder im neuen Kampfe.

HIRSCHFELD L

Nr.: 19.469 TAG: 6. 11. 1918, 19.

## Fenilleton.

### Die Heimkehr der Soldaten.

Wiener Bahnhofsbilder.

Von Ludwig Hirschfeld.

Die erste und die letzte Szene der Tragödie spielt sich im selben Rahmen ab. Im Bahnhof hat der Krieg begeistert und hochtrabend begonnen, hier geht er jetzt konfus und armselig zu Ende: Hier ist die Eingangs- und die Ausgangspforte des vierjährigen Inferno. Es waren Bilder, gegen deren täglichen stereotypen Anblick man schließlich stumpf wurde, ein Jammer, eine Trostlosigkeit, an die man sich im Laufe dieser Jahre gewöhnt hatte, die man gedankenlos hinnahm als Selbstverständlichkeit, weil es angeblich so sein mußte. Aber jetzt, wo alles, was vorgehern noch unerbittliche Wirklichkeit war, plötzlich gespensterhafte Vergangenheit geworden ist, da werden die qualvollen Eindrücke, die bitteren Erinnerungen aufs neue lebendig. Wiener Bahnhöfe . . . fast für jeden von uns Ueberlebenden bedeuten sie eine schmerzliche Stunde. Eine Stunde, in der man einem lieben nahen Menschen das Geleit zum Bahnhof gab, einem Sohn, einem Bruder, einem Freund, der einem, feldgrau verkleidet, eingeschürt und bepackt, schon irgendwie entrisen war. Man fuhr mit ihm durch die vom patriotischen Straßenlärm erfüllten Gassen, man stand mit ihm im Bahnhofsgewühl der Soldatenkoffer und Rucksäcke, der Landsturmmänner und Offiziere, man trug ihm seinen Mantel, kaufte ihm ein Buch oder erwies ihm sonst irgendeine hilflose Abschiedsärlichkeit. Man suchte nach guten herzlichen letzten Worten und konnte nur unbeholfen sagen: „Schreib' bald . . . viel Glück . . .“, erwoh im letzten Moment noch Möglichkeiten und Aussichten und kam so bis zur Ausgangstür. Weiter durfte damals, in diesen furchtbar geordneten Zeiten, der Angehörige nicht, außer er hatte Protektion, die damals sogar zum Abschiednehmen nötig war. Dann konnte man noch eine Weile winken und dem Zug nachblicken, und für manchen der Zurückbleibenden ist der winkende Arm, das flatternde Taschentuch die letzte Erinnerung geblieben. Tagtäglich hat sich dies auf der Abfahrtsseite zugetragen: Einrücken, Abschiednehmen, verwundet, geheilt, noch einmal hinaus und noch einmal und immer wieder . . . Vier Jahre lang war dies das Selbstverständliche, und heute ist's einem unfaßbar, daß unschuldige, harmlose Menschen das vier Jahre lang ertragen haben.

Nun ist die Tragödie bei ihrer letzten, trotz allem verführlichen Szene angelangt: die Heimkehr der Soldaten. Mancher hat sich diesen historischen Moment etwas anders vorgestellt: Einzug durch Triumphporten, jubelndes Spalier, Reden, Musik, Hurra. Aber auf diese Lejebuch- und Ansichtskartenherrlichkeit läßt sich verzichten, und alle Enttäuschung und Resignation vermag das Gefühl dieser Tage nicht zu trüben: es ist zu Ende, es gibt nur mehr eine Ankunftsseite, die Soldaten werden wieder Bürger und kehren heim. Sie fühlen sich jetzt schon als Zivilisten, diese Soldaten, die zum Teil ganz junge Burschen und zum größeren alte oder alt aussehende Landsturmmänner sind, jene braven, durchaus unpartialischen Landsturmmänner, die eigentlich den ganzen

Krieg auf ihrem geduldigen Rücken getragen haben, das Menschenmaterial, mit dem nach strategischen Plänen disloziert, das hin und her geworfen wurde. Wenn man sie jetzt auf den Bahnhöfen sieht, da erscheint einem die Angst des von wilden Gerüchten beunruhigten Hinterlandes vor den zurückflutenden Massen einigermaßen übertrieben. Die unberechenbare Masse ist vielleicht nie so gefährlich wie der berechnende Einzelne, und auch diese Landsturmmänner haben alle nur denselben friedlichen Wunsch: heraus aus der feldgrauen Verkleidung, nach Hause gehen, zur Familie. Das ist der Grund, warum es jetzt auf den Wiener Bahnhöfen eigentlich erstaunlich ruhig zugeht. Der Himmel, der Andrang und das Durcheinander sind natürlich viel heftiger als in den Wochen der Mobilisierung, aber man spürt den friedlichen Sinn des Ganzen. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß die Zivilisten, überhaupt alle, die vier Jahre lang in ungestörter Sicherheit geessen sind, jetzt aufs Reisen gänzlich verzichten müssen. Die Bahnhöfe, die Eisenbahnen, der ganze Verkehr gehört jetzt nur den heimkehrenden Soldaten. Der ganze Apparat ist auf diese eine Aufgabe eingestellt: es gibt kein Kartenabwickeln, kein Ausrufen, keine Träger, keine Schnellzüge, keine Hutkoffer und elegante Taschen, bloß schwarze Soldatenkoffer und Rucksäcke und Landsturmmänner, die nach Hause fahren wollen. Ab und zu drücken sich Hämsterer ängstlich durchs Gewühl, denen auch jetzt noch eine Kanne Milch, ein Sack Erbsen den Sinn des Lebens bedeuten. Und beim Ausgang steht noch immer der Herr „Finanzer“, der die jetzt immerhin schwierige Aufgabe hat, genau acht zu geben, daß kein verzehrungssteuerepflichtiger Bissen passiert. Er denkt natürlich nicht daran, Ernst zu machen. Er muß eben da stehen, als harploser Verzehrungssteuerhomo, ein Ueberbleibsel, ein vergessener Posten des alten Oesterreich.

Auf allen Wiener Bahnhöfen sieht es jetzt ungefähr so aus, aber am stürmischsten staut sich der Strom der großen Heimkehr auf den vier Bahnhöfen, die die letzten Ausläufer der Fronten sind: der Ost- und Südbahnhof, der Westbahnhof und der Nordbahnhof. Dort hat schon die ganze Umgebung nur die eine Farbe und den einen Sinn: Soldaten, Soldaten, dazwischen Gefangene und wieder Soldaten. Auf dem vom Novemberebel schmutzigeuchten Straßenpflaster liegen überall leere Konservendbüchsen umher, jene ständige

Soldatenspur. Auch der Troß der Nachläufer und Gaffer fehlt nicht. Frauen und Kinder, kriegsmäßig verwilderte Straßenjungen und jene Burschen, deren verdächtige Hüte allein schon wie ein Delikt anmuten. Ein sonderbares Jahrmarktstreiben mit gewiß nicht ganz einwandfreien Handelsgeschäften hat sich hier entwickelt. Der Verkauf von teuren, unheimlich aussehenden Leckerbissen und Zigaretten ist noch das Harmloseste. Minder harmlos sind die Geschäfte, bei denen die Soldaten die Verkäufer sind. Es wird ein schwinghafter Handel mit ärarischen Ausstattungsgegenständen getrieben. Decken, Brotsäcke, Menageschalen finden einen reißenden Absatz, Lebensmittel werden unter dem Höchstpreis abgegeben, aber auch Bajonette und Gewehre werden an den Mann gebracht und noch häufiger an halbwüchsige Burschen und Buben. Der Chor der Zuschauer, der sich sofort teilnehmend und sachverständig um jeden solchen Handel ansammelt, macht dazu keine volkstümlichen Bemerkungen. Während die einen den Rechtsstandpunkt vertreten, daß man dies eigentlich „anzagn“ sollte, meinen die Opportunisten: „Bei die Behmen nehmen i' es eahn eh weg.“ Die größte Sensation erregt aber ein verhungert aussehender Soldat, der am Straßenrand eine köstliche Mahlzeit hält: Brot mit Schweineschmalz. Die Frauen aus dem Volke sagen bewundernd und ganz aufgeregt: „Jeh, dös schene weiße Schmalz. So was, hab' i' n ganzen Krieg net g'seh'n.“ Und alsbald ist der Soldat den verlockendsten preistreibenden Angeboten ausgezogen, die bei vierzig Kronen beginnen und bis zu siebzig steigen. Aber der arme Bursche denkt gar nicht daran, Geschäfte zu machen, er will nur einmal seinen Hunger stillen und derart seine Heimkehr ins Zivil feiern. Er ist also unbekümmert weiter, und ebenso unbekümmert bleiben die Leute stehen und sehen andächtig und bewundernd zu, wie ein Soldat Schmalzbrot ißt. . . .

Vor dem Bahnhofseingang patrouillieren junge Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und Sturmhaube. Aber diese Kampfmittel, die hoffentlich bald endgültig verschwunden sein werden, dienen nicht dem Kampf und der Verwundung, sondern der Ordnung und Friedenssicherung. Es geht auch alles ganz geordnet und geregelt zu. Jeder wegfahrende Soldat muß beim Eingang seine Waffen abliefern, und man kann nicht sagen, daß ihnen der Abschied vom Schwert oder

Bajonett an ihrer Linken besonders schwer würde. Mit dem heiteren Blinken war es ohnehin nicht weit her. Im Vestibüle drängen sich abgenützte schwarze Soldatenkoffer, abgetragene Rucksäcke, die endlich in den dauernden Ruhestand gehen dürfen, stehen Gruppen von Offizieren aller Nationalitäten in alter Verträglichkeit und Freundschaft abschiednehmend beisammen. Italienische Kriegsgefangene gehen munter und gut gelaunt umher, wie Menschen, die von einem Ausflug heimkehren, während die gutmütig blonden Russen auch jetzt in der Freiheit eine unveränderte, geduldig bedächtige, ernste Miene bewahren. Alles gewohnte Bahnhofslieben ist ausgestorben. Die Kassen sind geschlossen, niemand kauft die neuen Romane und die illustrierten Zeitschriften, nicht einmal das frische Bier und die Schnäpse beim Büfett finden Abnehmer. Die Soldaten haben keine Zeit und Lust, sich aufzuhalten. Sie wollen nur in den nächsten Zug einsteigen und wegfahren. Manche scheinen es derart eilig zu haben, daß sie sogar alles Ueberflüssige zurücklassen. In einem Winkel bei der Gepäckkassette liegen aufgeschichtet allerlei herrenlose Monturstücke: Mäntel, Kappen, Zeltblätter, Brotsäcke, Wäsche, alles sehr abgetragen und schmutzig, aber es gibt doch genug Interessenten, die darin wühlen, die suchen und guistieren. Sogar ein komplettes geladenes Maschinengewehr ist hier zurückgelassen worden, wird aber wenig begehrt. Diese weggeworfenen und zurückgelassenen Ueberbleibsel machen einen seltsamen Eindruck: ein Restenausverkauf des Krieges um jeden Preis. . . .

Ein Zug nach dem andern fährt, mit Soldaten voll besetzt, aus der Halle. Ohne Hurra und Zuhu, ohne pathetische Ansprachen, ohne Hymne und Gesang. Ganz still vollzieht sich die Heimkehr der Soldaten. Sie finden alle ihren Weg nach Hause, wenn auch niemand da ist, der nach höheren strategischen Absichten und Plänen über das Menschenmaterial disponiert. Das Menschenmaterial . . . was für ein häßliches Wort das ist und wieviel Geringschätzung für das Einzelschicksal und das Einzelleben daraus spricht. Hier, auf dem Bahnhof, empfindet man das auf einmal deutlicher als je, jetzt, wo die Soldaten heimkehren, wo sich das Menschenmaterial wieder in einzelne Menschen auflöst. Nie wieder dürfen Zeiten wie diese kommen. Nie wieder darf es Menschenmaterial geben. Nur Menschen — das genügt.

WIENER ZEITUNG

Nr.: 256 TAG: 6. XI. 1918

Verlautbarung.

Alle Ukrainer der ehemaligen österreichisch-ungarischen Armee werden vom Ukrainischen Nationalrat in Lemberg namens des proklamierten ukrainischen Staates in den Verband der ukrainischen Nationalarmee übernommen.

Offiziere und Mannschaftspersonen nichtukrainischer Nationalität werden prinzipiell aus den bisherigen, vorwiegend aus Ukrainern zusammengesetzten Abteilungen (Truppenkörper, Anstalten, Formationen etc.) der ehemaligen österreichisch-ungarischen Armee ausgeschieden.

Der Eintritt derselben in den Verband der ukrainischen Nationalarmee erfolgt nur über ihr eigenes Verlangen und hat die Ablegung des Gelöbnisses, wie dasselbe für die Angehörigen der Ukrainischen Nationalarmee vorgeschrieben ist, zur Voraussetzung.

Die Meldung hat beim Ukrainischen Nationalrat in Lemberg zu erfolgen. Insolange der Verkehr zwischen dem Westen und Lemberg unterbrochen ist, haben sich Offiziere bei der Vertretung des Ukrainischen Nationalrates für Militärangelegenheiten in Wien, Kriegsministerium, Zimmer Nr. 163, Mannschaftspersonen bei der Sammelstelle der ukrainischen Nationalarmee, 10. Bez., Laaer Straße, Artilleriebarackenlager, zu melden.

Der Vertreter des Ukrainischen Nationalrates für Militärangelegenheiten: Smal-Stocki.

## Einmarsch in Tirol.

Deutsche Truppen sind gestern in Tirol und in Salzburg einmarschiert und sie haben bereits Innsbruck und die Tauernbahn erreicht. Sie wollen sich den anmarschierenden Italienern entgegenstellen, sie wollen sie bei den Höhenzügen, die Nord von Süd scheiden, beim Brenner und auf dem Tauernpaß aufhalten, auf daß nicht bayrisches Land vom Krieg überzogen werde. Die beiden Gebirgsübergänge sind vom Standpunkt der Kriegsführung aus günstigere Verteidigungsstellen als die Ebenen, die an den Grenzen Bayerns liegen. In Oesterreich beginnt sich damit das gleiche Schicksal zu erfüllen, das im Spätwinter des heurigen Jahres nach dem Frieden von Brest-Litowsk Rußland erreicht hat. Der Sonderfrieden endet für den, der untreu aus dem Bund auspringt, damit, daß sein Land zum Kriegsschauplatz wird. Die Westmächte und Japan sind in Rußland einmarschiert, als sich die Sowjetrepublik unter dem Beifall Deutschlands von den Westmächten losgesagt hat. Deutschland marschiert in Tirol und Salzburg ein, da sich das ungetreue Habesburg im letzten Augenblick von ihm abwendete und vor den Kriegsgegnern das Schwert streckte. Furchtbares Unglück kann neuerdings hereindringen über das schwergeprüfte Land der Gaue Deutschösterreichs. Schon sind die deutschen Soldaten in Innsbruck, und ehe diese Zeiten vor den Leier kommen, werden die ersten bayrischen Truppen schon den Brenner besetzt haben und dort den Ball von Menschenleidern zu errücken beginnen, der an der Grenze Süd- und Nordtirols den Italienern halt gebieten soll. Zwischen den Italienern und den Deutschen ist aber die rückstufende Million der österreichisch-ungarischen Soldaten, die bisher die Südtiroler Front gehalten haben und die aus dem unwirklichen Gelände des Hochgebirges keine andere Straße nach dem rettenden Norden haben als die über den Brenner. Vorne der Wall deutscher Soldaten, rückwärts die nachrückenden Italiener, die Bayern als ihr Ziel haben, um auch vom Süden her das Deutsche Reich zu bedrohen, dessen Kaiser so hartnäckig an dem Thron klebt. Welch furchtbare Lage unserer Truppen! Wäre Wilhelm II. wirklich das gewesen, was er immer der Welt vorgelogen hat zu sein, der Vater des Siebzigmillionenvolkes, dann wäre dieses neueste Unglück nicht hereingebrochen über das deutsche Volk im Reich draußen wie in Oesterreich. Wäre er zurückgetreten, die Abordnung, die gestern von Berlin zu dem Oberbefehlshaber der Westmächte, zu General Foch, abgereist ist, hätte schon vor Wochen diese Reise unternahmen können und Deutschland hätte schon den Waffenstillstand gleich Oesterreich-Ungarn und gewiß unter weit weniger harten Bedingungen als sie jetzt gestellt werden. Deutschland wird keinen Frieden ohne Länderraub und Lösegeld bekommen, Deutschland wird Gebietsteile abtreten müssen und Deutschland wird Kriegsschädigung zahlen müssen, viele Milliarden, und Jahrzehnte lang wird das deutsche Volk die Tatsache zu bezahlen haben in Geldleistungen an den Staat, so wie sie heute bezahlen muß mit dem Blut seiner Söhne, die Tatsache, daß Wilhelm II. kein Vater seines Volkes, sondern ein Nabenvater ist. Alles opfert der letzte Hohenzollern, der das deutsche Volk regiert hat, hin, Menschenleiber und die Kraft des deutschen Volkes, nur um seine ohnehin schon zum Schatten herabgedrückte Herrschaft noch um einige Wochen zu verlängern. Schon erhebt sich das arbeitende deutsche Volk. In Kiel haben die Matrosen Besitz von der Stadt ergriffen. Nach einer mächtigen Demonstration haben die Stuttgarter Arbeiter den Minister des Innern (natürlich alten Stils)

gezwungen, mit ihnen zu verhandeln und ihre Wünsche anzuhören, schon haben sich die Kieler Arbeiter erhoben. Die Fraktion der deutschen Reichstagsabgeordneten aber droht, ihre in die Regierung entsendeten Männer zurückzuziehen, wenn sich das Bürgertum, das heute noch den deutschen Kaiser hält, nicht dazu entschließt, den Kaiser zum Rücktritt zu veranlassen. Mit den Kieler Matrosen haben sich auch die Matrosen der ganzen Ostseeflotte erhoben, auf dem Linienschiff „Kaiser“ wurden die Offiziere von den Matrosen gezwungen, die Flagge herunterzuholen. Auch die Hamburger Arbeiter und Matrosen erheben sich. Es kam auch in Hamburg zu Zusammenstößen, bei denen geschossen wurde. Drei Personen wurden verletzt. Die Soldaten und Arbeiter, die sich zu Räten zusammengeschlossen haben, fordern vor allem die Freilassung aller politischen und militärischen Verurteilten. In weiterer Folge ist in Hamburg ein Generalstreik ausgebrochen, der alle Betriebe umfaßt, ebenso in Lübeck. Das deutsche Proletariat muß sich erheben zu einer letzten großen Kraftanstrengung, um den Vater wegzubringen. So wird deutlicher und immer deutlicher vor allem Volk die Schuld der beiden Kaiser, die Schuld des einen, der im letzten Augenblick durch seine Untreue gegenüber dem Bundesgenossen Deutschösterreich zum Kriegsschauplatz macht, die Schuld des anderen, der durch seine Untreue gegen das deutsche Volk die schwersten Prüfungen über dieses Volk heraufbeschwört, die schwersten Opfer von ihm heischt für heute und auf Jahrzehnte hinaus, nur um sich selbst noch das bishigen Herrschaft auf einige Wochen zu retten. Wenn es gälte, den Völkern einen Anschauungsunterricht zu geben, was die monarchische Regierungsform innerlich wert ist, der Anschauungsunterricht könnte nicht besser gegeben werden, als durch diese beiden. Einen einzigen Trost gibt es in diesem Wirral, daß das deutsche Volk Oesterreichs wie das

des Reiches draußen nicht vernichtet werden kann. Umso leichter wird es auch diese letzten Wunden zur Heilung bringen können, je kräftiger sich losringt aus dem Wirrwarr der Gedanke, daß sich auch das deutsche Volk selbst regieren muß. Schwer sind die Opfer, die im letzten Augenblick noch das alte System fordert — aber die Zukunft ist des freien Volkes.

Noch eine Sorge kommt an unsere Brüder im Reich heran. Die deutsche Regierung hat die Beziehungen zu der russischen Sowjetregierung abgebrochen. Unter Mißbrauch ihrer Hoheitsrechte hat die russische Botschaft in Berlin Flugblätter nach Deutschland einzuschmuggeln versucht, durch die nach dem Berliner „Vorwärts“ Uneinigkeit und Zerplitterung in die Reihen der Arbeiterschaft getragen und sie zu einer Politik ermuntert werden könnten, die russischen Verhältnissen entsprechen mag, deutschen aber nicht. Der „Vorwärts“ filat hiezu: Wir

Arbeiterkammer für Wien  
Dokumentation  
A. 5. AM ABEND (Führungsdienst)  
TAB. F. M. K. 1917

wollen keine russischen Zustände, denn wir wissen, daß das russische Volk unter der bolschewikistischen Herrschaft Hungers stirbt, obwohl Rußland ein vorwiegend aderbautreibendes Land ist. In Deutschland müßte die Anwendung ähnlicher Methoden zu noch viel entsetzlicheren Zuständen führen. Die deutsche Arbeiterschaft ist sozialistisch durch und durch, aber den Socialismus asiaticus, der sich Bolschewikismus nennt, lehnt sie ab. Diese Ablehnung ist bei den Anhängern der alten Sozialdemokratie vollständig, sie wird aber auch von dem weitaus größten Teil der Unabhängigen geteilt. Mit dem Bolschewikismus einverstanden ist nur ein ganz kleiner Teil der Spartacus-Gruppe. Die deutsche Arbeiterklasse lehnt es ab, sich russischen Schweden dienstbar zu machen, und sie hat sich fürwahr Besseres verdient als das russische Hungerelend, das noch hundertmal ärger ist als das deutsche.

In hohem Maße gilt das Gleiche auch von uns. Auch wir können der Dinge nur Herr werden, wenn man es uns selbst überläßt, das Richtige zu treffen. Wir wünschen dem russischen Sozialismus, daß er in seinem Lande das Richtige treffe und werden glücklich sein, wenn seine Methoden den Sozialismus zum Sieg führen. Wir nehmen aber für uns daselbe Recht in Anspruch, selbst die richtigen Methoden zu finden, den sozialistischen Gedanken, der in Deutschösterreich Millionen überzeugte Anhänger hat, zum Sieg zu bringen. Daß der Abbruch der Beziehungen mit Rußland dem deutschen Volk eine neue Sorge bringt, ist außer Zweifel. Man kann nur hoffen, daß das deutsche Volk auch diese Sorge überwinden wird.

## Der letzte Schuß.

Der gestrige deutsche Abendbericht lautet kurz: „An der Westfront ruhiger Tag.“ Es ist möglich, daß gestern schon in dem entsetzlichen Weltkrieg der letzte Schuß gefallen ist. Denn am selben Abend, da dieser Bericht hinausgegangen ist, begab sich die deutsche Friedensabordnung unter Führung des Staatssekretärs Erzberger zu den französischen Vorkosten auf der Straße Chimay—Nourmies—La Capelle—Guise, um von den Vorkosten zu Marschall Foch gelotet zu werden, mit dem sie über den Waffenstillstand verhandeln soll. In dem Funkentelegramm, das die deutsche Oberste Heeresleitung auf Anordnung der Regierung an Marschall Foch gesendet hat, steht auch, daß die deutsche Regierung im Interesse der Menschlichkeit begrüßen würde, wenn mit dem Eintreffen der deutschen Abordnung an der Front der Verbündeten vorläufige Waffenruhe eintreten könnte. Möge der deutsche Abendbericht so zu deuten sein, daß diese Forderung der Menschlichkeit von den Franzosen und Engländern bereits erfüllt worden ist. In dem Augenblick wird sicherlich schon über die Waffenstillstandsbedingungen verhandelt und da den Deutschen kein anderer Weg bleibt, als die Bedingungen anzunehmen, so kann man es auch als sicher annehmen, daß es zum Waffenstillstand kommen wird. Die Bedingungen werden hart sein. Alles, was der deutsche Militarismus an Sünden begangen hat in diesen 4 1/2 Jahren, wird nun dem deutschen Volk heimgezahlt werden. Es wird bitter an den Sünden derer zu tragen haben, die den preussischen Militarismus als die mächtigste Stütze des deutschen Volkes ausgegeben haben, obgleich er nie etwas anderes war als die mächtigste Stütze an Thron, Altar und Geldsack. Dennoch kann, wie hart und demütigend die Waffenstillstandsbedingungen auch ausfallen mögen, das deutsche Volk hoherhobenen Hauptes heimziehen, dennoch kann es frohgemut in die Zukunft sehen. Wie immer auch die Bedingungen ausfallen mögen, das deutsche Volk wird wohl die Last zu tragen haben, aber getroffen bis ins Herz ist der preussische Militarismus. Er ist ausgeilgt. Das aber ist der erste große Gewinn, den das deutsche Volk aus dem Weltkrieg heimbringt. Um die Friedensverhandlungen, die die endliche Gestaltung der Dinge erst feststellen werden, braucht dem deutschen Volk nicht bange zu sein. Ueber ein Siebzigmillionenvolk kann keine andere Völkerverbindung der Erde, und sei sie noch so mächtig, hinwegschreiten, und die Tüchtigkeit des deutschen Volkes wird sich trotz alledem und alledem wieder durchsetzen verstehen. Wenn es seine Kraft nicht mehr dazu aufwenden muß, die wahnsinnige Kriegsrüstung des Reiches aufzubringen, wenn der Friede im Interesse der ganzen Welt, im Sinne der Wilsonschen 14 Punkte ausfällt, dann wird dieses Volk nach dem schwersten Aberlaß, den es erlitten hat, mit alter Tatkraft an seinem Wiederaufbau arbeiten, an seinem Wiederaufbau, an seiner Rettung. Dank seiner eigenen Kraft wird es sich herausführen aus dem Elend, in das es durch den Militarismus gebracht worden ist.

Hoherhobenen Hauptes kann das deutsche Volk vom Westen heimziehen. Es wird ein anderes Deutschland vorfinden, ein Deutschland ohne Kaiser und Kronprinzen. Heute mittags läuft die Stunde ab, die die geeinnigte Sozialdemokratie Deutschlands dem Reichstanzler zur Erfüllung ihrer Wünsche als äußerste Grenze gestellt hat. Diese Forderungen aber lauten:

1. Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen.

2. Aufhebung des Verbotes der fünf Berliner Versammlungen der Unabhängigen.

3. Stärkere Beteiligung der Sozialdemokraten an der Reichsregierung.

Wenn diese Forderungen, so lautet das Ultimatum, bis mittags nicht angenommen werden, treten die Sozialdemokraten aus der Regierung aus.

Wenn Prinz Max von Baden noch nicht sieht, daß das deutsche Volk den Kaiser und den Kronprinzen nicht haben will, so wird die mächtige deutsche Sozialdemokratie daraus die Folgerungen ziehen, sie wird den Kampf aufnehmen und es kann heute schon kein Zweifel sein, daß sie ihn siegreich bestehen wird. Zu groß ist die Schuld des Gottesgnadentums, als daß sie ungeführt bleiben könnte, als daß es für die Völker — und dies gilt nicht nur für Deutschland, dies gilt auch für Oesterreich — länger noch erträglich wäre, unter der Fuchtel irgendwelcher Hausmachtspolitik — und möge sie sich noch so demokratisch gebärden — stehen könnte. Die heutige „Reichspost“ regt sich unbändig über unsere gestrigen Bemerkungen auf, daß es der Untreue Habsburgs gegenüber dem Bundesgenossen in letzter Linie zu danken wäre, wenn Tirol, Salzburg und Kärnten zum Kriegsschauplatz würden. Sie spricht von Verleumdung und glaubt dies durch die geschichtliche Lüge erweisen zu können, daß es die ungarische Sozialdemokratie war, die den Abfall Oesterreich-Ungarns von Deutschland durchgesetzt habe. Den vom König Karl bestellten Ministerpräsidenten Petererle und seinen Drahtzieher Tisza sieht sie nicht, und wenn es selbst so wäre, daß Ungarn die Forderung an seinen König gestellt hätte, daß er untreu werde, was hätte einen König, der nach der monarchischen Legende doch der Inbegriff aller Tugenden sein soll, hindern können, dennoch Treue zu bewahren? Doch nur die Angst um seinen Thron, um seine ererbte Würde und Hoheit. Wenn ihm Thron, äußere Würde und Hoheit

höher stehen als die Treue gegenüber dem Freunde, die von innerer Würde und Hoheit zeugt, dann hat er sich eben als ein kleinlicher, von Lastern geleiteter Mensch erwiesen und das muß festgehalten werden, wenn die Folgen dieses Lasters sichtbar werden. Die optimistische Hoffnung, daß es doch zu keinem Kampf auf dem Boden Kärntens, Tirols und Salzburgs kommen werde, kann uns über die Tatsachen nicht hinwegtäuschen. Die Aufregung der „Reichspost“, die wir ja begreifen, da sie ohne den Monarchismus schwerste Einbuße erleiden wird, ist also aus politischen oder geschichtlichen Gründen keineswegs gerechtfertigt. Wenn Throne wackelten, haben auch die Funder aller Zeiten ihre eigenen Stühle wackeln sehen und so etwas kann ja dann auch leicht um die Besinnung bringen. Wir nehmen davon mit lässlicher Ruhe Kenntnis. Wir wissen, daß die Entwicklungsklinie nicht nur in den Staaten, die gestern noch Oesterreich-Ungarn gebildet haben, sondern auch in Deutschland zur Republik führt und wir freuen uns dieser Tatsache, denn sie wird den tüchtigsten der einzelnen Völker die Bahn öffnen und nicht denen, die durch den Zufall der Geburt auf den Führerposten gestellt sind. Langsam reift die zweite Frucht der Ereignisse, die Ueberwindung des Monarchismus. Die Bahn wird dann frei werden für die Völker zum Kampf gegen den dritten großen Feind, gegen den Kapitalismus. Die Völker können, wie schmerzlich auch das Erleben dieser Tage ist, mit der Entwicklung der Dinge zufrieden sein.

### Betrachtungen eines Unpolitischen.

Es gibt eine Novelle von Daudet, die von einem alten französischen Obersten erzählt, der den Krieg von 1870/71 seiner Kränklichkeit wegen nicht mitmachen konnte. Um sein Gefühl zu schonen, ließ ihm seine Tochter die Zeitungen vor, aber mit augenblicklich hineingeschicktem Inhalt. Von den Erfolgen der Preußen durfte der Patriot nichts erfahren, und so las sie lauter französische Siege vor. Bis zum Schluß. Eines Tags erhebt sich der Oberst, zieht seinen Galavrock an, tritt auf den Balkon, um die heimkehrenden, siegreichen französischen Truppen zu begrüßen. Als die Soldaten näher kommen, sieht er — fremde Uniformen, hört er einen fremden Stogesmarsch: es sind die Preußen! Entsetzt bricht er zusammen. An dies dichterische Phantasiebild erinnert die Wirklichkeit von heute — nur mit umgekehrten Rollen: nicht der französische Patriot wurde getäuscht . . .

Erstarrt fragte jetzt mancher deutsche Vaterlandsfreund: Waffenstillstand? Wir bitten um Waffenstillstand? Wir haben doch noch gestern gesiegt? — Er hatte nur die Fausaren gehört durch alle vier Jahre, hatte nur einen Teil der Wahrheit gelesen. — also Unwahrheit — die Tatsachen ergänzen nun die andere Hälfte. In den Schwereentwürfen, die nun staunend ihr Haupt aus Träumen heben, und eine andere Welt vorfinden, gehört auch Thomas Mann, der Dichter der Buddenbrooks, der Dichter des Todes in Venedig, eines reinen deutschen Meisterwerks. Er ließ nunmehr einen 600 Seiten starken Band bei S. Fischer in Berlin erscheinen: Betrachtungen eines Unpolitischen. Und es tut in der Seele weh, diese Künstlerbekanntnisse zum Krieg zu lesen, diese verbenden Wünsche, suchenden Sehnsüchten, diesen ehrlichen Glauben, diese

himmelanrufenden Hoffnungen, die alle auf falscher Voraussetzung beruhen. Gegen Ende seines Buches atmet er einmal tief auf und jubelt folgenden Freudenstreich aus seiner Brust:

„Wir halten Ende Oktober 1917. Krieg ist zurückgenommen, österreichisch-deutsche Divisionen erbrechen die Alpenpässe und stiegen in die venetianische Ebene nieder. Was in Rußland, in Rumänien geschah, kann sich in Italien wiederholen. Es wird sich wiederholen — daß die es Land die im Kriege im Ernst nicht gewachsen sei; hat irgend jemand das nicht gewußt? Welches Lachal, die Nachrichten dieser Tage! Welche Besetzung, Entlassung, Erquickung gewährt die „Macht“, die klare und majestätische Waffentat nach dem faulig-erstirrenden Duft und Wust der inneren Politik, der sozialen Anarchie Deutschlands, seinem selbstverräterischen Angeln mit der Unterwerfung unter die „Demokratie“, seinen „politischen“ Versuchen sich anzugleichen, sich zu „verständigen“, indem es in seinen diplomatischen Notizen zur Sprache Wilsons Unbescheidenheit! . . . Noch einmal darf man freudig atmen. Die Niederlage Italiens, das wäre die Niederlage Mazzinis und d'Annunzios, des demokratisch-republikanischen Brandredners und des ästhetisch-politischen Handwurfs, die ich beide hasse aus Herzensgrund. — Dennoch glaube ich nicht mehr, wenn ich es jemals glaubte, daß die Probleme, die unlöslichen politischen Probleme Europas, durch die Streiche der Macht gelöst werden. Deutschland hat zu oft gesiegt, um an Siege noch zu glauben. Der Krieg ist unabsehbar, der „Friede“ ferner als je.

Sittlichkeit von 1917 . . . ! Keinen der vorstehenden Sätze liest man ohne Bitteres Lächeln. Und statt „Betrachtungen eines Unpolitischen“ verdient das Buch den Namen „Betrachtungen eines Getäuschten“, soweit es sich mit Krieg und Sieg beschäftigt. Anders

(Mannsgall) TACEPOST (GROS) TROCAT

NO. 18 APR. 1918

308

dort, wo es rein's Bekenntnis ist. Hier horcht man...  
 Mann ist Anhänger eines Deutschland, worin nicht  
 die Willkür herrschen, er belegt es durch Wagner  
 und Schopenhauer und Nietzsche und belegt damit nichts  
 als sein Recht als Künstler. Der Künstler ist Selbst-  
 herrscher, der Künstler Säger der Persönlichkeit seit  
 den Tagen, da Jemand das odi profanum vulgus  
 gefungen hat... Er erwartet nichts vom Umkreis-  
 gewimmel der Masse — die Kunst wohnt bei Wenigen  
 — und Niemand wird Mann, dem Künstler, das Recht  
 auf Selbstbestimmung streitig machen. Hier ist er stark,  
 hier mutig und wertvoll, ein Ruser, dessen Stimme  
 widerhallt in vornehmen Seelen. Eher nimmt man  
 ihm das Fremdwort übel, das gar nicht mit dem  
 Maß und Ton seines Buches zusammenklängen will:  
 Residuum, Irritabilität, Dialektik, Memorandum,  
 Diarium, Inventar, Chronik, Expositionen, Ex-  
 plorationen, Expektorationen — wie schön müßte aus  
 dem Munde eines Sprachkünstlers wie Manns, aus  
 der Hand eines der feinsten Sprachempfinders das  
 reine Deutsch klingen!

Zu Anfang des Krieges war Thomas Mann bis  
 in den Grund seines Wesens von dem Gefühl beherrscht,  
 „buchstäblich nicht weiterleben zu können, wenn Deutsch-  
 land vom Westen geschlagen worden wäre, so daß es  
 sich „schämen“ und die Vernunft der Feinde hätte an-  
 nehmen müssen...“ Inzwischen ist das Alles ein-  
 getreten, die deutschen Gewalttäter müssen sich  
 „schämen“, die deutsche Verfassung hat bereits zum Teil  
 die ratio der Feinde angenommen und Thomas Mann  
 wird sich selbst darcinfinden und eine neue Lebensform,  
 einen Ausgleich mit dem neuen Deutschland suchen  
 müssen.

Was sich für einen schämt, schämt sich nicht für  
 alle... Man versteht, daß ein Geist, der eignes  
 Licht an der Stirn trägt, sein Selbst betont; aber

mitteilig und nachdenklich betrachtet man den ver-  
 kümmerterten Zweig am großen deutschen Lebensbaum,  
 den Wiener Pöschbürger, den „hohen Darm“ im  
 Sinne Goethes, der mit Etwasdrat und Selbstbestim-  
 mung, mit all der neugewonnenen Freiheit nichts an-  
 zufangen weiß; der zurück möchte in sein Gefängnis,  
 wo's schön warm und mollig und gedankenlos war.  
 Ein gefühlvoller Mann hatte einmal den Einfall, einen  
 schweren Ziegel aufzuheben, der im Hof lag, weil  
 ihn die Missethäter erbarmten, die darunter in Dreck und  
 Finsternis lebten. Er hob den Stein und freute sich  
 der Dankbarkeit der armen Geschöpfe, die nun befreit,  
 die Sonne schauen konnten. Doch die Missethäter standen  
 zuerst reglos und ratlos — dann ließen sie flugs  
 unter einen anderen Ziegel. Als sie sich wieder ge-  
 borgen fühlten, rannten und schimpften sie wider den  
 Mann, der ihnen Dunkel und Dreck hatte nehmen  
 wollen: „wie sollen wir denn leben? Wie sind ja Bür-  
 ger vom Grund...“

Thomas Mann wird sein Buch in neuer Auflage  
 unarbeiten müssen. Alles austreichen, was sich auf  
 falsche Voraussetzungen stellte. Auch Sven Hedin wird  
 dies vielleicht tun, um sich lesbar zu erhalten: noch  
 im Buch „Jerusalem“ glaubt er an den deutschen  
 Endsieg, deshalb, weil ihm die Unbesieglbarkeit aus  
 tausend kunstvollen Stimmungsquellen ausfloß, aus  
 „Wahrheit“, die nur amtliche waren, Wortelwahr-  
 heiten... Mit eigenständlichem Gefühl liest man heute  
 bei Mann die Verse Hajenclevers, die dort angeführt  
 sind, um den Sturz anderer Mächte zu begrüßen als  
 der, die eben heute am Stürzen sind:

Paläste wanken. Die Macht ist zu Ende.  
 Wer groß war stürzt in den Abgrund,  
 Die Tore donnern zu.  
 Wer Alles besaß, hat Alles verloren.  
 Der Wind steigt aus den Trümmern,  
 Die neue Welt bricht an.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 309 TAG: 12. XI. 1918

**Die Feindseligkeiten eingestellt.**

**Letzter Bericht des Großen Hauptquartiers.**

Berlin, 11. November. (Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz. Bei Abwehr amerikanischer Angriffe östlich der Maas zeichneten sich durch erfolgreiche Gegenstöße das brandenburgische Reserve-Infanterieregiment Nr. 207 unter seinem Kommandanten Oberstleutnant Hennig und Truppen der 192. sächsischen Infanteriedivision unter Führung des Oberstleutnants v. Beschau, Kommandant des Infanterieregiments Nr. 183, besonders aus.

Infolge Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages wurden heute mittag an allen Fronten die Feindseligkeiten eingestellt.

Der Erste Generalquartiermeister Gröner.

## Tagesneuigkeiten.

\* **Alten des Weltkrieges.** Die deutschösterreichische Regierung hat nicht nur auf die militärischen Sachgüter, die sich im Bereich der deutschösterreichischen Provinzen befinden, die Hand darauf gelegt, sondern ist auch darauf bedacht, Güter ganz anderer Art zu bergen, damit sie in Zukunft nutzbar gemacht werden können. In erster Linie hat das Staatssekretariat für Österreichische Vorkriegsangelegenheiten getroffen, um das allerdings ungeheure **Antennematerial**, das dieser Krieg aufgeschichtet hat, soweit es für die Erkenntnis der inneren Zusammenhänge und der geschichtlichen Wahrheit notwendig sein wird, herzustellen. Der größte Teil dieser Antennen befindet sich bereits im **Artesgarth**, das sich gern und willig dem Staatssekretariat unterstellt hat, um Schutz und Sicherung für seine ganz unerfesslichen, bis in das Jahr 1937 zurückreichenden Vorkriegsbestände, aber auch für die aktuellen Vorkriegsbestände über den Weltkrieg zu finden. In der Bevölkerung wird vielfach die Befürchtung geäußert, daß allerlei Geheimnissen, die späterhin wichtige Klüffte geben werden, nun verschwinden und beiseite geschafft werden könnten. Soweit so etwas überhaupt möglich ist (in Wirklichkeit ist kaum daran zu denken, daß jemand in diesen ungeheuren Bergen von noch ungesichteten Antennenbündeln herumstöbern könnte, um ein Schriftstück peinlichen Inhalts zu finden), wird nun alles vorgelehrt, es zu verhindern. Das Kriegsbüro hat sich nunmehr bis auf weiteres für die Außenwelt versperret und sich vollständig unter die Befehlsgewalt des Staatsrates gestellt. Es sind allerdings noch sehr viele Feldakten ausständig, zumal die des Armeehauptkommandos. Vielleicht wird es nicht ganz zu verhindern sein, daß manches nach außenwärts befindliche Kompromittierende Schriftstück verschwindet; wenn man das aber ganz verhindern wollte, müßte man den Dingen bis in die Geschäftsbücher der Kriegslieferanten nachspüren. Jedenfalls wird genug von dieser Ware vorhanden bleiben, um die Grundlagen für das künftige Urteil über Personen, Dinge und Ereignisse sicherzustellen. Manches davon wird schon in allerhöchster Zeit zu Tage kommen.

### In Tirol.

#### Der Vormarsch der Italiener.

10. November. (Italienischer Bericht.) Unsere gegen den Brenner im Isar g o t a l vorrückenden Truppen haben L o b l a c h besetzt und rücken gegen O f t e n vor. Im Julischen Venetien gestern keine kriegerischen Ereignisse.

Innsbruck, 11. November. Die bayrischen Truppen haben heute T i r o l verlassen.

#### Glatter Abtransport.

Innsbruck, 11. November. Der Abtransport der Truppen geht nunmehr vollständig glatt vor sich. Die Italiener haben ihn südlich des Brenner derart organisiert, daß die Truppen — es sollen deren noch etwa 300.000 Mann unten stehen — in den Tälern zurückgehalten werden, um auf den Bahnen Störungen zu vermeiden. Die Italiener haben B r i z e n und F r a n z e n s f e l d e besetzt und sehen ihren Vormarsch gegen den Brenner fort. Es verlangt, daß sowohl der P o s t als auch der P e r s o n e n u n g s v e r k e h r nach Südtirol baldigt wieder aufgenommen werden soll.

Innsbruck, 11. November. Der Abtransport der italienischen Kriegsgefangenen und der italienischen Reichsangehörigen aus N o r d t i r o l über die S c h w e i z wird in den Tagen vom 12. bis 14. November durchgeführt werden.

### Die Italiener in Tirol.

11. November. (Italienischer Bericht.) Unsere Truppen haben den Brenner erreicht. Die Arbeiten für die Zählung der Gefangenen und der erbeuteten Geschütze aus der Schlacht vom 24. Oktober bis zum 4. November, 3 Uhr nachmittags, sind noch im Gange. Bisher haben 10.558 Offiziere, 410.116 Soldaten und 6818 Geschütze gezählt werden können. Infolge der Unterzeichnung des Waffenstillstandes mit Deutschland wurden die kriegerischen Operationen heute den 11. November um 11 Uhr an der ganzen Front eingestellt.

Innsbruck, 12. November. Die „Innsbrucker Nachrichten“ teilen mit, der italienische Kommandant habe auf die Anfrage des Bozener Gemeinderates erwidert, Italien habe nicht die Absicht, Bozen zu behalten und dem italienischen Staate einzuverleiben.

## Das Ende der I. u. I. Kriegsflotte in Pola.

Deutsche Leidensstage.

Am 28. Oktober 1918 fand im Kaiserpalast bei Pola eine geheime Versammlung statt, zu welcher alle Matrosen der I. u. I. Kriegsmarine ohne Unterschied der Nationalitäten Zutritt hatten. Dort wurde beschlossen, die sofortige Abrüstung der Einheiten und Heimsendung der Reservisten zu verlangen. Tags darauf brachte die Besatzung von S. M. S. „Brig Eugen“ diesen Beschluß demonstrativ zur Ausführung, indem sie die Offiziere ihrer Stellen entsetzte und selbst das Kommando übernahm. Die Ordnung war jedoch bald wieder hergestellt. — Am darauffolgenden Tage wiederholten sich ähnliche Szenen auf S. M. S. „Viribus Unitis“. Doch waren es da hauptsächlich Ungarn, welche stürmisch auf ihre Entlassung drangen. Man setzte sich mit den Wortführern in Verbindung und die Mannschaft versprach, mit Hinweis auf den nähererückenden Waffenstillstand in Geduld abzuwarten. Die Stimmung war beruhigt, doch im Dunkel glomm ein Brand, genährt von jenen, welche ihn entfacht hatten und die ihn im gegebenen Augenblicke nähren wollten. — Am 29. Oktober riefen Maueranschläge die Bevölkerung Polas zu Versammlungen. Die Straßen waren voll von siehenden Menschen, der Brand glomm heißer, der Augenblick, ihn wieder zu entfachen, war da. Am Abend des 30. übernahm ein südslawisches Kommando den Sicherheitsdienst, nachdem die Behörden sich der unruhigen Menge gegenüber machtlos erklärt hatten. — In der Nacht vom 30. auf den 31. Oktober erhielt der Kriegshafenkommandant von Pola den Befehl, die Festung den Vertretern der südslawischen Regierung zu übergeben. Dadurch war natürlich auch die Übergabe der Flotte bedingt. Die österreichisch-ungarische Marine hatte aufgehört zu sein. Fünfzehntausend Deutsche waren mit diesem Augenblicke entrechtet und der Willkür der Gewinner ausgeliefert. Ein reichlich schmutziges Handschreiben der südslawischen Regierung begründete die deutschösterreichischen Marineure als Brüder, sicherte ihnen einstweilen südslawische Gastfreundschaft und dann gesicherten Abtransport zu. Damit begann für die Deutschen eine Zeit voll von Widerwärtigkeiten und Demütigungen, eine Zeit der Gewalttätigkeit traurigster und lächerlichster Art. Mit Gelbesmut und Kaltblütigkeit wurde sie ertragen. Die deutsche Heimat kennt vielfach nur Tatsachen, welche heute schon tote Geschichte sind. Daß Tausende um ihr „Deutschsein“ Bitterstes gelitten, das weiß sie nicht. Und doch mußte auch dieses geschehen. Möge es dazu beitragen, und einig zu machen — fest — und wenn es sein muß, hart.

Gleich nach der Übergabe der Marine begannen die südslawischen Räte ihre Tätigkeit. Matrosenräte, von tschechischen Ärzten und Ingenieuren fast durchwegs, tagten an allen Orten und Enden. Sollte man jedoch eine Meinung erhalten, wußte niemand eine solche zu geben. Die Hauptsache blieb, daß man deutschösterreichischer abwieß. Das Gepäck der Offiziere und Mannschaftspersonen, welche sich ausstifteten, wurde bei den Arsenalstoren „visitiert“. Was den dort amtierenden Draanen gefiel, wurde zurückgehalten.

Am Abend des 31. sollte, entgegen den Übergabsbedingungen, die aus Ungarn herbeigeschaffte Tricolore gehißt werden. Um 6 Uhr nachmittags löste S. M. S. „Viribus Unitis“, jetzt „Jugoslawia“ genannt, den Salut für die alte Flagge, das Kastell Pola den für die Tricolore. In der darauffolgenden Nacht legten drei italienische Offiziere, welche sich auf irgendeinem Wege eingeschlichen hatten, Sprengspitzen an den Rumpf der „Jugoslawia“ und den Dampfer „Wien“. Um 6 Uhr morgens des darauffolgenden Tages begaben sie sich an Bord der ersteren und erklärten, das Schiff würde in zehn Minuten sinken. Durch Befehle und Gegenbefehle verwirrt, verließ nur ein Teil der Besatzung das Schiff. Eine schwache Detonation und der „Viribus“ sank seiner alten Flagge nach. Bald darauf folgte die „Wien“. Die Italiener wurden im Hafenaumrath in Haft gesetzt. Trotzdem wurde das Gerücht verbreitet, deutschösterreichische Offiziere hätten das Schiff versenkt. Nun durchzogen wütende Volkschaufen die Straßen, Patrouillen verhafteten Offiziere und eskortierten sie wie Verbrecher zum Hafenskommando. Gleichzeitig wurde ein Brand nahe dem Munitionslager Halle Lunga fingiert. Alles floh zur Stadt hinaus ins Freie. Doch da standen auch schon Wachen an allen Ausgängen, setzten den deutschösterreichischen das Bajonett an die Brust, verlangten die Auslieferung der Revolver, trotzdem diese meist Privateigentum waren, und forderten das Abtrennen der Kassetten.

Dem Schicksal der Deutschen hatte sich ein deutscher Ausschuss gebildet, welcher den Abtransport regelte und ihre Interessen vertret. Er arbeitete unter den größtmöglichen Schwierigkeiten Tag und Nacht. Ihm ist es zu danken, daß es nicht zum Schlimmsten kam. Allerdings gingen seine Hilfsmöglichkeiten nur bis zu gewissen Grenzen, jenseits welcher die brutale Macht stand. So vermochte er es die ersten Tage nicht zu verhindern, daß das Gepäck der Abreisenden einer genauen „Visitierung“ unterzogen wurde. Jedes Gepäckstück, jeder Mannschaftsack wurde einfach ausgetraut. Kleider, Wäsche, Schuhe, Lebensmittel, alles wurde bis auf einen kleinen Rest weggenommen. Keine Dürftigkeit, welcher Art immer, blieb erspart. Dann endlich wurden die Beurlaubten in Viehwagen gepfercht. Für Deutsche war diese Art der Beförderung immer noch zu gut. Das also war die versprochene südslawische Gastfreundschaft! Wahrlich, wir Deutsche können daran lernen. Die Umsicht des deutschen Ausschusses half über das Schlimmste hinweg, Konserven und Brote wurden verteilt. Die meisten der Reisenden hatten mehr als 48 Reisetunden vor sich. Jüge auf Jüge rollten ab. Schnüffeltig harrete jeder auf die Erlaubnis abzureisen.

Inzwischen herrschte unter den Führern der südslawischen Marine ärgste Verwirrung. Der Miesenapparat des Marinebetriebes stockte und war nicht in Bewegung zu bringen. Deutsche Offiziere wurden auf das dringendste gebeten, auf den früher innegehabten Posten zu bleiben. Der

Mannschaft gegenüber wurden Repressalien angewendet. Man erklärte ihr nämlich, sie müsse sich entschließen, bis zu ihrem Abtransport Dienst zu machen, sonst würde man ihr Verköstigung und Unterkunft entziehen. Die Herren Südslawen bekamen da wohl manches echt deutsche Wort zu hören. Viele lange Jüge rollen täglich aus der kleinen Station Pola gegen Norden. Immer ist noch kein Ende abzusehen. Viele tausend deutsche Herzen schlagen ungeduldig der deutschen Heimat entgegen. Möge sie mit weicher Hand all die Bitternisse aus den Herzen ihrer verratenen Söhne streichen.

## Die Verbrecher.

Vor einigen Jahren wurde die Deffentlichkeit durch den mit teuflischer Seelenlosigkeit ins Werk gesetzten tödtlichen Giftmord des Oberleutnants Hofrichter in Erregung gesetzt. Er fand Verteidiger, weil man nicht glauben konnte, daß solche teuflische Tüde in einer Menschenseele Platz finden könnte. Da aber seine geschickt bemäntelte Schuld offen zu Tage lag, da flatterte das Wort auf, daß er ein Opfer der Erziehung sei, die ihm im Generalstab zuteil wurde. Hofrichter wollte einige Vordermänner im Aufstieg durch Giftpillen wegräumen, die er seinen Opfern mit der Mitteilung zusendete, daß es Bissen zur Erhöhung oder Neubelebung verpackter Mannbarkeit seien. Ein Opfer ging ihm ins Garn. Daß er ein Generalstäbler war — ein Opfer der Erziehung im Generalstab — wurde ihm schließlich bei den menschlich Denkenden als Milderungsgrund zugebilligt.

## Die gekrönten Urlauber.

Hofrichter saß in Kerker, die anderen, ebenso wie er Erzeugenen aber weiter in Amt und Würden, und das Amt war, den Krieg vorzubereiten, der schließlich zwanzig Millionen Männern das Leben kostete. Und wie sie den Krieg herbeigeführt haben. Högendorf und Stürzfeld, Berchtold und Tisza waren die Kriegstreiber. Nun kommt es heraus. Im bayrischen Amt für Auswärtiges hat der Präsident der bayrischen Republik, Genosse Kurt Eisner, den Briefwechsel zwischen Berlin und München in jenen Tagen herausgesucht, und dieser Briefwechsel gibt uns klare Aufschlüsse darüber, daß der Krieg von Oesterreich-Ungarn gewollt, von Deutschland unterstützt wurde, sofort nach dem Tode Franz Ferdinands, und daß sich die gekrönten Häupter Oesterreich-Ungarns und Deutschlands in die schmutzigste Komödie eingelassen haben, um sich vor der Welt und der Weltgeschichte den Anschein von friedensliebenden Herrschern zu geben. Vielleicht ist der wenige Schuldige daran noch der alte Franz Josef, dem drei eingehaftes Nachlassen der Denkrast zugebilligt werden kann, den man einfach nach Tisch abgehoben hat. Aber der deutsche Kaiser hat mit vollem Bewußtsein in jenen Tagen eine Nordlandreise unternommen, unser Kriegsminister, unser Generalstabschef, der deutsche Generalstabschef und der deutsche Kriegsminister sowie andere Generale, die künftighin als Heerführer gelten konnten, wurden mit Absicht auf Urlaub geschickt, damit die Welt draußen meinen sollte, daß Oesterreich-Ungarn, daß Deutschland gar nicht an den Krieg denken, daß durch den endlichen Kriegsausbruch Deutschland im „tiefsten Frieden“ über Nacht werden solle. Wie sich Hofrichter eine Reihe von Mißbüß geschaffen hat, um hinterher jene zu täuschen, die ihn zur Verantwortung ziehen werden, so haben sie es alle gemacht, der deutsche Kaiser, der Högendorf, der Kriegsminister und der Berchtold. Der bewußte Mordessenord sollte so vorbereitet werden, daß sie hinterher vor der Geschichte als jene erscheinen konnten, die nichts mehr verabscheuen als den Massenmord, und es war ihnen möglich, durch Jahre hindurch mit ihren glatten Jesuitengefichtern diese Täuschung dem ganzen Volke gegenüber aufrecht zu erhalten. Jetzt erst, durch die Münchener Enthüllung, der hoffentlich sehr bald auch Enthüllungen aus dem Wiener Kriegsarchiv und dem Wiener Kriegsministerium folgen werden, tritt es klar zu Tage, mit welcher teuflischen Tüde der Weltkriege von denen vorbereitet wurde, die sich immer als die Urbilder der Tugend gaben. Hofrichterei im großen, sonst war es nichts. Eine ganz kalte Rechnung mit dem Blute des Volkes, eine kalte Rechnung um des eigenen Vorteils

willen, um der eigenen Machtvergrößerung willen. Es ist nötig, daß man sich einzelne dieser Leute herausgreift, um es faßlich zu machen, warum neben dem ungeheuren Blutverbrechen an allen Völkern einherschreiten mußte die gemeinste und niederträchtigste Ausbeutung, die je die Welt gesehen hat.

## Der Milchmeier als Oberbefehlshaber.

Erzherzog Friedrich, der zu Beginn des Krieges als Oberbefehlshaber eingesetzt wurde und dem man schließlich einen Jahresgehalt von 800.000 Kronen zahlte, war der hervorragendste Typus der Kriegsgewinnerei. Er war es, der schon im ersten Jahre, als die Not an Nahrungsmitteln zu steigen begann und damit die Preise für die verschiedensten Nahrungsmittel, als einer der ersten mit seiner Milchmeierei umfattle. Aus den Erzherzog Friedrich'schen Meiereien wurden vor dem Kriege insbesondere die milchhungrigen Kinder versorgt. Da die Kriegsteuerung die Erhöhung der Fleischpreise, nicht aber in gleichem Maße auch die Erhöhung der Milchpreise brachte, sattelte Friedrich um. Er züchtete Schlachtvieh, nicht mehr Milchvieh auf. Das Fleisch trug höheren Gewinn. Seine Hasenjagden, die jährlich einen Ertrag von 20.000 Hasen lieferten, trugen schon im Jahre 1915 ein Mehrfaches. Ebenso seine Fasanjagden und von Jahr zu Jahr steigerte sich dieser Gewinn. Schließlich war kein Hase mehr auf dem Markte zu sehen. Denn so wie der große Jagdbesitzer Erzherzog Friedrich handelte, so handelten alle die Kavaliere, die am Kriege vor allem verdienen wollten.

## 4000 Kronen Taglohn für Baden und Neichenau.

Auf die Ernte wurde die Kriegsgewinnerei getrieben von dem neuen Kaiser, von dem im Volke so „geliebten“ Kaiser Karl. Er ließ sich von willfähigen Generalen und Staatsbeamten, von dem Herrn Stöger-Steiner, dem Kriegsminister und von dem Herrn Seidler, dem Ministerpräsidenten, für seine „Arbeit“ als Oberbefehlshaber, die darin bestand, daß er im Automobil zwischen Neichenau und Baden hin und herpendelte, einen Taglohn von mehr als 4000 Kronen bezahlen. Die Herrschaften sind erst im Sommer 1918 darauf gekommen, daß man auch diese Arbeit auf Kosten des Volkes bezahlen könnte, und um es gründlich zu machen, haben sie es gleich rückwirkend gemacht. Im Sommer 1918 wurde dem Herrn Karl von Lottringen rückwirkend für seine ganze Regierungszeit der Feldherrnlohn von nahezu 2 1/2 Millionen Kronen auf einmal ausbezahlt und dann jeden Monat weitere 125.000 Kronen. Diese bodenlose Schmutzerei erinnert an eine Geschichte, die schon vor Regierungsantritt Kaiser Karls rühbar wurde. Als Ferdinand ermordet war, war es Karls und Zitas dringendstes Bestreben, sich all das anzusehen, wovon sie später einmal Ruhmnießer sein sollten. Sie hatten nicht einmal den Taft, den Tod des alten Kaisers abzuwarten, um sich schon als künftige Herren und Gebieter in Szene zu setzen. Auf einem dieser Wege kamen sie auch einmal in den Reservengarten von Schönbrunn, wo ein slovakischer Tagelöhner, der seit zwanzig Jahren im kaiserlichen Garten Dienst machte, mit Erlaubnis seiner Vorgesetzten einige Bienenstöcke aufgerichtet hatte. Die Zita fragte, wem die Bienenstöcke gehören. Es wurde ihr die Auskunft, daß sie dem Tagelöhner gehören, worauf sie sofort sagte: „Aber die Bienen werden doch von unseren Blumen genährt!“ Das Ende vom Liede: Dem Tagelöhner wurden die Bienenstöcke, die er seit Jahren gezüchtet hatte und die ihm eine bescheidene Erhöhung seines Tagelohnes eintrugen, um einen Pappenspiel abgekauft, um 200 Kronen

oder etwas mehr, und er wurde angewiesen, künstlich den Honig für die Zita-Familie abzuliefern. Der Slovak war schließlich gescheitert als der künftige Kaiser und seine hohe Gemahlin. Er tat, wie ihm befohlen, baute sich daneben aber einen neuen Bienenstock, dessen Nutznießung ihm blieb. Aber diese Geschichte ist charakteristisch für das Herz der Landesmutter, als welche uns von feilen Goldschreibern des Monarchismus diese Zita immer aufgeschwätzt wurde. Im übrigen konnte man auch an der schätzbaren Eile, mit der die Zita und ihr hoher Gemahl den Franz Josef von der Stephanskirche in die Konuzinergruft führten, daß die Zita förmlich mit ihrer Schleppe nachrennen mußte, um den Leichenzug zu erreichen, erkennen, wie gierig auf Herrschaft und alles das, was mit der Herrschaft zusammenhängt, diese allerhöchsten Menschen waren.

Diebe und Nutznießer in allen Rängen. Wundern wir uns nicht, wenn solche Beispiele von allen anderen auch befolgt wurden, die in der Umgebung der allerhöchsten Herrschaften und der Luft des Generalstabes den Krieg verbrachten. Es wurde gewissenlos mit dem Gute aller Bürger gewirtschaftet. Die Generalstäbe, die höheren Kommanden haben überall geraubt, haben das Beste für sich in Anspruch genommen. Ein Feldmarschalleutnant hat für die Ausstattung seiner Tochter zweimal 2000 Meter Leinwand aus den militärischen Vorräten holen lassen und noch anderes dazu. Und für die Soldaten, die Kranken und verwundeten, hatte man nicht Leinwand, hatte man nicht Hemden. Saumstarrend ließ auch einer dieser Kerle, die die Nutznießer des Krieges waren, der Herr Generalstabarzt Dr. Frisch, der nichts kannte als den Befehl seines Kaisers, den er jede Minute auf den Lippen hatte, die Kranken und Verwundeten selbst in den Wiener Spitälern liegen. Wochenlang mußten die Kranken Soldaten ohne frisches Hemd bleiben, ohne frisches Leintuch. Sie selber aber haben gelebt in Saub und Braus bis hinunter in die untersten Ränge des Generalstabes. Kein einziger von diesen Leuten hat sich wirklich vor den Feind gewagt, jeder war im sichersten Hintergrund. Die Masse der Frontoffiziere wurde im Anfang des Krieges noch gepörselt und mancher tapfere und ehrliche Soldat aus dem Offiziersstand hat damals den Tod erleiden müssen. Später hat man auch das Karonensutter im Offiziersbrod aus der Bevölkerung geholt, später hat man nur mehr Reservfähriche und Reservelieutnants dem Feinde entgegengeschickt. Sie mußten ihr Blut und Leben lassen, damit die anderen weiter Nutznießer sein konnten.

### Die Verteidiger.

Und niemand hat diese ganze Vorterrwirtschaft von oben bis unten, vom Kaiser bis zum letzten Generalstabs-offizier, heißer verteidigt als die ekleude „Reichspost“, als der Tageschriftsteller Funder, der zu Beginn des Krieges „Rache für Ferdinand und Sophie“ als das Schlagwort des Tages hinausgeworfen hat, der von dem Balkon seiner Redaktion herunter blutrünstige Ansprachen an das Volk hielt und der nun Tag um Tag dahinter ist, der aus der Not gebornen Republik ein am Zeuge zu flüchten, von dem man fast mit Sicherheit annehmen kann, daß er um die Ränke weiß, die da und dort gesponnen werden von diesen Generalstäblern und ihren trottelhaften Nachläufern, Ränke gegen den neuen Staat.

Die „Reichspost“ ist heute noch frech. Heute erlaubt sie sich noch, von Irrtum zu reden, wenn wir ihre Ränke abwehren. Sie traut sich noch von der Würde der Presse zu reden, sie, die die Presse immer dazu mißbraucht hat, das Volk zu belügen und zu betrügen, mit vollem Verwustsein, und immer darauf aus war, niedrigsten und ordinärsten Gewinn zu machen. Heute allerdings beginnt dem Manne, der immer das Maul so weit offen hatte, schon der Schrecken in die Glieder zu fahren. Heute fällt er schon von einem Gewaltanschlag, der gegen die „Reichspost“ geplant ist, und tut so, als ob man mit ihm nicht noch anders fertig werden könnte, als daß man ihn gewaltfam beseitigt. Es ist gar nicht nötig, Gewalt gegen solche Burschen anzuwenden. Neben der Herrschsucht wohnt die Feigheit und die Feigheit wird ihm schon die richtigen Töne mit der Zeit geben und das richtige Bekenntnis zur neuen Ordnung der Dinge. Er wird schon zahm werden von selber

und mit ihm werden zahm werden alle die Burschen, die die Zeit nicht vergessen können, wo sie an vollen Schächeln saßen, während die Mannschaft im Schächelgraben hungerte und mit ihnen die minderen Offiziere, die Offiziere aus dem Volke, die alles Leid so bitter ertragen mußten wie die Mannschaft selber. Nicht diese rütteln an dem neuen Staate oder versuchen es, sondern die Kameraden Postrichters, die Generalstäbler in allen Rängen sind es; denen wir die Warnung zuwenden haben, daß sie das Spiel nicht wagen sollen. Es würde für sie ungünstig enden.

## Rückzug aus Serbien.

### 1. Auflösung und Unordnung.

Für den Kenner der Verhältnisse ist das schmachliche Ende, das die Okkupation Serbiens durch Oesterreich-Ungarn nach fast vierjähriger Dauer genommen hat, nicht überraschend gekommen. Es ist ja wahr, daß der Abfall Bulgariens vom Bündnis den Ententeheeren die Tore nach Serbien öffnete; aber daß sich der Abzug der Okkupationsbehörden in der beschämenden Form vollzieht, ist das spezielle Verdienst des hohen Militär-Generalgouvernements Serbiens. Vor allem sei festgestellt, daß das selige Oberkommando der Okkupationsverwaltung einen fast ausschließlich magyarischen Einschlag zu geben verstand, wodurch sich zur allösterreichischen Dummheit magyarische Brutalität gesellte. Was die von ungarischen Auditeuren geleiteten Militärgerichte der wehrlosen Zivilbevölkerung angetan haben, ist ein Schandkapitel für sich; was sich Kreis- und Bezirkskommandos, Ernennungsverwertungs- und Rohstoffzentrale u. s. w. leisteten, eine endlose Kette von Rohheit, Willkür und — Dummheit. Ebenso wie die magyarischen Richter auf Denunziationen überbelemmte Individuen, die als wohlbestallte Spiegel die ganze Verwaltung durchleuchteten, selbst anerkannt monarchiefreundliche Serben einfach zum Tode verurteilten, ebenso blindwütig hausten die Verwaltungsbeamten mit ihren magyarischen Offizieren. Die Anhänger der radikal-serbischen Pačičić-Partei hatten natürlich von Haus aus für uns nichts übrig; aber auch jenen Teil der Bevölkerung, der von Kral Petar und seinem Anhang längst nichts mehr wissen wollte, haben wir auf diese Art uns zu un-

erzählbaren Feinden gemacht. Der magyarischen Oligarchie dankten wir nicht nur den serbischen Krieg, sondern auch eine neue tiefwurzelnde Feindschaft auf Jahrzehnte hinaus.

An dieser Tatsache werden auch die schönsten Redensarten, mit denen der Herr Graf Karolyi seinen Canossengang nach Belgrad zu drapieren verstand, nichts zu ändern vermögen. Die tiefwurzelnde Feindschaft der drangsalierten serbischen Bevölkerung war aber mit einer Ursache, daß unser Rückmarsch aus Serbien zu einem schmachlichen Debakel wurde. Lange vor dem Eintreffen des regulären feindlichen Militärs muhten sich die Okkupationsbehörden vor zusammengewürfelten Bauernhaufen zurückziehen und ihnen Werte von Millionen und Abermillionen überlassen. Die Herren am grünen Tische in Belgrad freilich befahlen das berühmte „Ausbarren bis zum letzten Mann“, drohten mit Kriegsgericht, Rad und Galgen; aber daß beispielsweise ein Bezirkskommando mit fünf bis sechs kriegsinvaliden Militärschreibern, zwanzig halbblinden alten Landsturmkrüppeln und nicht viel mehr Gendarmen gegen janaisierte, wohlbewaffnete Ausländische einfach nicht gehalten werden kann, schier den Helden in Baden und Belgrad nicht einleuchten zu wollen. Der Kreis Ujice beispielsweise war drei Tage ohne jede telephonische und telegraphische Verbindung mit der Außenwelt, die Eisenbahnverbindung gesprengt, während Tausende von Ausländischen in das nur von 240 Gendarmen verteidigte Gebiet einfielen. Der Kreiskommandant ordnete unter Preisgabe immenser Vorräte an Getreide, Marmelade u. den Rückzug an das bosnische Ufer an, wodurch wieder die Lage des nachlarkeines Schabaz kritisch wurde.

## Der Rückzug aus Serbien.

2. Ueber die Drina und Save.

Wenn die Strategen des M. O. S. S. schon nicht imstande waren, durch eine ausreichende reguläre Truppenmacht die ausländische Bewegung einzudämmen, so war es höchste Zeit, die Evakuierung der bedrohten Kreise anzuordnen. Statt dessen mußten die Herren in ihrer Kopflosigkeit nichts Besseres zu tun, als unter Androhung kriegsgerichtlicher Behandlung den Rückmarsch des Kreiskommandos Ulice zu befehlen. Das war in der Früh, mittags allerdings wurde wieder der Uebergang über die Drina nach Bosnien angeordnet und nur die begleitende Gendarmerie allein fortgeschickt. Nach einem blutigen Gefecht am nächsten Tage wurde dann schließlich auch die Gendarmerie zurückgezogen.

Auch im Kreise Schabak blieb man für alle Vorstellungen über die durch die Vandenbewegung geschaffene Lage taub, schließlich aber ordnete man den Abzug binnen achthundvierzig Stunden an, und zwar (anstatt wie ursprünglich vernünftig geplant, auf verschiedenen Wegen, nach einem zentral gelegenen Orte im Hinterland) mit dem Sammelpunkt in Schabak. Die schlimmen Folgen waren unausbleiblich. Beim Eintreffen am 30. Oktober in Schabak gab es ein topfloses Durcheinander, kein Mensch wußte, wann und wohin er zu gehen habe. Die Wegschaffung des Trains über die Save erfolgte umständlicherweise auf Schleppern; natürlich: in vier Jahren hatte man keine Zeit gefunden, eine Pontonbrücke über die Save zu schlagen! Was an Getreide und Vieh (letzteres wurde noch einige Tage vorher mit einem

Aufwand von Millionen den Serben zwangsweise abgelauft) nicht schon auf dem Marische nach Schabak verloren ging, mußte dort zum großen Teil zurückbleiben, der städtische Rest wurde dann auf slawonischem Gebiet von der Bevölkerung unter verständnisvoller Mitwirkung der den Train begleitenden slavischen und Mannschaften Offiziere\* begonnen. Von der Höhe der auf diese Weise zugrunde gegangenen Werte kann man sich kaum einen Begriff machen. In den einzelnen Bezirksstationen blieben Hunderte von Waggons an Brotmehl, Hafer, Mais, Dörrpflaumen u. s. w. zurück, welche schon vor Monaten von der Heeresverwaltung um Millionen und Abermillionen aufgelauft worden waren. Wie es heißt, scheiterte der längst projektierte Brückenbau Schabak-Klenak, der für einen raschen Abtransport unerlässlich war, an dem unverständlichen Widerstand des Kreiskommandanten von Schabak, eines schwachsinrigen Greises, der aber von seinem glücklicherweise im hohen Belgrader Generalstab sitzenden Sohne gestützt und gehalten, ja sogar an der gefährlichen Klippe einer strafgerichtlichen Untersuchung glücklich vorbeigeführt worden war. Es ist schade, daß man diese Nationsgenossen des Herrn Grafen Karolyi heute nicht oder wenigstens nicht leicht zur Verantwortung ziehen kann.

Da schon Wochen vor dem Rückzug Post und Telegraph fast nicht mehr funktionierten und Zeitungen überhaupt nicht zugestellt wurden, war alles über die im Hinterland inzwischen eingetretenen Veränderungen absolut unorientiert. Nur so konnte es kommen, daß ein eben aus Schabak in Klenak eingetroffener ungarischer Obersteuermann

einen Führer, der ein kroatisches Bündchen an die Kappe gesteckt hatte, mit dem Revolver in der Hand zwang, die kroatischen Farben in den Kot zu treten. Ganz klar wurde die Situation erst im Städtchen Kuma, wo man bereits auf entvassnete, mit den serbischen Farben geschmückte Soldatenhäuser stieß. Alle Häuser hatten die serbische Tricolore gehißt und unverkennbar war es die Wüch der örtlichen Nationalausschüsse, die nichtslawischen Soldaten und Offiziere in Kuma festzuhalten. Wenigstens wurde kein Zug, weder Personen- noch Lastzug mehr abgelassen, auf der Straße gegen Krasak marschierende Trains aufgehalten und konfisziert. Deutschsprechende Offiziere wurden in den Straßen von bewaffneten Zivilisten insultiert und abends sogar angeschossen. Dies alles am Sitze des 11. Armeekorps, dessen Stab sich in vornehmer Abgeschiedenheit zurückgezogen hatte! Erst am dritten Tage gelang es, nach Jndija aus dem gaslichen Kuma in Viehwaggons zu entkommen, das bereits am nächsten Tage um die Mittagstunde von feindlichen Partisanen besetzt wurde. Diebei fielen ihnen an Lebensmittelvorräten allein Werte von etwa 15 Millionen Kronen in die Hände. In Jndija schloß sich der Bahnhofskommandant mit einem Beuten, der schon seit Tagen vergeblich auf irgend einen Befehl oder eine Weisung gewartet hatte, dem Zuge an. Knapp vor Peterwardein wurde der Zug von bewaffneten serbischen Räubern überfallen und zum Teil auch geplündert. Es entspann sich ein Heergeräusch, in dessen Verlauf sechs Räuber tot auf dem Platze blieben. Erst nach Eintreffen reichbedeutender Verstärkung aus den umliegenden Orten konnte die Weiterfahrt angetreten werden.

A. Z. AM ABEND (Fünfuhrblatt)

Nr.: 1261.

TAG: 5. 12. 1918/1

## Der Rückzug aus Serbien.

3. Durch Ungarns endlose Ebene.

In Neufah wurde der ganze Zug von ungarischen Patrouillen entwaffnet, weil es angeblich im Ungarischen keine Räuber gebe! Dies hindert aber nicht, daß der Zug vor Szabadla neuerdings überfallen wurde, wobei durch Schüsse aus bisher verborgen gehaltenen Revolvern neuerdings drei Räuber ums Leben kamen. Ueberhaupt muß hervorgehoben werden, daß die ganze Bahnstrecke im Ungarischen links und rechts von ausgespürten Waggons flankiert wird und daß man insbesondere vor me Getreideladungen aus Serbien sieht, aus denen sich die ohnedies reiche und mit allem gesegneten Bauernbevölkerung nach Herzogenstuf bedient. In Szabadla wurde wegen der vorgefallenen Schießeret der Zug unter großem Geschrei angehalten und nur der tatkräftigen Verwendung eines ungarischen Oberleutnants gelang es, von einzelnen die Gefahr eines gewissen summarischen Verfahrens abzuwenden, denn „kostbares ungarisches Blut ist geflossen“, wenn es auch nur das ganz gewöhnliche Danditen war! In Szabadla wußten die Deutschösterreicher so recht, daß sie sich in einem feindlichen Lande befanden. Ueberall sah man die heldenmütigen Söhne Arpads, die Nationalgarde des Herrn Grafen Karolyi, revolvieren und wegnehmen und mehr als einmal mußte man es bedauern, seine gute Waffe abzuliefern zu haben. Eine Steigerung erfährt die sozusagen „revisionistische“ Tätigkeit im Bahnhof in Budapest. Die Offizierspatrouillen zwar sahen tatsächlich nur nach Waffen und Munition, aber andere Patrouillen, unter denen sich nicht selten ein oder mehrere Mitglieder aus der Altkleiderbranche befinden, reifen unbewaffneten Leuten mit vorgehaltener Schußwaffe buchstäblich die Kleider vom Leibe. Mit

Stimmen muß man übrigens in ungarischen Zeitungen, besonders in dem plötzlich radikal-demokratisch gewordenen Börsenjournal des Herrn Deszsi Weisz, lesen, was die Budapestische „Volksregierung“ für die Heimkehrer alles tue und wie klaglos sich der ganze Verkehr abspiele. In Wahrheit hungern die Tausende im Bahnhof ungesammelt und es herrscht ein Chaos, das jeder Beschreibung spottet; speziell die in die Richtung Wien abgehendenzüge werden, obwohl schon buchstäblich bis an die Dächer besetzt, fortwährend aus- und umrangierrt, man weiß nicht, ob aus politischer Berechnung oder purer Absichtlosigkeit.

Die letzte Leidensstation gab es zwei bis drei Stationen außerhalb Budapest. Was serbische, kroatische oder ungarische Räuber nicht schon an sich gebracht hatten, wurde nun das Opfer einer dreißigköpfigen „Grennärade“, die mit brutaler Gemessenheit den abgehenden Heimkehrern den letzten Rest ihrer Mundvorräte, ihrer Kleider, Wäsche und Schuhe abnahm. Rauchmaterial verschwand sofort in den eigenen Taschen dieser Heiden, alles übrige Greifbare wurde in kühnem Schwunge durch die Fenster dem mit Körben und Säcken beladene Handgesindel zugeworfen. Das Geld eine besondere Anziehungskraft ausübte, verweist sich. Besonders empörend wirkte, daß man selbst den auf den Waggondächern hundenslang hängenden armen Soldaten Schuhe und Wäsche abnahm. Die Blüte der ungarischen Nation, Schüler ungarischer Kadettenkassen, denen auch nur im geringsten nahezutreten, noch vor wenigen Wochen ein großes Wagnis gewesen wäre, sich dieser sauberen Arbeit willig ihre Unterstützung. Diesseits der Beltza ging ein freundliches Aufatmen durch die Waggons und deutsche Heimatlieder klangen bewegt in den stillen Abend hinaus...

## Soldatenheimkehr.

Ein Kulturbild vom Kriegsende.

Durch mehrere Wochen rollten in schier endloser Folge die Soldatenzüge aus dem Süden über die Alpenkämme und durch die Quertäler der Nordalpen herab zur Donau, um von hier nach allen Richtungen auseinanderzulaufen, die Wagen vollgepfropft, die Trittbretter und Puffer behängt mit Menschenleibern und auf den Dächern selbst malerische Gruppen von Heimkehrern, liegend, hockend und stehend, die Tage um Tage hier oben wohnen, alle nur von dem einen Gedanken erfüllt, nach Hause zu kommen, nach langer, schrecklicher, nun beendeter Kriegsplage. Armselige Reste der Menschheit, die übriggeblieben von unzählbaren Scharen, die der Wahnwitz der Herrscher in die furchtbare Hölle des Krieges gestoßen. Wer in entgegengesetzter Richtung fuhr, sah in kurzen Zwischenpausen diese Soldatenzüge vorbeirrollen, deren Gruppenbilder auf den Dächern im Scheine der Bahnhofslampen ungewohnte phantastische Momentbilder boten. Ob es einem Photographen eingfallen ist, diese lebenden Bilder vom Ende des Krieges in kulturgeschichtlich interessanten Aufnahmen festzuhalten? Trotz der vielen Unglücksfälle standen immer wieder einzelne dieser still dahingleitenden, die Leiblichen Gefahren misachtenden Männer hoch aufgerichtet auf den Waggondächern. Wenn auch der warnende Pfiff der Lokomotive vor der Einfahrt in ein Tunnel sie vor dem drohenden Berschellen und Abstürzen, wenn sie sich jäh niederwarfen, meist bewahrte, vor jeder Straßenunterfahrung mahnte er sie nicht und am gefährlichsten wurden ihnen die Spanndrähte bei den Bahnhofsanlagen, besonders die Lademaße für Waggons, die unsichtbar nahen und gar manchen herabstreifen auf seiner letzten Kriegsfahrt. Zu Hunderten zählten die Opfer der Heimfahrt, die tot oder tödlich verwundet neben oder auf dem Geleise lagen. Kein mitleidiger Angststurz rettete die oben Stehenden, sie schienen stumpf und taub gegen jede Warnung zu sein. Wie sie da oben standen, die stolzesten Figuren dieser lebenden Bilder, als Todesandidaten auf der Fahrt zu ihren Lieben, die eine Friedhoffahrt für sie bedeutet!

So kamen immer wieder neue Waggonreihen, oft zu 60, 80, ja bis 100 Wagen, aus Tirol über Salzburg bis Linz, wo die böhmische Bahn über Budweis abzweigt und der Menschenschwall sich in zwei Ströme teilte. In Linz, wo der Zustrom aus Deutschland die Scharen vermehrte, hartete der ungeduldigen Fahrer eine neue Enttäuschung, und da sie das Neben verlernt und so lange nur mit der Schußwaffe gesprochen haben, trachten besonders bei den tschechischen Regimentern bald einzelne Schüsse gegen die Lokomotiven hin, um die Weiterfahrt zu erzwingen. Wenn die Lokomotive noch da war! Es fuhren so viele Züge, daß die Lokomotiven nicht ausreichen, weshalb immer wieder einlaufende Züge warten müssen, bis für sie ein Gespann zur Verfügung war. Deshalb hielten die Züge vier bis sechs Stunden draussen auf dem Geleisegewirr vor dem Bahnhof bei der Ortschaft Gaunberg. Hier, wo Tag und Nacht stets einige Reihen von Soldatenzügen harren mußten, entwickelte sich ein seltsames Bild von einem

## Soldatenlager.

Tagelang dauerte schon die Fahrt bis hieher, oft hielt der Zug stundenlang, aber nie wissen die Heimkehrer, wie lange er hält und die Abfahrt will niemand verpassen und den eroberten Platz will niemand verlieren. Daher leben sie nur von den Vorräten, die sie bei der großen Katastrophe an der Front zusammengerafft und mitgeschleppt haben. Vielen sind sie schon ausgegangen. Was Wunder, wenn die Schrebergärten und Acker neben der Bahn nach dem schönen Kohl geplündert werden. Viele haben seit Tagen nichts anderes gegessen als Kohl. Nicht einmal frisches Wasser ist genug für die große Menge. Nicht alle zugleich können sich immer mit frischem Vorrat versehen. Jeder muß sich das Wasser selbst holen, nichts ist mehr organisiert. Keine lieben, mitleidigen Schwestern bemühen sich mehr um die abgerackerten Vaterlandsverteidiger. Sei, wie lustig ging es in den Krieg, hu, wie traurig geht es aus ihm zurück, der alten Heimat zu! Die Heimkehrer sind auf ihre eigene Haut angewiesen. Sie haben gar draussen Zeit gehabt, das Kochen zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Schuldfrage.

### Wichtige Erklärungen Lord Haldanes.

Rotterdam, 8. Dezember. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ veröffentlicht einen Bericht seines Londoner Berichterstatters, der geeignet ist, das allergrößte Aufsehen zu erregen. Diesem Berichte zufolge machte der ehemalige englische Kriegsminister Haldane am 20. v. M. in einem Vortrage Mitteilungen über die Vorbereitungen Englands und Frankreichs für einen Durchmarsch durch Belgien.

Lord Haldane sagte u. a.: Unsere Anstrengungen begannen schon in Friedenszeiten und das geschah unter dem Einfluß wichtiger militärischer Einsicht. Er könne darüber sprechen, da er als Kriegsminister ja die Aufgabe hatte, die Generale zu ernennen, welche die Hilfsexpeditionsarmee leiten sollten.

Schon im Juni 1906 sei er von der französischen Regierung ins Vertrauen gezogen worden und man gab ihm zu erkennen, daß in Frankreich große Besorgnis wegen eines Angriffes durch Deutschland bestände, in den auch England hineingezogen werden könnte. Bei dieser Gelegenheit erklärten die Franzosen: Wir verlangen nicht, daß Sie sich binden, Sie müssen frei sein, daß für Sie die Möglichkeit besteht, uns zu Hilfe zu kommen. Seit damals, erzählte Haldane, sagten wir das Problem ins Auge und waren für diesen Fall vollkommen vorbereitet.

Haldane erzählte dann: Wir haben am Montag den 5. August 1914 um 11 Uhr vormittags mobilisiert, 36 Stunden, bevor wir den Krieg erklärten. Die Mobilisierung war aber noch keine Kriegserklärung. Wir wollten nur bereit sein. In einigen Stunden nach der Kriegserklärung hatte unsere Flotte das Expeditionskorps über den Kanal gebracht; noch bevor irgend jemand etwas wußte. Die Abteilungen erreichten ihre Vereinigungsplätze innerhalb von neun Tagen.

## Soldatenheimkehr.

Ein Kulturbild vom Kriegsende.

### Ein Soldatenlager.

(Fortsetzung.)

Vor dem Bahnhof Linz sieht man also ein echtes Soldatenlager. Feuerbrände löten zu beiden Seiten der Jüge und auf den zeitweise leeren Zwischengeleisen und geschäftige Menschen hocken um sie. Die letzten Vorräte tun sich auf. Aber man geht nicht sparsam um. Säufen von Mehl und Grieß, gare Sterze und gefochte Erdäpfel liegen da, und wenn dann unvermutet die Signalfreife des Zugführers das Zeichen der Abfahrt gibt, springen die Menschen vom brodelnden Topfe auf und lassen die Maßzeit im Stiche, denn: „Nach Hause, nach Hause!“, das ist der einzige Gedanke, der diese Massen in jähe Bewegung setzt. Das nasse Herbstwetter und die Stampftritte dieser Menschenherden haben den Boden in weitem Umkreis in einen Morast verwandelt, der als Miststätte der menschlichen Notdurft die Beschaffenheit einer Kloake hat, denn derselbe Boden ist Kochherd und Klosett und der Kochtopf steht zwischen Säufen menschlicher Exkremente. Niemandem fällt es ein, wenigstens mit Kalb die Ablagerung zu bedecken. Mit dem erstorbenen Kriege scheint hier auch jede Kriegsorganisation des Hinterlandes gebrochen zu sein.

In diesem eferregenden, stinkenden Quatsch liegen außer den Speiseresten zerstreut angebrannte Stücke von Planken, von Latten, Stangen und Brettern, die von überall her als Heizstoffe zusammengetragen werden, auch

aus demolierten Eisenbahnwagen. Schwelstangen, die zum Unterhänden verwendet werden, finden sich neben leeren und teilweise noch gefüllten Konservendbüchsen; Andpie von Soldatensolden, Spaugen, Lumpen und selbst noch brauchbare Kleidungsstücke sind in den erdigen Brei eingetreten. Hier sieht man weggeworfene Schuuhelme, zerrissene Patronentaschen, einzelne Lederriemen, Räder und Radgeselle und anderes zerbrochenes Kriegsgerät, Schrauben und Nägel, Blech- und Messingteile, gebrochene Platten, Geschirre, Kochgeräte und anderes wir durcheinander.

In diesem ämlichen, einen Pesthauch ausströmenden Wischmach treten und klapfen fortwährend Zivilisten, und zwar hauptsächlich Frauen aus Linz umher. Denn das Soldatenlager ist zugleich ein Handelsplatz. Hier kann man wieder einmal billigere Waren bekommen. Besonders Decken und Feltblätter, die die Soldaten von draußen mitgebracht haben, die sie für wenige Kronen, am liebsten aber für Brot verschachern. Das lockt Tag und Nacht menschliche Wesen an. Muse erschaffen aus den Waggons und von den Dächern herüber und hinüber. Und das Ganze macht in seinem Schmutz, den kniffigen Handelsmanieren der zahlreichen Spekulantinnen mit dem zubringlichen profitgierigen Geselle und Geleiße den Eindruck eines orientalischen Bazars übelster Sorte. Freilich jagt die Schutzwache immer wieder die Händler fort, aber wie ein Spagenschwarm kommen sie von neuem zwischen und hinter den Wagen herum und wieder beginnt das Schachern und Geleiße der Leute. Werden zwei Handelnde einig, dann untersucht der Käufer mit Kennerblick die wollene Decke auf etwaige Inwohner. Garantie auf infektensfreie Ware wird natürlich keine gegeben.

Der Stiel vor dem Zustand dieses Ortes und des menschlichen Luns treibt uns fort, bevor die Patrouille wieder einmal eingreift, die schachernde, leisende, gewinn gierige Menge abzurängen und den Ort wenigstens moralisch auf kurze Zeit zu reinigen.

### Die Mausefalle.

Nicht ungefährlich ist das Verweilen hier gewesen. Sehr leicht geht ein Revolver oder ein Gewehr los und bei Nacht knatte es häufig, besonders bei der Abfahrt eines Zuges. Die Dehntreter haben wenig blinde Patronen bei sich. Sie kommen ja vom Feinde her. Sehr begierlich, wenn ihr vom Schlachtenlärm betäubtes Gehirn noch überall Feinde sieht. Auch bei der Bahnhofswache gehen die Schüsse leicht los. Ein Vorfall am Vortag war traurig genug. Zwischen zwei solchen Soldatenzügen besand sich ein leeres Geleise. Auf dieses wurde ein Wagon gehoben, darin stand ein rinnendes Weinsäß. Gleich stürzten die Soldaten mit ihren Eßschalen herbei, die begehrte Flüssigkeit aufzufangen. Anlah genug für die Bahnhofswache, die damals noch militärisch war, gegen die Plünderer einzuschreiten. Diese standen nicht ab. Da ließ der kommandierende Stabsfeldwebel zwei Maschinengewehre aufstellen und schon knatterten die Schüsse zwischen die zwei Waggontreihen hinein. Fünf Tote und neunzehn Verwundete waren das Ergebnis dieses einen Dinger Geschichtes; auch Eisenbahner waren unter den Opfern. Der Alkohol hat wieder einmal sein teuflisches Spiel mit Mensch neben getrieben. Das in die Menge hineingeschobene Weinsäß hatte die Wirkung einer Mausefalle gehabt, der Wein war der lockende Speck gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

## Soldatenheimkehr.

Ein Kulturbild vom Kriegsende.  
Im Soldatenzug von Linz nach Wien.

(S. 1267)

Auf fast allen Stationen, wo der Zug hielt, stand immer eine große Menschenmenge. Aber selten stieg jemand ein oder aus, natürlich durchs Fenster. Diese Menschen drängten sich alle an den Zug, um zu kaufen. Es wurde viel gehandelt, aber wenig verkauft. Die Soldaten hatten nicht mehr viel; etwas wollten sie mit nach Hause nehmen. Manchmal riefen die draußen um Brot und die herinnen auch. Brot war der begehrteste Handelsartikel bei beiden, Brot und Mehl. Vor Wien hatten sie Angst, daß ihnen alles weggenommen werde. Einer zog fünf schmutzige Hemden übereinander an und steckte noch ein paar Lumpen hinein. Er sah aus wie eine Falstaff-Figur.

Unter den Kameraden herrschte brüderlicher Kommunismus. Wer etwas zu essen oder zu rauchen hatte, teilte es mit dem Nachbar. Und doch kannten manche einander erst einige Stunden. Es ist viel Roheit und viel Herzensgüte unter dem Soldatenvolk. Die Roheit haben sie gelernt in der schlimmen Schule des Krieges, die Güte haben sie von zu Hause mitgebracht. Sie ist ihnen nicht verlorengegangen. Der Friede mag die Armen heilen von den Krankheiten der Seele.

Einen Vorteil hatte es, daß fast alle nichts mehr zu essen hatten. Sie brauchten nichts zu verdauen. Das Klosett war unerreichbar. Wenn man zum Fenster hinaus-

sah, bemerkte man kleine Fontänen aus verschiedenen Wagenfenstern springen. Not kennt kein Gebot. Der Soldat ist Naturmensch geworden; er kennt keinen „Schenker“. Es kam auch vor, daß manche der Welt draußen auf eigene Weise den Rücken zeigten.

Die Fahrt war bis Melawinkel verhältnismäßig gut vor sich gegangen. Der Zug, der um  $\frac{1}{5}$  Uhr früh von Linz hätte abfahren sollen, aber sich erst um  $\frac{1}{8}$  Uhr in Bewegung setzte, kam um  $\frac{1}{4}$  Uhr nach Purkersdorf. Noch hofften alle, um 4 Uhr in Wien zu sein. Aber der Zug rührte sich nicht mehr. Wie lange die Stockung dauern werde, wußte niemand zu sagen. Gegen 6 Uhr abends fuhr zum allgemeinen Verdruß der Schnellzug vor, der freilich fahrplanmäßig schon um 8 Uhr 10 Minuten früh hätte in Wien eintreffen sollen. Endlich nach dreistündigem Warten kam der ersöhnende Ruf. Doch es ging nicht weit. Länger als drei Stunden dauerte die ruckweise Gleitfahrt bis Wien. Um  $\frac{3}{9}$  Uhr abends war die Tortur endlich überstanden.

Stammenswert war dabei die Geduld aller Soldaten. Wenn jemand schimpfte, waren es nur die paar Zivilpersonen, die mitfuhren. Die Heimkehrer hochten und warteten. So hochten und warteten sie draußen fünfzig Monate lang auf den Frieden. Sie haben gelernt, sich in Unabänderliches zu fügen. Nur müssen sie es als das erkennen. Gern sprachen sie von dem großen politischen Umsturz; sie wollten immer Neues erfahren, denn sie alle mußten nur Einzelheiten. Sie freuten sich alle, daß ihre Länder bereits Republiken waren. Die Deutschösterreicher waren stolz auf ihre Republik wie die Ungarn auf die ungarische. Hoffen wir, daß sie alle zu Hause gute Republikaner werden.

F. H.

NEUE FREIE PRESSE

940 53 WERTURIEG

Nr.: 19520 TAG: 28. 12. 1918

[Ein Wort an deutsche Dichter.] Richard Dehmel sendet uns im Namen und Auftrag der unterzeichneten Dichter und Schriftsteller eine Zuschrift, in der es heißt: „In dieser schicksalsschweren Stunde, die vielen Edelsten aller Völker vor Trauer und Scham den Mund verschließt, dürfen wir Deutschen Dichter nicht schweigen. Aufstehend zu dem Stern der Verheißung, der Deutschlands düsteres Weh nachts mit heiligem Hoffnungsschimmer beglänzt, erheben wir feierlichen Einspruch gegen die Vergewaltigung, die der Völkerraub unserem Vaterlande antun will. Was unsere jetzt gestürzten Gewalthaber am menschlichen Geist gesündigt haben, wenn auch unter dem Zwange der feindlichen Einkreisung, das Gottesurteil des Krieges hat es enthüllt, und unser Volk ist bereit, es zu sühnen. Nicht aber ist unser Volk dazu da, eine Büchse zu erlauben, die unmenschlicher ist als seine Schuld und nur der Rachsucht, Machtsucht und Habsucht fremder Gewalthaber Vorschub leistet. Ein Frevel ist es, daß das demokratische Frankreich, die Waffenstillstandsbedingungen missachtend, den deutschen Bezirken Elsaß-Lothringens schon jetzt die fremde Amtssprache aufzupflanzt, daselbe Frankreich, das jahrzehntelang den deutschen Sprachzwang in den westlichen Bezirken als brutalen Imperialismus brandmarkte. Eine Schandtat ist es, wenn Italiener, Slowaken, Tschechen und Polen sich wie die Schafale unter dem Schutze des britischen Löwen auf Grenzgebiete stützen dürfen, die jahrhundertlang als Bollwerke der deutschen Kultur in Ansehen standen. Ein Verbrechen ist es, wenn sich England an unseren Kolonien bereichert. Wir nehmen keinen Landstrich als deutsch in Anspruch, auf dem überwiegend fremdes Volk wohnt; wir ehren das Selbstbestimmungsrecht auch des kleinsten Nachbarvolkes, das eigene Sprache und Gesittung hegt. Aber Straßburg ist eine deutsche Stadt! Danzig und Breslau sind deutsche Städte! Das Rheinland ist deutsch, Tirol ist deutsch! Es gibt Deutsch-Böhmen, Deutsch-Pärzzen, Deutsch-Frain! Und auf die wilden Länner und Völker, deren Kulturmierung Deutschland angebahnt hat, behält es solange rechtmäßigen Anbruch, bis der gesamte Kolonialbesitz

sämtlicher Kulturnationen in die gemeinschaftliche Verwaltung des Völkerbundes übergeht. Das alles ist so selbstverständlich, daß kein anständiger Mensch es anzweifeln kann. Wir rufen laut in die Welt: jedd ausländige Menschen! Trete tu für das einfachste Menschenrecht, für das Heiligtum der Blutsverwandtschaft! Wir rufen es nicht bloß unseren Volkstämmen zu, nicht bloß den Alemannen im Elsaß, den Schwaben in Währen, den Friesen in Schleswig; wir sind die Stimme des deutschen Gewissens, die alle Völker anhören müssen vor dem ewigen Gerichtshof der Menschheit. Keine Untat bleibt ungegahnt; sie rächt sich noch an den Kindeskindern. Seht, ihr Völker, wie Deutschland jetzt leidet, weil es sich eine kurze Zeit von dem Größenwahn der Machtstüchtigen verblenden und betrügen ließ! Ladet nicht dasselbe Unheil auf euch, indem ihr die gerechte Genugtuung durch maßlose Gewinnsucht entwehrt! Julius Maria Becker, Emanuel v. Bodman, Waldemar Bonsels, Karl Bröger, Hermann Bunte, Hans Carossa, Richard Dehmel, Paul Ernst, Herbert Entenberg, César Flaischen, Kurt Heynide, Arno Holz, Bernd. Isenmann, Norbert Jacques, Hanns Johst, Jakob Kneip, Heinrich Lerch, Emil Ludwig, Thomas Mann, Alfred Rombert, Alfons Raquet, Richard v. Schantz, Werner Seyndell, Johannes Schlaf, Hermann Stehr, Will Vesper, Jakob Wassermann, Wilhelm Weigand, Josef W. aller.“